This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

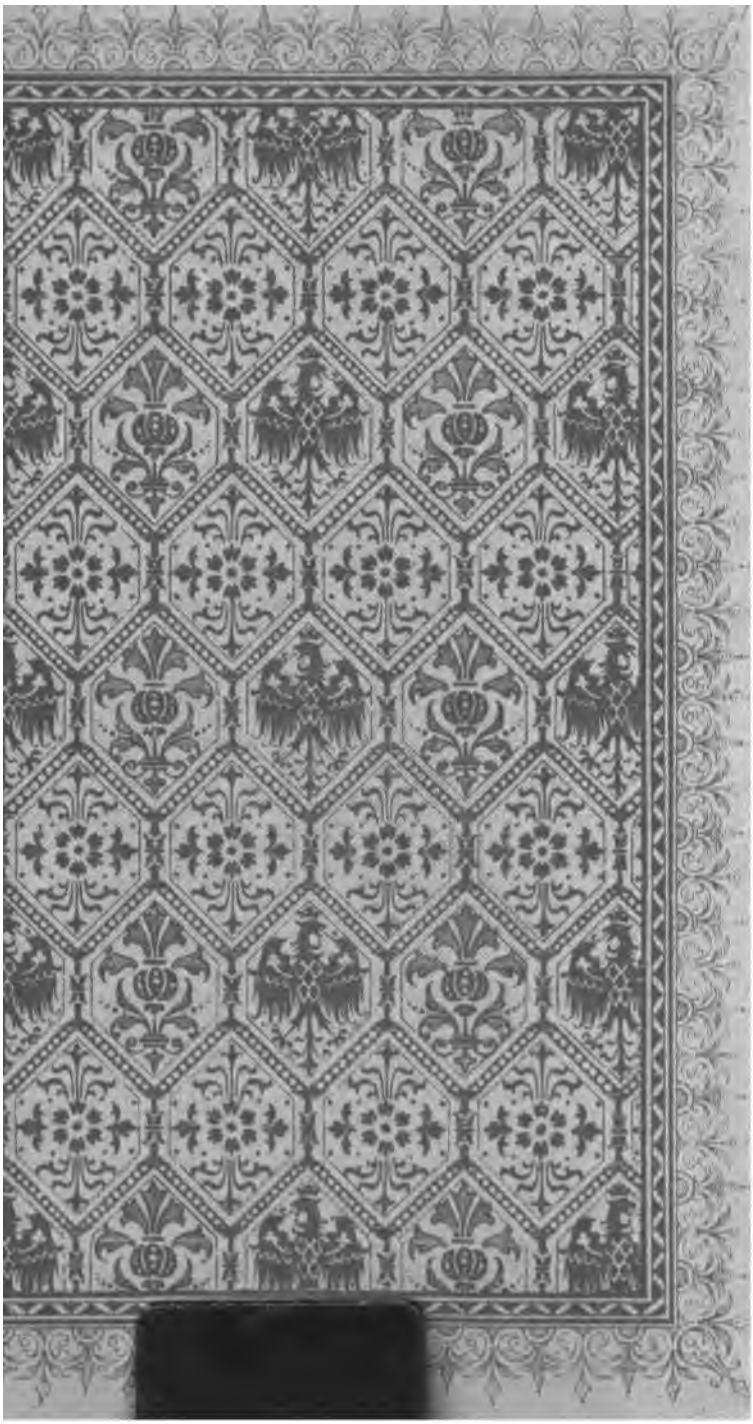
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

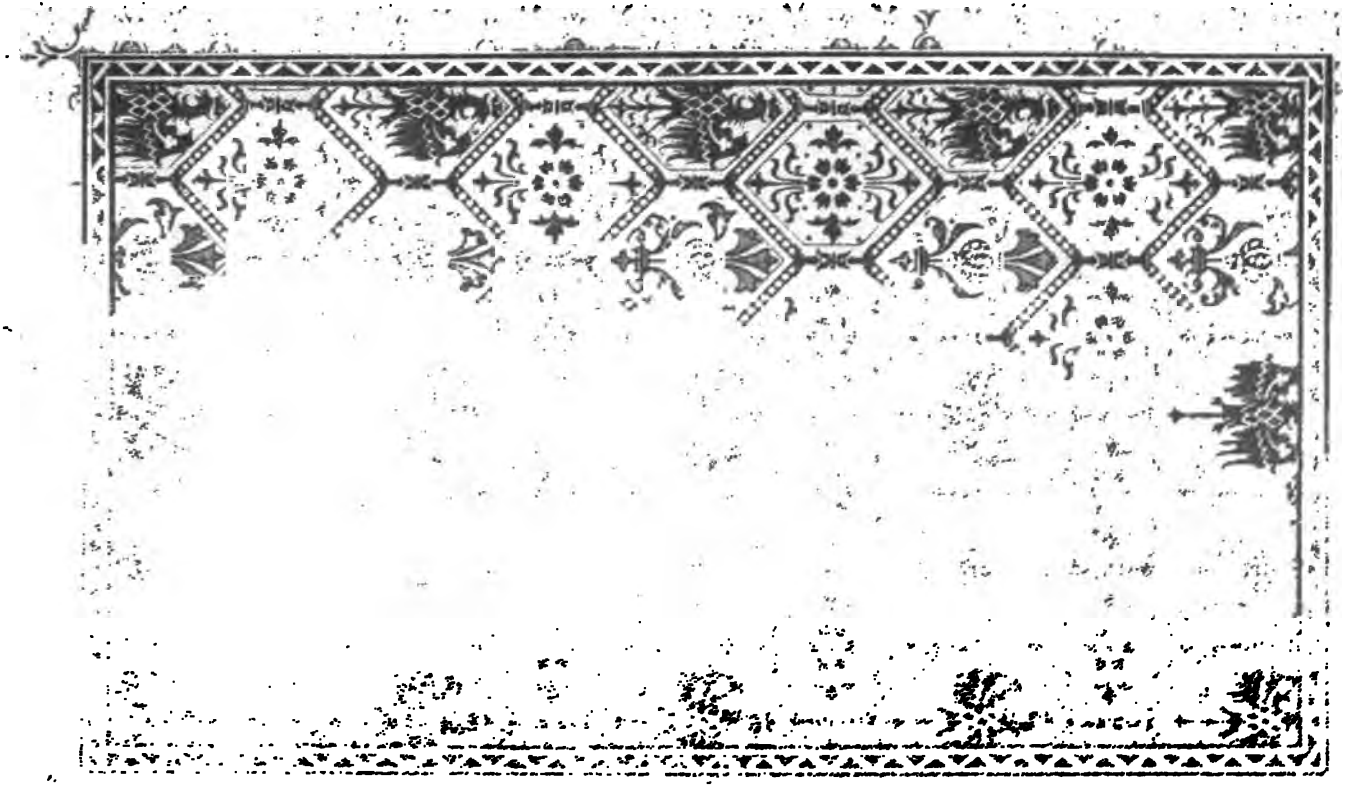
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

G. Freytag
gesammelte
Werke.





~~150~~ 833.7
~~C100~~ F895l

# Gesammelte Werke

von

## Gustav Freytag.

Zweite Auflage.
(6.—10. Tausend.)

**Zwanzigster Band.**

---

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1898.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.
Q. 51570
MAY 22 1901

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

# Inhalt.

## Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Dritter Band. Aus dem Jahrhundert des großen Krieges. (1600—1700.)


Seite

**Einleitung:** Rückblick auf die Endergebnisse des 16. Jahrhunderts. — Größere Ausbildung der Einzelnen. — Mängel der protestantischen Bildung. — Die Erhebung des Katholicismus. — Gegensatz der romanischen und deutschen Art. — Politische Schwäche des Protestantismus. — Die Habsburger. — Das Mißbehagen im Volke . . . . . 1

1. **Der dreißigjährige Krieg. Das Heer.** Stärke der Heere. — Kosten. — Art der Kriegführung. — Der politische Verlauf des Krieges. — Einrichtung der Heere: Fußvolk, Reiterei, Artillerie. — Die Schlacht. — Die Würden: Hauptmann, Fähndrich und Fahne, Unteroffizier. — Sold. — Kriegszucht. — Strafen. — Der Troß und seine Ordnung. — Schilderung des Soldatenlebens vor dem Kriege durch Adam Junghans . . . . . 13

2. **Der dreißigjährige Krieg. Soldatenleben und Sitten.** Gemisch der Nationen. — Das Lager, Spiel, Ueppigkeit, Mangel. — Aberglaube. — Laster. — Lagersprache. — Cartell. — Gefangenschaft. — Beute. — Parteigänger und Spione. — Marodeure. — Erpressungen . . . . . 64

3. **Der dreißigjährige Krieg. Die Dörfer und ihre Geistlichen.** Beschaffenheit der Dörfer. — Stellung und Sitten des Landmannes. — Einwirkung des Krieges: Geldverwirrung, Durchmärsche, Einquartierung, Quälereien. — Furcht, Trotz, Verwilderung. — Liebe zur Heimat. — Die Seelsorger und ihre Ausdauer. — Schicksale des Pfarrers Bötzinger . . 100

4. **Der dreißigjährige Krieg. Die Kipper und Wipper und die öffentliche Meinung.** Das Aufkommen der Zeitungen. — Kampf der Presse beim Beginn des Krieges. — Die Kipperzeit. — Das Geldprägen. — Verschlechterung des Geldes im Jahre 1621

Seite

und Wirkung auf das Volk. — Erkenntniß der Gefahr, Aufregung, Sturm in der Presse. — Probe aus der Flugschrift: Expurgatio der Kipper. Die Abhilfe. — Theologische Streitschriften. Begeisterung für Gustav Adolf. — Charakter des Königs. — Eine Unterredung des Königs mit dem Gesandten von Brandenburg. Das Schicksal Gustav Adolf's. Auflehnung der Presse gegen die Schweden. — Die deutsche Vaterlandsliebe in der Presse. — Die Flugschrift: Der deutsche Brutus. — Nutzen der Schweden für Deutschland . . . . . 145

5. **Der dreißigjährige Krieg. Die Städte.** Aussehen der Städte im Jahre 1618. — Einwirkung des Krieges. Aufwand, Belagerungen. — Religiöse Verfolgung. — Die Frauen von Löwenberg . . . . . 188

6. **Der dreißigjährige Krieg. Der Friede.** Festmahl der Gesandten zu Nürnberg. — Festfeier in einem thüringischen Dorfe. — Zustand des Landes nach dem Kriege. — Seine Verwüstungen. — Versuch einer Schätzung. — Die politische Lage Deutschlands nach dem Kriege. — Die Folgen für die östreichischen Provinzen . . . . . 217

7. **Die Staatsraison und der Einzelne.** Auflösung des deutschen Reiches. — Die Parteien der Fürsten. — Die Herrschaft des Beamtenstaates. — Die Staatsmänner nach dem deutschen Kriege. — Landstände. — Neue Steuern. — Niedrige und unsichere Stellung der Unterthanen. Einfluß derselben auf Charakter. Ansicht des Volkes vom Staate. Kühle Theilnahme. — Die Staatsraison. Charakteristik derselben nach der Flugschrift von 1678: Idolum Principum. — Stimmung bis 1740 . . . . . 242

8. **Brautstand und Ehe am Hofe.** Die Mode und Galanterie als fremde Mittel Zucht zu erhalten. — Brautwerbung einer Standesperson in Wien. Die fürstlichen Familien. — Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz. Brief der Kurfürstin Charlotte von der Pfalz an den Kaiser. — Urtheil über sie und ihren Gemahl . . . . . 266

9. **Aus dem Leben des niedern Adels.** Ueberreste der alten Raublust um 1600. — Duelle. — Reiselust. — Zunahme der höfischen Bedeutung. — Schilderung eines wohlhabenden Edelmanns von 1650—1700. — Der Briefadel. Der Stadtadel. Neugeadelte Kaufleute von 1650—1700. Beschreibung ihres Lebens. — Die

Seite

Masse des Landadels. Die Krippenreiter von 1650—1700. Schilderung derselben nach dem „Edelmann" von Paul Winckler. — Bessere Zustände seit 1700. Das Ritterrecht. Größere Sorge um die Wirthschaft. Vorrechte des Adels. Hoffähigkeit und Hofämter. Beamten- und Offiziersadel. — Eindringen neuer Bildung. — Gellert. — Fall der Vorrechte. — Vereinigung des Adels mit dem Bürgerthum . . . . 294

**10. Aus deutschen Bürgerhäusern.** Abschluß der Stände. — Knechtische Gesinnung und fremde Mode. — Geselliger Verkehr. — Ordnung und Zucht bei Brautwerbung. — Erzählung des Friedrich Lucä. Veränderung im Ausdruck herzlicher Empfindung. — Leben im Hause. — Aufblühen Hamburgs. — Brief des Bürgermeisters Schulte an seinen Sohn in Lissabon. — Das Pflichtgefühl des Mannes. — Berend Jacob Carpfanger. — Traurige Zeitung aus Cadix . 348

**11. Jesuiten und Juden.** Verfall der Kirchen. — Protestanten und Katholiken. — Auch die Jesuiten sind schwächer geworden. — Lage der Juden seit dem Mittelalter. Ihre gewinnbringenden Geschäfte. — Die Juden in Prag. — Geschichte des Simon Abeles. — Sieg der Humanität über die religiöse Unduldsamkeit . . . . . 386

**12. Der deutsche Bauer seit dem dreißigjährigen Kriege.** Zustände des Bauern seit dem großen Kriege. — Dienste und Lasten. — Verschiedenheit nach Landschaften. — Verschlimmerung seines Wesens durch den Druck. — Härte des Urtheils der Gebildeten. Probe davon aus dem Büchlein: Des Baurenstands Lasterprob von Veroander. — Erste Zeichen der Besserung. — Die Aufklärer. — Schilderung des deutschen Bauern durch Christian Garve. — Aufregung der Bauern um 1790. Befreiung. — Die Gegenwart und was noch zu wünschen bleibt . . . . . 421

**13. Gauner und Abenteurer.** Einfluß der Reformation. Polizei. — Räuber und Mordbrenner. Fremde Gaukler. — Schilderung der Vagirenden nach Garzoni. — Komödianten und Einfluß der Abenteurer auf die Literatur. — Vornehme Gauner. Goldmacher . . . . . 457

# Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Dritter Band.

## Aus dem Jahrhundert des großen Krieges.

(1600 — 1700.)

# Einleitung.

Das Jahr 1600 fand ein Volk, das in den letzten hundert Jahren eine ungeheure Wandlung durchgemacht hatte. Ueberall ist der Fortschritt zu erkennen. Man vergleiche ein ernstes Buch von 1499 und 1599. Das erstere in schlechtem Latein geschrieben, dürftig der Wortvorrath, schwerfällig die Darstellung, nicht leicht verständlich der Sinn. Von selbständigem Geist, von eigener Ueberzeugung nur wenig Spur. Um alte Schulphrasen, deren Bedeutung erst durch genaueres Erforschen ihrer allmählichen Entwicklung klar wird, übt sich der Scharfsinn im unnützen Unterscheiden von Nebensachen; es ist ein greisenhaftes Wesen, fast wie in dem absterbenden Alterthum. Wol gibt es Ausnahmen, aber sie sind sehr selten. Selbst das Latein der älteren Humanisten erinnert an die spitzfindige Blödigkeit der Mönchssprache ebenso sehr als an die kunstvollen Redewendungen antiker Rhetoren. Von den Wenigen, welche für das Volk deutsch schreiben, wird am liebsten die Thorheit der Menschen geschildert, die Fehler der Stände, belehrend oder in Beispielen, selbst bei Sebastian Brant langsam, einförmig. Einmal überrascht in der Theologie das Aufleuchten einer tiefsinnigen Beschaulichkeit von erhabenster Größe, aber sie ist eine Art Geheimlehre für die trostbedürftigen Seelen im Zwange des Klosters. Wol ist es Philosophie, aber noch getrennt vom Leben.

Ein Jahrhundert später erkennt man auch in dem mittelmäßigen Schriftsteller eine selbständige Persönlichkeit. Der

Verfaſſer iſt gewöhnt, über den Glauben und das Erdenleben nachzudenken, er verſteht ſeine Empfindungen, auch leiſe Bewegungen der Seele darzuſtellen, er kämpft für eine eigene Ueberzeugung, er iſt in Glauben und Wiſſen, in Liebe und Haß eine Individualität geworden. Noch bleibt auch er regelmäßig an das Gemeingiltige gebunden. Aengſtlich iſt der Theologe bemüht ſich orthodox zu erweiſen, mehr als billig eignet ſich der Schriftſteller die Arbeiten ſeiner Vorgänger zu, noch hat das Urtheil, die Gelehrſamkeit und Bildung für unſere Empfindung viel Eintöniges. Aber daneben erſcheint überall Eigenthümliches, faſt immer ein kräftiger, rühriger Menſchenverſtand, in der Proſa ein eigener, oft originneller Stil. Drei Geſchlechterfolgen haben für den Glauben gekämpft, viele Einzelne ſind für ihre Ueberzeugung in den Tod, Tauſende in das Elend gegangen. Der Märtyrer iſt nicht mehr ein unerhörtes Ding, eine Ungeheuerlichkeit, es gehört zum Weſen des Mannes, in den höchſten Fragen eigenes Urtheil zu vertreten. Hundert Jahre früher waren es wenige ſtarke Seelen, welche ihr ſelbſtändiges Leben gegen die gemeingiltige Mittelmäßigkeit ſetzen durften, im Volke lebten die Einzelnen vor ſich hin, ohne gemeinſame Ideen, ohne Begeiſterung; im feſtgeſchloſſenen Kreiſe der Genoſſen ſeinen Vortheil ſuchen, ſich gegen unleidlichen Druck auflehnen, das war der Inhalt ihrer Kämpfe geweſen. Jetzt aber iſt in die Nation der Enthuſiasmus gekommen, der Einzelne empfindet ſich in engem Zuſammenhange mit Millionen, er wird getragen durch die Beiſtimmung aller Gleichgeſinnten, er handelt und leidet für eine Idee. — So viel größer waren die Menſchen geworden, zunächſt in den proteſtantiſchen Landſchaften; doch auch den katholiſchen war ein Theil dieſes Segens gekommen.

Aber jede höhere Entwickelung erzeugt auch neue Verbildungen; das Kind iſt frei von mancher Krankheit, welche den Leib des Jünglings durchſchüttert. Der Proteſtantismus, der ſo Großes im Volke gethan, war noch lange nicht in ſeinen

letzten Endziele entwickelt. Er forderte unabläſſige innere Thätigkeit des einzelnen Menſchen, er drängte überall zu freier Selbſtbeſtimmung, und doch konnte er ſich noch nicht über den unleidlichſten Grundzug der alten Kirche erheben. Auch er wollte noch den Glauben ſeiner Angehörigen beherrſchen und jede abweichende Ueberzeugung als Ketzerei verfolgen. Luther's Rieſennatur hatte die eifrigen Geiſter zuſammengehalten, er ſelbſt hatte vorhergeſagt, daß ſie nach ſeinem Tode nicht feſt bleiben würden. Er kannte ſeine treuen Gehilfen genau, ihre Schwächen, den Drang nach eigenen Wegen.*) Melanchthon, feſt in ſeiner Wiſſenſchaft und in den Störungen, welche das Tagesleben brachte, aber befangen und unſicher in großen Geſchäften, vermochte den Feuergeiſt der Entſchloſſenen nicht zu beherrſchen. Auf jenem Reichstage, der zu Augsburg 1547 begann, hatte der ſiegreiche Kaiſer in ſeiner Weiſe auch den Streit der Kirchen einzufrieden geſucht, er hatte eine vorläufige Feſtſtellung der Glaubensſätze, das Interim, den geſchlagenen Proteſtanten aufgedrängt. Vom Standpunkt der Katholiken mit äußerſter Duldſamkeit, die nur erträglich war, weil ſie allmählich zur alten Kirche zurückführen ſollte, vom Standpunkt der eifrigen Proteſtanten mit unerträglicher Tyrannei, der auch da zu widerſtehn war, wo ſie über ſolche Kirchenfragen entſchied, welche ſelbſt Luther für unweſentlich, für Adiaphora gehalten hatte. Gegen dieſen Zwang erhoben ſich überall die geiſtigen Führer der Gegenpartei. Hunderte von Predigern ließen ſich aus ihrem Amte treiben und pilgerten am Stecken ins Elend, mehr als einer fiel als Opfer der wüthenden Reaction. Es war die Heldenzeit des proteſtantiſchen Glaubens, ein großer Anblick noch für uns; einfache Prediger, Väter mit Weib und Kind, welche für eine männliche Ueberzeugung leiden; ſie haben, ſo hoffen wir, die Opferfähigkeit in Deutſchland für alle Zeiten in die

*) Nicolaus von Amsdorf, Antwort auff Doct. Pommer's ſchelt-wort. 1549. 4.

Seele des Volkes gelegt. Bald sollten ihnen Tausende von Laien nachfolgen.

Aber diese Erhebung der Seelen brachte auch eine Gefahr. Das Interim wurde der Anfang heftiger theologischer Streitigkeiten unter Luther's Anhängern selbst. Unhold ist der Verlauf dieser Händel, die besten Geister wurden verbittert und rieben ihre Kraft auf in einem Hader, für dessen einzelne Streitsätze wir uns nicht mehr begeistern können. Und doch soll man von diesem Kampfe der Zeitgenossen und Schüler Luther's nicht gering denken. Es sind tüchtige Männer, welche gegen einander stehn, große Ueberzeugungen, sittlicher Ernst. Wenn es peinlich ist, den Amsdorf gegen Bugenhagen, und den Flacius, der noch vor Kurzem hebräischer Lector Wittenbergs gewesen war, gegen Melanchthon selbst im Streit zu sehen, so soll man sich auch sagen, daß das Ausbrechen der Gegensätze gerade die erste Folge des ungeheuren innern Fortschrittes war. Jeder der feurigen Streiter klagte so schmerzlich, daß die Gegner die Einheit der neuen Kirche zerrissen. Keiner ahnte, daß diese Zerstörung der Einheit zwar ein großer Uebelstand für sein Herrschergelüst, aber kein geringer Fortschritt in der Charakterentwicklung der Deutschen war.

Der Kampf der Männer wurde auch ein Kampf der Universitäten: die Nachkommen Friedrich's des Weisen hatten mit dem Kurhut auch die Universität Wittenberg verloren, Melanchthon und die Wittenberger standen unter dem Einfluß des politischen Moritz und seines Bruders, die eifrigsten Lutheraner sammelten sich auf der neuen Universität Jena.

Aber diesem Geschlecht leidenschaftlicher Männer folgte eine anders geartete Nachkommenschaft. Um das Ende des Jahrhunderts schien der deutsche Protestantismus in den meisten Landschaften sicher vor äußeren Gefahren; da kam den Geistlichen übergroße Selbstgefälligkeit, Herrschsucht, alle Fehler eines bevorrechteten Standes. Einflußreiche Rathgeber schwacher Fürsten, immer noch Beherrscher der öffentlichen

Meinung, verfolgten sie selbst zuweilen den Andersgläubigen mit den Waffen der alten Kirche. Sie riefen einigemal die weltliche Macht gegen die Ketzer auf, der Pöbel stürmte in Leipzig Häuser der Reformirten, in Dresden wurde ein höfischer Geistlicher wegen Ketzerei, freilich auch aus politischen Gründen, sogar hingerichtet. So warf das neue Leben auch tiefe Schatten in die Seelen des Volkes.

Auch in den katholischen Landestheilen regte sich ein stärkeres, fremdartiges Leben. Die katholische Kirche schuf aus sich heraus eine neue Zucht der Geister, eine feste Art menschlicher Bildung, die der protestantischen scharf entgegengesetzt war. Auch in der alten Kirche wurde eine größere Vertiefung des inneren Lebens erreicht, dem gemüthlichen Bedürfniß der Gläubigen wurde die uralte Lehre von der Gefolgeschaft der Mannen Christi in neuen Formeln, Bildern und Verheißungen geboten, noch einmal wurde die Idee der alleinseligmachenden Einheit wirksam. In Spanien, in Italien erhob sich die neue Religiosität, auch sie voll Hingabe, Opfermuth, Kampfesfreude, voll glühender Begeisterung, reich an starker Männerkraft. Aber es war jetzt ein Glaube für Romanen, nicht für Deutsche. Was er forderte, war Vernichtung der freien Persönlichkeit, Losreißen von allen Banden der Welt, schwärmerische Unterwürfigkeit, willenloses Einordnen des Mannes in die große Gefolgeschaft Christi. Das einzelne eigene Leben hatte sich zum Opfer zu bringen für die Herrschaft der alleinseligmachenden Kirche, ohne Nachprüfung, ohne Bedenken. Während der Protestantismus die einzelnen Menschen so hoch faßte, als er jedem die Pflicht auflegte, selbständig von innen heraus Anschluß an das Göttliche und Verständniß der Welt zu suchen, umschloß der neue Katholicismus das Wesen des Einzelnen mit eherner Hand. Der Protestantismus war, trotz aller Fürstentreue der Reformatoren, im innersten Wesen demokratisch, der neue Katholicismus faßte alle Menschenkraft, deren rücksichtslose Hingabe er forderte, in einer geistigen Zwingherrschaft zusammen, unter dem Machtgebot

der Obern in der Kirche, bald auch im Staat. So ſtark war die Spannung der Gegenſätze zwiſchen Deutſchen und Welſchen.

Der große Vertreter dieſer neuen Richtung in Kirche und Staat war der Jeſuitenorden. In der leidenſchaftlichen Seele eines ſpaniſchen Edelmannes brannte das düſtere Feuer der neuen katholiſchen Lehre auf, unter aſketiſchen Bußübungen im engen Verkehr einer kleinen Genoſſenſchaft bildete ſich Art und Weiſe ſie auszubreiten. Im Jahre 1540 beſtätigte der Papſt die Geſellſchaft, kurz darauf eilen die erſten Mitglieder des Ordens über die Alpen und den Rhein nach Deutſchland, ſchon herrſchen ſie auf dem Concilium zu Trient. Ihre rückſichtsloſe Entſchloſſenheit kräftigt die Schwachen, erſchreckt die Wankenden. Merkwürdig ſchnell richtet ſich der Orden in Deutſchland ein, wo noch alter Glaube unter dem neuen zu finden war, er erlangt Gunſt bei den Vornehmen, Zulauf vom Volke. Einige Fürſten übergeben ihm die geiſtliche Herrſchaft ihrer Länder, vor allen die Habsburger, neben ihnen deutſche Kirchenfürſten, welche die ſchwankende Treue ihres Gebietes nicht durch einheimiſche Kraft feſtigen können, endlich die Herzöge von Baiern, welche ſeit hundert Jahren gewöhnt waren, den Vortheil ihres Hauſes im engen Anſchluß an Rom zu ſuchen. Als die Väter zuerſt nach Deutſchland hinüberſtiegen, war das ganze deutſche Volk auf dem Wege proteſtantiſch zu werden; noch beim Beginn des dreißigjährigen Krieges waren nach Verluſten und Erfolgen auf beiden Seiten drei Viertheile Deutſchlands ganz oder in der Majorität proteſtantiſch. Im Jahre 1650 war der ganze neue Kaiſerſtaat wieder katholiſch, und außerdem das größte Drittheil von Deutſchland. So gut hatten die fremden Prieſter ihrer Kirche gedient.

Einem Wunder gleich war ihre Thätigkeit. Vorſichtig, Schritt für Schritt, planvoll, feſt entſchloſſen, nie ſchwankend, dem Sturme weichend, unermüdlich wiederkehrend, nie das Begonnene aufgebend, nach größtem Plane auch das Kleinſte mit Aufopferung betreibend, bot dieſe Genoſſenſchaft die einzige Erſcheinung einer unbedingten, willenloſen Hingabe Aller an

eine Idee, die nicht in einem Einzelnen ſich ausdrückte, ſondern in der Genoſſenſchaft. Der Orden herrſchte, aber jeder Einzelne war unfrei, auch der Ordensgeneral war verantwortlich.

Der Orden erwarb Ehre und Gunſt, wohl verſtand er ſich beliebt oder unentbehrlich zu machen, wo er hinkam; aber er blieb in Deutſchland doch fremd. Das Unheimliche des furchtbaren Princips empfanden nicht nur die Proteſtanten, welche ihn ohne Aufhören mit ihren papierenen Waffen, den Flugſchriften, zu bändigen ſuchten und für jede politiſche Unthat, die aus der Nähe und Ferne berichtet wurde, verantwortlich machten. Auch in den katholiſchen Ländern blieb er ein Gaſt, ein einflußreicher, vielgeprieſener, aber den Geiſtlichen und Laien kam von Zeit zu Zeit die Empfindung, daß er nicht zu ihnen gehöre. Alle geiſtlichen Genoſſenſchaften hatten ſich dem deutſchen Volksgeiſt angepaßt, Benedictiner, Kreuzherren, Bettelmönche, — die Jeſuiten nicht. Es iſt natürlich, daß in der katholiſchen Geiſtlichkeit ſelbſt dieſe Empfindung am ſtärkſten war, denn auch ihr irdiſcher Vortheil wurde oft durch die Jeſuiten beeinträchtigt.

So ſtehen ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei entgegengeſetzte Richtungen der Bildung, zwei verſchiedene Quellen der Sittlichkeit und Thatkraft gegen einander im Kampfe: fromme Ergebung und unbedingte Unterordnung gegen Pflichtgefühl und prüfende Selbſtbeſtimmung, ſchneller, rückſichtsloſer Entſchluß gegen gewiſſenhaftes Zweifeln, weit überlegte, planvoll nach weiten Zielen hinarbeitende Thatkraft gegen mangelhafte Parteizucht, Drang zur Einheit gegen Streben nach Abſonderung.

So erſchienen die Gegenſätze überall, zumeiſt in der Politik, an den Höfen der Fürſten. Den deutſchen Fürſten war der Proteſtantismus in ſeiner unfertigen Geſtalt keine Hilfe für Bildung ihres eigenen Charakters. Er hatte das Volk gehoben, er hatte auch die äußere Macht der Fürſten höher geſtellt, aber er hatte ihre innere Feſtigkeit verringert. Schon ihre Jugendbildung wurde meiſtens zu theologiſch, um praktiſch zu ſein. Wie unſittlich manche von ihnen waren, ſie litten alle an

Gewiſſenszweifeln; für dieſe Zweifel aber gab es keine ſchnelle Antwort, wie der katholiſche Beichtvater ſie bereit hatte. Wie begehrlich viele von ihnen waren, auch ſie hatten bereits mit einem unſicheren Pflichtgefühl zu ringen, und wenn der Hofprediger ihr ſtiller Rathgeber war, er machte ſie nicht feſter. Jeder der proteſtantiſchen Fürſten ſtand für ſich, zwiſchen ihren Landeskirchen war kein feſtes Band, viel kleines Gezänk und bitterer Haß, nicht nur zwiſchen Lutheranern und Reformirten, ſogar zwiſchen den Bekennern der Augsburgiſchen Confeſſion. Auch dies verringerte ihre Kraft. Während die Prieſter der katholiſchen Kirche ihre Landesherren feſt an einander banden, halfen die proteſtantiſchen Geiſtlichen die Trennung ihrer Fürſten vermehren. So iſt kein Zufall, daß die Proteſtanten lange Zeit, wo ſie den Altgläubigen in politiſchem Kampfe gegenüberſtehn, im Nachtheil ſind. Noch war den Deutſchen der neue Staatsbau nicht gefunden und er ſollte noch durch Jahrhunderte entbehrt werden, welcher den Schwerpunkt der Regierung aus dem zufälligen Willen des Herrſchers heraushebt und in das Gewiſſen der Nation legt, welcher in geordneter Bahn den begabten und tüchtigen Bürger der Krone zum Beirath ſtellt; noch war die öffentliche Meinung ſchwach, die Tagespreſſe nicht geſchaffen, das Verhältniß zwiſchen den politiſchen Rechten des Fürſten und des Volkes wenig beſtimmt.

Und noch in der neuen Zeit, welche den deutſchen Staaten dieſe lang entbehrte Grundlage gegeben hat, vermögen wir zu erkennen, daß der Gegenſatz zwiſchen den beiden Richtungen der Bildung nicht ganz geſchwunden iſt; noch heute ſteht feſte Geſchloſſenheit der Verwaltung, ein ſchlagfertiger Mechanismus, in einzelnen Fällen eine ſchweigſame, durchgreifende, rückſichtsloſe Politik gegen das Weſen des proteſtantiſchen Staats, welches den Herrſcher zwingt zu ſprechen und zu hören, ſeine Entſchlüſſe nach der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten zu richten, zuweilen ein großes Wollen zu beſchränken, wenn es dem Volk nicht verſtändlich iſt. Dagegen macht daſſelbe höhere Princip auch die

Thorheiten der Regierenden weniger schädlich, und wenn es vielleicht ungeschickt ist, ferne Gefahr durch geheime That abzuwehren, so macht es dafür die Kraft des Widerstandes größer, den Staat dauerhafter; denn der politische Antheil des Einzelnen vergrößert seine Opferfähigkeit und adelt seine Sittlichkeit. Aber so weit war der Protestantismus um das Jahr 1600 noch lange nicht durchgebildet; nur in den Gemüthern lag er, und es kam darauf an, wie schnell ihm die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands eine kräftige Entwicklung gestatten würden.

Er war durch Karl V in die Opposition gedrängt, und er blieb in dieser Stellung. Nicht immer erschien die Politik der Habsburger der alten Kirche günstig. Oft arbeitete der Papst auch gegen sie und ihre italienischen Ansprüche. Ja, in dem zweiten Nachfolger Karl's, Maximilian II, lebte eine freie Bildung und ein wahrhaft kaiserlicher Sinn, der Deutschland wohl that und die vorübergehende Hoffnung erregte, daß eine Versöhnung der großen Parteien im deutschen Sinne nicht unmöglich wäre. Aber selbst den freiesten des Geschlechts bestimmte zuletzt der Vortheil seines Hauses. Italien, Spanien, Ungarn und die Türkei, Freunde und Gegner zogen immer wieder in eine undeutsche Politik hinab. Und was am wichtigsten war, das Hausinteresse drängte gegenüber den eigenen Landschaften in dieselbe Richtung.

Ueberall hatte der Protestantismus auch politische Erschütterungen hervorgebracht; vom Bauernkriege bis in das nächste Jahrhundert hinein hörten die Zuckungen im Volke nicht auf. Die Reformation hatte die Zungen gelöst, sie hatte den Deutschen auch das Urtheil über ihre bürgerliche Stellung freier gemacht, sie hatte dem Einzelnen den Muth gegeben, die eigene Ueberzeugung durchzufechten. Wie der Bauer jetzt laut über die unerschwinglichen Lasten murrte, so der zünftige Bürger über die eigennützige Herrschaft der Stadtgemeinde, so auch das adlige Mitglied der Landschaft über die ungemessenen Geldforderungen des Kriegsherrn. Schnell war mit Luther's

Beistimmung die wilde demokratische Bewegung von 1525 niedergeschlagen worden, aber die demokratischen Bestrebungen waren deshalb nicht geschwunden, und neben ihnen schlich das Wesen der Wiedertäufer, der Socialisten des 16. Jahrhunderts, von Stadt zu Stadt. Ihre Lehre, kaum in ein System zu fassen, in jeder Persönlichkeit anders gefärbt, vom harmlosen Theoretiker, der sich ein Gemeinwesen aus guten Bürgern ohne Eigennutz, voll Selbstverleugnung erdachte, wie schon der erfindungsreiche Eberlin gethan, bis zu dem ruchlosen Fanatiker, der zu Münster das neue Zion aufrichten half mit lügenhafter Gemeinschaft der Güter und Vielweiberei: — diese Lehre fand in jeder großen Stadt Demagogen, auf dem Lande war sie unausrottbar. Karl V hatte sie in den Reichsstädten Süddeutschlands nicht ganz vernichten können, in Lübeck war sie sogar auf eine kurze Zeit zur Herrschaft gekommen. Auch diese Regungen hatten gegen das Ende des Jahrhunderts an Kraft verloren, aber sie arbeiteten noch in der Bevölkerung, zumeist in den Gegenden, wo der protestantische Widerstand der Stände gegen den altgläubigen Landesherrn das Volk in Bewegung erhielt. So war es in Böhmen, in Mähren, in Oberöstreich. Je eifriger die Habsburger durch die Jesuiten den alten Glauben wiederherzustellen suchten, ja auch wenn sie wie Kaiser Rudolf in Unthätigkeit gewähren ließen, desto mehr wurden sie im eigenen Lande bedrängt durch die Forderungen der ständischen Opposition, wie durch die Aufregung im Volke. Und wol erkannten sie einen drohenden Zusammenhang dieser Gegnerschaft in allen Besitzungen ihres Hauses. So waren ihnen nur zwei Wege geöffnet. Entweder sie mußten selbst Protestanten werden, und das war ihnen längst unmöglich; oder sie mußten die gefährliche Lehre und die Ansprüche, welche sie in die Seelen der Menschen warf, mit Entschlossenheit vernichten, in ihrem eigenen Lande überall. Der Habsburger kam, welcher das versuchte.

Unterdeß war der Muth der alten Kirche durch große Siege, die sie in andern Ländern erfochten hatte, hoch gestiegen.

Das heftige Aufbrennen der ständischen Opposition in kaiserlichen Ländern unter schwachen Herrschern drängte die Freunde der Kirche zu gemeinsamem Handeln. Gegen die drohende Angriffsbewegung der katholischen Partei vereinigten sich protestantische Fürsten, wie einst zu Schmalkalden, wieder zu einer Union; die katholische Partei antwortete durch die Liga; den Protestanten aber lag die Vertheidigung, der Liga ein Angriff am Herzen.

Das war die politische Lage Deutschlands vor dem dreißigjährigen Kriege; eine trostlose Lage. Das Mißbehagen war allgemein, ein Zug von Trauer, die Neigung, Uebles zu prophezeien sind bedeutsame Zeichen dieser Zeit. Jeder tückischen Mordthat, die durch ein Flugblatt dem Volk verkündet wird, ist eine Betrachtung über die schlechte Zeit angehängt; aus zahlreichen Predigten und erbaulichen Schriften schallt schmerzliche Klage über die Verderbtheit der Menschen, die unseligen, argen, letzten Jahre vor dem Weltende. Und doch ist, wie wir deutlich erkennen, die Sittenlosigkeit im Lande nicht auffallend größer geworden. Der Wohlstand ist in den Städten, selbst auf dem Lande im Wachsthum, es wird viel regiert, überall bessere Ordnung, größere Sicherheit des Daseins. Allerdings hat sich mit dem Reichthum Genußsucht und Aufwand vermehrt, schneller dringen neue Moden ein, auch in den untern Schichten des Volkes erwacht die Begehrlichkeit, mannigfaltiger ist das Leben und theurer, und häufiger zeigt sich Gleichgiltigkeit gegen das Gezänk der Geistlichen. Uns gilt dies nicht als ein nationales Unglück, es ist die nicht immer anmuthige Folge größerer Ansprüche, ja sogar Bedingung des materiellen Fortschritts. Anders erschien es den Zeitgenossen. Auch die Besseren sind verdüstert, auch so freudige Naturen wie der ehrliche Bartholomäus Ringwald, werden zu Unglückspropheten und wünschen sich den Tod.

Und doch hatte solche Trauer die höchste Berechtigung. Es war etwas krank im Leben der Deutschen, auf ihnen lastete

ein Unverſtandenes, das auch die Bildung der Beſten verkümmerte. Es iſt wahr, die Lehre Luther's war der größte geiſtige Fortſchritt, den Deutſchland je durch einen Mann gemacht hat, aber mit jeder Erweiterung der Seele ſteigern ſich auch die Forderungen an das Leben. Der idealen Neubildung mußte eine entſprechende Fortbildung der irdiſchen Verhältniſſe folgen, die größere Selbſtändigkeit im Glauben forderte gebieteriſch eine ſtärkere politiſche Kraftentwicklung. Gerade die Lehre aber, welche wie die Morgenröthe eines beſſern Lebens erſchienen war, ſollte dazu beitragen, dem Volke das Bewußtſein ſeiner politiſchen Ohnmacht zu geben, und ſie ſelbſt ſollte durch dieſe Ohnmacht einſeitig und engherzig verbildet werden. In zahlloſe Landſchaften unter ſchwache Fürſten getheilt, überall von kleinlichem Gezänk umgeben und angefüllt, fehlte der deutſchen Seele, was ihr zum fröhlichen Gedeihen unentbehrlich iſt, eine allgemeine Erhebung, ein großes gemeinſames Wollen, das Gebiet von ſittlichen Aufgaben, welches den Menſchen vorzugsweiſe freudig und mannhaft macht; die Deutſchen hatten ein Vaterland ungefähr von Lothringen bis ungefähr zur Oder, aber ſie lebten in keinem Staate wie die Bürger der Eliſabeth oder Heinrich's IV.

So gingen die Deutſchen ſchon innerlich erkrankt in einen Krieg von dreißig Jahren. Als der Krieg endete, war wenig von der großen Nation übrig. Noch hundert Jahre ſollten die Nachkommen der Ueberlebenden die männlichſte Empfindung entbehren, politiſche Begeiſterung.

Luther hatte ſein Volk aus den epiſchen Lebensformen des Mittelalters herausgehoben. Der dreißigjährige Krieg zerſtörte die Volkskraft und zerſplitterte die Deutſchen zu Einzelleben, deren gemüthliche Beſchaffenheit man wol eine lyriſche nennen darf. Es iſt eine traurige, freudenleere Zeit, welche hier nach Berichten der Zeitgenoſſen geſchildert werden ſoll.

1.

# Der dreißigjährige Krieg.

## Das Heer.

Der Gegensatz zwischen habsburgischem Hausvortheil und deutschem Volksthum, zwischen dem alten und neuen Glauben mußte zu einem blutigen Zusammenstoß führen. Wer aber fragt, wie doch ein solcher Krieg durch ein ganzes Menschenalter rasen und so furchtbare Erschöpfung eines starken Volksthums verursachen konnte, der wird die auffallende Antwort finden, daß der Krieg deshalb so groß, schrecklich und endlos wurde, weil keine von allen hadernden Parteien im Stande war, großen und entscheidenden Krieg zu führen.

Die Heere des dreißigjährigen Krieges hatten im besten Fall die Stärke eines heutigen Armeecorps. Tilly hielt vierzigtausend Mann für die höchste Truppenzahl, die sich ein Feldherr wünschen könne. Nur in einzelnen Fällen hat ein Heer diese Stärke erreicht, fast alle großen Schlachten wurden durch kleinere Massen entschieden. Zahlreich waren die Entsendungen kleiner Heerestheile, sehr groß der Abgang durch Gefechte, Krankheiten, Flucht. Und da kein geordnetes System der Ergänzungen bestand, schwankte der wirkliche Bestand der Armeen in höchst auffälliger Weise. Einmal zwar vereinigte Wallenstein eine größere Truppenmacht — den Angaben nach hunderttausend Mann — unter seinem Oberbefehl, aber nicht in einem Heer, ja kaum in militärischem Zusammenhang; denn die zuchtlosen Banden, mit welchen er im Jahr 1629 die deutschen Landschaften dem Kaiser unterwerfen wollte, lagen

über halb Deutschland zerstreut. Eine solche Soldatenmasse erschien allen Parteien als greuliches Wagniß. Sie war in der That nicht zu bändigen. Seitdem hat kein Feldherr auch nur die Hälfte befehligt.*)

Denn noch galt es für bedenklich, mehr als höchstens vierzigtausend Mann in einer Schlacht zu leiten, auf einem Kriegstheater zu erhalten. Die Schlacht war ein Kampf kunstvoll geordneter Massen, die Aufstellung selbst erforderte viel Zeit, das Heer in Schlachtordnung wurde als eine bewegliche Festung betrachtet, deren Mittelpunkt, der Feldherr selbst, alle Einzelheiten beherrschen sollte. Sein Blick mußte das Gelände übersehen, sein Wille jede Bewegung und jeden Angriff leiten. Adjutantur und Generalstabsdienst waren noch wenig ausgebildet. Die Heerhaufen in dichten Massen zusammenhalten, die Schlachtreihe durch Bodenhinderniß schützen, nicht Roß nicht Mann aus Auge und Führung lassen, gehörte zu den damaligen Grundsätzen der Kriegskunst. So mußte auch auf dem Marsche das Heer fest zusammengehalten werden, in engen Quartieren, am liebsten in einem Lagerraum. Dazu kamen Schwierigkeiten der Verpflegung, die Landstraßen schlecht, oft grundlos, die Zufuhr gezwungen, fast immer elend geordnet. Und was in der Wirklichkeit entscheidend war, ein Heer von vierzigtausend Streitern bestand wol aus hunderttausend Menschen. Der ungeheure Troß und das wilde Raubverfahren zehrten schnell die fruchtbarste Landschaft aus. So hätte die größte Feldherrnkunst kaum ein größeres Heer führen können.

Aber es war dafür gesorgt, daß man in solche Verlegenheit nicht kam. Weder der Kaiser noch ein Reichsfürst waren im Stande, vierzigtausend Mann auch nur auf ein Viertel-

*) Auch das große Heer der Kaiserlichen, welches sich vor der Schlacht bei Nördlingen 1634 vereinigte, war aus mehren Armeen zusammengezogen, aus Wallensteinischem Erbe, einer italienischem Armee, spanischen Hilfsvölkern und Truppen Maximilian's von Baiern, insgesammt vielleicht sechzigtausend Mann. Es blieb nur kurze Zeit beisammen.

jahr aus ihren Einkünften zu unterhalten. Die regelmäßigen Einnahmen der Landesherren waren weit geringer als jetzt, und die Unterhaltung der Heere weit kostspieliger. Die „Intraden" bestanden zum großen Theil aus Naturallieferungen, die bei Kriegsgefahr unsicher und schwer zu veräußern waren. Die Finanzen der Kriegführenden waren schon beim Beginn des Krieges in der traurigsten Lage. Die böhmischen Stände wirthschafteten ohne Geld und Credit, auch König Friedrich von der Pfalz vermochte mit den Hilfsgeldern der protestantischen Bundesgenossen nicht aufzuhelfen. Im Winter von 1619 bis 1620 verhungerte, erfror und verlief die halbe böhmische Armee aus Mangel an Sold und Verpflegung, im September 1620 hatten die Truppen über vier und eine halbe Million Gulden Sold zu fordern, die Meuterei hörte nicht auf. Nicht viel besser stand es damals mit dem Kaiser*), doch kamen ihm bald nachher spanische Hilfszahlungen. Und der Kurfürst von Sachsen, dessen Finanzen noch am besten geordnet waren, konnte schon im December 1619, wo er erst fünfzehnhundert Mann geworben hatte, den Sold nicht mehr regelmäßig zahlen. Was die Landstände an Kriegssteuern bewilligten, was die Wohlhabenden in sogenannten freiwilligen Gaben leisten mußten, reichte nirgends aus; Anleihen waren schon im ersten Jahr sehr schwer zu verwirklichen: sie wurden bei den Bankhäusern Süddeutschlands, auch in Hamburg versucht, selten mit Erfolg; Stadtgemeinden galten noch für zuverlässigere Schuldner als die größten Fürsten. Selbst mit Privatpersonen ward um die kleinsten Summen verhandelt. Sachsen hoffte 1621 auf fünfzig- bis sechzigtausend Gulden von den Fuggern, es beabsichtigte bei den Wohlhabenden dreißigtausend, siebenzigtausend Gulden aufzunehmen, vergebens, für ein Darlehn von zwölftausend Gulden Münze mußte die kur-

*) Bericht des kurfürstlich sächsischen Unterhändlers Lebzelter an den Geh. Rath zu Dresden bei K. A. Müller: Das (sächsische) Söldnerwesen in den ersten Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

sächsische Regierung ebenso viel Courant verschreiben, im Jahr 1620 fast fünfzig Procent mehr als sie erhalten. Nur Maximilian von Baiern und die Liga machten für den Krieg eine große Anleihe von 1,200,000 Gulden zu zwölf Procent bei der Kaufmannschaft in Genua; dafür mußten die Fugger Bürge werden, welche sich wieder für ihre Bürgschaft den Salzhandel von Augsburg versichern ließen. Gerade hundert Jahre vorher hatte dasselbe Bankhaus nicht unbedeutenden Antheil an der Kaiserwahl Karl's V gehabt, auch jetzt half es den Sieg der katholischen Partei sichern, denn der böhmische Krieg wurde noch mehr durch Geldmangel als durch die Schlacht am weißen Berge entschieden.

Aber noch mißlicher war, daß die Unterhaltung eines Heeres damals fast zweimal so viel kostete als jetzt, selbst der billige Fußsoldat war noch einmal so theuer.*) So begann

*) Es lohnt diesen Verhältnissen auf selten betretenem Pfade nachzugehn.

Der zuverlässige Jacobi von Wallhausen berechnet (Kriegskunst zu Fuß, 1615) die Monatskosten eines deutschen Fußregiments von 3000 Mann in Ungarn auf mehr als 45,000 Gulden, also die Jahreskosten auf 540,000 Gulden gutes Reichsgeld. Der gute Reichsgulden war 1615 fast nur noch Rechnungsgeld, er wurde gegenüber dem verschlechterten Currentgulden im Großverkehr und bei allgemeinen Werthangaben neben dem Reichsthaler als fester Werthmesser benutzt. Als solcher galt er noch 21 (der Reichsthaler 24) gute Groschen oder 4 Mark heutiger Reichswährung und $^3/_4$ Reichsgulden oder drei Mark war damals mittler Preis des preußischen Scheffels Roggen, der für unsere Zeit zu fünf Mark gerechnet werden soll. Ein Regiment von 3000 Mann kostete also 1615 in einem Jahre etwa 720,000 preußische Scheffel Roggen oder drei Millionen und 600,000 Mark unseres Geldes, und der Mann zu Fuß 240 preußische Scheffel Roggen oder 1200 Mark. Dabei ist Kleidung des Soldaten, welche der Mann sich selbst beschaffte, und Bewaffnung, die man nur zum Theil lieferte, nur im Sold, nicht besonders berechnet. Und gar nicht gerechnet sind die allgemeinen Armeekosten und die hohen Gehalte der Generalität. — Und als frommer Wunsch und höchste Sparsamkeit erscheint dem ehrlichen Wallhausen die Unterhaltung eines Fußregiments von 3000 Mann für 324,000 Gulden gutes Reichsgeld, also

der Krieg mit allgemeiner Zahlungsunfähigkeit der Regierungen. Auch dadurch wurde die Unterhaltung großer Armeen unmöglich.

Offenbar bestand ein verhängnißvolles Mißverhältniß zwischen der militärischen Kraft der Parteien und dem letzten Zweck jedes Krieges. Keiner der Kriegführenden vermochte die Gegner ganz niederzuwerfen. Zu klein und zu wenig dauerhaft waren die Heere, um die ausgedehnten Landstriche eines zahlreichen und kriegerischen Volkes in planmäßig angelegten Feldzügen zu bändigen. Während eine siegreiche Armee am Rhein oder um die Oder herrschte, lief ein neues Feindesheer an der Nord- oder Ostsee zusammen. Auch war das deutsche Kriegstheater nicht so beschaffen, daß dauerhafte Erfolge leicht zu erzielen waren. Fast jede Stadt war befestigt. Noch war das Belagerungsgeschütz schwerfällig und in seinen Leistungen unsicher, noch die Vertheidigung fester Plätze verhältnißmäßig stärker als der Angriff. So wurde der Krieg zum großen Theil ein Festungskampf; jede eingenommene Stadt schwächte das siegreiche Heer durch den Abgang der Besatzungstruppen. War eine Landschaft erobert, dann war der Sieger leicht nicht im Stande, dem Besiegten in offener Feldschlacht zu widerstehn.

---

für 432,000 Scheffel Roggen oder 2,160,000 Mark unseres Geldes, wornach der Fußsoldat im Regiment immer noch 720 Mark kosten würde.

In der erwähnten Schrift von K. A. Müller sind nach Acten des königl. sächsischen Archivs die Jahreskosten des sächsischen Heeres von 1620 (7700 Mann Fußvolk, 1400 Pferde, 12 Stück Geschütz, zusammen nicht 10,000 Mann) auf 1,537,433 Gulden berechnet; dabei ist Anwerbegeld, Rüstung, Kriegsgeräth, das ganze Fuhrwesen nicht eingerechnet. Allerdings war 1619, wo der obige Anschlag gemacht wurde, der Curs eines sächsischen Guldens Landesmünze bereits etwa 1/3 niedriger als des guten Reichsguldens. — Aehnliche Ergebnisse liefert die Zurückführung der Kosten kaiserlicher Werbungen auf unsere Preise und Verhältnisse. — Und dennoch galten die Söldner für schlecht bezahlt, und ihre Klage war, daß sie mit Weib und Buben nicht leben könnten. Ein großer Theil des Geldes wurde veruntreut, zunächst von den Regiments- und Compagnieführern.

Durch eine neue Anstrengung warf dieser den Sieger aus dem Felde, dann folgten neue Belagerungen und Eroberungen und wieder eine verhängnißvolle Zersplitterung der Kräfte.

Es war ein Krieg voll blutiger Schlachten, glorreicher Siege, aber auch eines unaufhörlichen Wechsels von Glück und Verlust. Groß ist die Zahl der finsteren Heldengestalten, welche aus dem Dunst von Blut und Brand ragen: der eherne Ernst von Mansfeld, der phantastische Braunschweiger, Bernhard von Weimar, und dagegen Maximilian von Baiern und die Generale der Liga: Tilly, Pappenheim und der tüchtige Mercy; die Führer der kaiserlichen Heere: der ruchlose Wallenstein, Altringer, die großen Franzosen Condé und Turenne, unter den Schweden Horn, Baner, Torstenson, Wrangel und über allen der mächtige Kriegsfürst Gustav Adolf. So starke Männerkraft in der höchsten Spannung! Und doch wie langsam und schwerfällig werden politische Erfolge errungen, wie schnell geht wieder verloren, was mit der größten Gewalt erworben schien! Wie oft wechseln die Parteien selbst die Zielpunkte, nach welchen sie stürmen, ja die Fahne, welcher sie Sieg wünschen!

Die politischen Ereignisse des Krieges dürfen hier nur kurz erwähnt werden. Er zerfällt in drei Perioden. Die erste (1618 bis 1630) ist die Zeit der kaiserlichen Siege. Die protestantischen Stände Böhmens verweigern dem Erzherzog Ferdinand die böhmische Königskrone und wählen den reformirten Kurfürsten von der Pfalz zum Landesherrn. Aber durch die Liga und den lutherischen Kurfürsten von Sachsen wird Ferdinand zum Kaiser erhoben, sein Gegenkönig, am weißen Berge geschlagen, verläßt als Flüchtling das Land. Hier und da flammt der protestantische Widerstand auf, getheilt, ohne Plan, mit schwachen Mitteln; Baden-Durlach, der Mansfelder, der Braunschweiger, zuletzt der niedersächsische Kreis mit dem Dänenkönig unterliegen den Truppen der Liga und des Kaisers; Ferdinand II, noch als Kaiser ein

Flüchtling in den Stammländern ſeines Hauſes, wirbt durch einen erprobten Söldnerhäuptling, Wallenſtein, eine Soldatenmaſſe, die er durch Kriegsſteuern und Raub in den fürſtlichen Landesgebieten ernährt. Immer größer ſchwillt des Kaiſers Heer, immer höher ſteigern ſich ſeine Anſprüche in Deutſchland, in Italien; der alte Gedanke Karl's V nach dem Schmalkaldiſchen Kriege wird in dem Enkel lebendig, er will Deutſchland ſich unterwerfen, wie er Bauern und Stände in den öſtreichiſchen Provinzen unterworfen hat, jede Selbſtändigkeit will er brechen, Privilegien der Städte, Rechte der Stände, Stolz und Hausmacht der Fürſten, ganz Deutſchland hofft er unterzuzwingen unter ſeinen Glauben, unter ſein Haus. Aber durch ganz Deutſchland ſchallt ein Schrei des Schmerzes und der Wuth über den greulichen Freibeuterkrieg, welchen der erbarmungsloſe Feldherr der Habsburger führt. Alle Bundesgenoſſen des Kaiſerhauſes erheben ſich drohend. Die Fürſten der Liga, vor allen Maximilian von Baiern, ſehen nach dem Ausland um Hilfe, ſie ſelbſt brechen den hohen Muth des Kaiſers, er muß ſeinen treuen Feldherrn entlaſſen, das unmenſchliche Heer einſchränken. Ja noch mehr. Auch der heilige Vater beginnt den Kaiſer zu fürchten. Der Papſt ſelbſt verbindet ſich mit Frankreich, um den Proteſtanten ſchwediſche Hilfe herbeizuführen.*) Der „Löwe von Mitternacht" ſteigt aus der See an die deutſchen Küſten.

Die zweite Periode des Krieges beginnt. Die katholiſche Macht hat in großem Wogenſchwall die deutſchen Länder bis zu dem nördlichen Meer überfluthet. Jetzt (1630 bis 1634) kommt die proteſtantiſche Gegenſtrömung, und unaufhaltſam überfährt auch ſie von Norden nach Süden zwei Drittheile von Deutſchland. Auch nach dem Tode ihres Königs behalten die ſchwediſchen Kriegsoberſten das Uebergewicht im Felde,

*) Ueber die Beziehungen der Gegner Oeſtreichs zu Schweden vergleiche man Ranke's Päpſte.

Wallenſtein ſelbſt fällt von dem Kaiſer ab und muß heimlich getötet werden. Schon kommt der katholiſchen Partei Muthloſigkeit. Da gewinnt ſie mit letzter zuſammengefaßter Kraft die blutige Schlacht bei Nördlingen.

Es folgt die dritte Periode (1634 bis 1648), vierzehn Jahre, in denen Sieg und Niederlage auf beiden Seiten ſich faſt ausgleichen. Die Schweden, an das Nordmeer zurückgedrängt, ſtürmen, alle Kraft anſpannend, noch einmal bis über die Mitte Deutſchlands vor, wieder fluthen die Glückswellen hin und her, aber kürzer, kraftloſer. Die Franzoſen breiten ſich beutegierig am Rhein aus, das Land verödet, Hunger und Peſt wüthen. Den Schweden wird ein Feldherr nach dem andern abgenutzt, mit unendlicher Hartnäckigkeit halten ſie das Feld und ihre Anſprüche feſt. Ihnen gegenüber ſteht ebenſo unerſchütterlich der Ligafürſt Maximilian, noch in dem letzten Jahrzehnt des Krieges kämpfen die Baiern drei Jahre lang die ruhmvollſten Feldzüge, welche das Haus der Wittelsbacher aufzuweiſen hat. Der fanatiſche Ferdinand iſt geſtorben, ſein Nachfolger, klüger und maßvoller, ein erprobter Kriegsmann, hält aus, weil er muß, auch er zäh und dauerhaft. Keine Partei vermag mehr eine Entſcheidung herbeizuführen. Jahre lang wird über den Frieden verhandelt, während die Feldherren ſchlagen, Dörfer und Städte leer werden, wildes Unkraut auf den Aeckern wuchert. Und ſieht man näher zu, wie dieſer außerordentliche Krieg zu Ende geführt wird, ſo iſt ſein Ende nicht minder unerhört als der Verlauf des Kampfes. Durch Waffenſtillſtände und Neutralerklärungen der einzelnen Landesherren wird allmählich das Bereich des Kriegsſchauplatzes beſchränkt. Dem Umſtand, daß das Land zu groß, die Heere zu klein waren, wird dadurch einigermaßen abgeholfen. Die Verbündeten in ihrem Beſtreben, den Krieg in die kaiſerlichen Erblande zu ſpielen, begünſtigen dies Abſondern einzelner Gebiete. Die Kaiſerlichen müſſen es dulden. Beide Parteien verlieren dadurch wenig

an Hilfsmitteln und Verpflegung, denn die neutral erklärten Länder ſind ſo verwüſtet, daß ſie kein Heer mehr zu erhalten vermögen. So werden mehre Fürſtenthümer Norddeutſchlands, die Mark, Sachſen, Thüringen, zuletzt Baiern vor der völligen Vernichtung bewahrt; ſo wird allmählich das Haus der Habsburger eingehegt und zum Nachgeben gebracht. Unter ſolchen Verhältniſſen kommt dem Vaterlande ein Friede, in dem faſt Alle ihre Anſprüche beſchränken, als ein gegenſeitiges Nachgeben der ſtreitenden Intereſſen, welche ſich Achtung erkämpft haben; er kommt nicht vorzugsweiſe durch große Schlachten, nicht durch unwiderſtehliche politiſche Bündniſſe, ſondern zumeiſt durch eine Ermattung der Kämpfenden. Nicht im Verhältniß groß ſind die Beſitzveränderungen; nur die Fremden haben ſich eingedrängt, und Land und Volk ſind verwüſtet. Deutſchland, welches den Frieden feſtlich begeht, hat drei Viertheile ſeiner Bevölkerung verloren.

Alles dies gibt dem dreißigjährigen Kriege das Ausſehen eines Zerſtörungsproceſſes, wie er wol bei furchtbaren Naturereigniſſen eintritt. Ueber dem Hader der Parteien regt ſeine Flügel ein ſchreckliches Schickſal, es erhebt die Führer und wirft ſie in den blutigen Staub, die größte menſchliche Kraft wird wirkungslos unter ſeiner Hand, zuletzt wendet es, von Mord und Leichen geſättigt, ſein Antlitz langſam ab von dem Lande, das zu einem großen Leichenfelde geworden iſt.

Bei ſolchem Kampfe iſt hier nicht die Aufgabe, die Feldherren und ihre Schlachten zu ſchildern, wol aber von den Zuſtänden des deutſchen Volkes zu ſprechen, von dem zerſtörenden und leidenden Theile der Bevölkerung, dem Heere wie dem Bürger und Bauer.

Seit den Burgunderkriegen und den italieniſchen Kämpfen Maximilian's und Karl's V hatte das bürgerliche Fußvolk die ritterliche Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Die Stärke der deutſchen Heere beſtand damals aus Landsknechten, freien Männern des Bürger- und Bauern-

ſtandes, unter ihnen nur einzelne Adlige. Sie waren in der großen Mehrzahl geworbene Söldner, welche ſich freiwillig durch Vertrag auf Zeit an ihre Fahne banden. Sie betrieben den Krieg wie Handwerker, hart, emſig, dauerhaft, als zünftige Leute, die ſich ſelbſt richteten und die Ordnung, welche ihnen der Kaiſer geſetzt hatte, mit umſtändlichem Ceremoniell und ſinnigen Gebräuchen umgaben. Aber kurz war die Blüthezeit ihrer Kraft. Sie fällt genau zuſammen mit der großen Erhebung des deutſchen Volkes auf den idealen Gebieten des Lebens. Ihr Verfall beginnt faſt zu derſelben Zeit, in welcher der Bauernkrieg den Aufſchwung der untern Volksſchichten brach, in welcher die widerwärtigen Händel zwiſchen Lutheranern und Reformirten zu beweiſen ſchienen, daß auch das neue Leben der Geiſter nicht alle Bedingungen eines ſiegreichen Fortſchrittes enthalte. Er läßt ſich datiren von ihrem Aufſtand gegen den älteren Fronſperg, jener Stunde, wo ſie ihrem Vater, dem greiſen Landsknechthelden, das Herz brachen. Vieles wirkte zuſammen, die neuen Fußſoldaten zu verderben, ſie waren Lohnkrieger auf Zeit und gewöhnten ſich bald, die Fahnen zu wechſeln und nicht für eine Idee zu kämpfen, ſondern für eigenen Vortheil und Beute. Sie waren nicht durch die Anwendung des Pulvers auf den Krieg ins Leben gerufen worden, aber ſie vorzugsweiſe eigneten ſich die neue Erfindung an. Und das Eindringen der Handfeuerwaffen in die Heere half allerdings zuerſt dazu, die Schwäche ihres Gegners, der alten Rittercavalerie, zu erweiſen, aber dieſelbe Feuerwaffe verringerte auch ſehr bald ihre eigene Tüchtigkeit. Denn noch waren ihre ſchweren, langſam feuernden Rohre nicht geeignet, auf dem Schlachtfelde den Sieg zu gewinnen. Der letzte Erfolg hing noch von dem maſſenhaften Anſturm der ſcharfen Waffe und dem Einbrechen ihrer Gewalthaufen in den Feind ab; noch kämpften die behenderen Schützen unter dem Schirm der Spießträger, welche ſich wieder mit eiſernen Schutzwaffen bedeckt hatten, um die Gefahr der Kugel

zu verringern. Der Landsknecht aber wollte lieber das Rohr als den schweren Harnisch und Spieß tragen; so kam es, daß die große Masse der Soldaten untüchtig zum entscheidenden Angriff wurde.

Damit vereinten sich andere Uebelstände. Noch gab es keine stehenden Heere; bei drohender Fehde wurden von großen und kleinen Landesherren und Städten Truppen gesammelt, nach beigelegtem Kriege wieder entlassen. Die Fehden waren meist kurz und örtlich eng begrenzt, selbst die ungarischen Kriege nur Sommerfeldzüge von wenigen Monaten. Die deutschen Landesfürsten, in unaufhörlicher Geldnoth, suchten sich durch Verschlechterung der Münze, — es wurde zur Auszahlung der Kriegsleute nicht selten besonders leichtes Geld geschlagen, — durch treulose Verkürzung der ausgemachten Löhnung zu helfen. Solche Ungebühr entsittlichte den Kriegsmann nicht weniger als die kurze Dienstzeit. So wurden die Landsknechte betrogene Betrüger, Abenteurer, Plünderer und Räuber.*)

Das Fußvolk trug beim Beginn des Krieges entweder das Feuerrohr oder die Pike, das Rohr zum Auflockern der feindlichen Massen, den Spieß zum Draufgehn und zur Entscheidung im Nahgefecht. Die Mannschaften der scharfen Waffe waren in der großen Mehrzahl Pikeniere, seltener Hellebardiere, zuweilen noch „Schlachtschwerter" als Hüter der Fahne, und Rondaschiere mit Kurzspieß und Schild. Beim Beginn des Krieges galt der Pikenier für den schweren Infanteristen, er trug Helm, Brustharnisch, Armschienen, den Degen und eine achtzehn Fuß lange Pike mit eiserner Spitze, den Schaft am besten von Eschenholz. Die Gefreiten und

*) Das Beste, was bis jetzt über Taktik und Strategie des dreißigjährigen Krieges geschrieben ist, findet sich in W. Rüstow, Geschichte der Infanterie. 1857. Hier sollen die Seiten des damaligen Heerwesens hervorgehoben werden, welche zu behandeln Rüstow keine Veranlassung hatte.

Subalternofficiere führten Hellebarden oder Partiſanen. Es wurde aber immer ſchwerer, für dieſe alten Landsknechtswaffen das Volk in hinreichender Anzahl zuſammenzubringen. — Von den Handfeuerwaffen hatten zwei die Herrſchaft in den Heeren erlangt, die Gabelmuskete, bei den Kaiſerlichen im Anfang des Krieges ein ſchweres unbehilfliches Gewehr von ſechs Fuß Länge mit Luntenſchloß und Kugeln, von denen zehn aufs Pfund gingen, und daneben das kürzere Hand- oder Schützenrohr, leichter und von geringerem Kaliber, welches im Anfang des Krieges auch beim Fußvolk zuweilen den veralteten Namen Arkebuſe führt.*) Der Musketier trug außer einem Seitengewehr mit wenig gekrümmter Spitze über die Schulter ein breites Bandelier mit elf Cylinderkapſeln, in denen die Ladung ſteckte, einen Luntenberger und am Riemen einen Gabelſtock, Furket, unten mit metallener Spitze, oben mit zwei metallenen Hörnern, auf den er beim Schießen die Muskete legte. Sein Haupt bedeckte noch Helm oder Sturmhaube, bald warf er auch dieſe letzte Schutzwaffe weg. Der Arkebuſier zu Fuß oder Handſchütz führte nicht Gabel und Bandelier, er lud aus Kugeltaſche und Pulverhorn. Pikeniere und Musketiere ſtanden in demſelben Fähnlein vereinigt, doch gab es ſchon lange vor dem großen Kriege Fähnlein, welche nur Feuerwaffen enthielten. Aus den Schützenfähnlein mit Handrohr, der leichteſten Infanterie, die man gern als Freicompagnien von den Regimentern ſonderte, entwickelten ſich in der Mitte des Krieges — ſoviel uns bekannt, zuerſt bei den Heſſen — Jägercompagnien, darin wol nur einzelne mit gezogenem Rohr. Die Grenadiere, welche Handgranaten werfen, werden hier und da in geringer Anzahl gebildet, z. B. 1634 von den Schweden im belagerten Regensburg.

Beim Beginn des Krieges war der Pikenier als ſchwerer

*) Jacobi von Wallhauſen, Kriegsmanual. 1616. S. 7 und Kupfer. Die Arkebuſe des 16. Jahrhunderts war ſchwerer geweſen.

Infanterist herkömmlicherweise noch der angesehene Mann, noch wurde er in den Musterrollen als Doppelsöldner aufgeführt, im Lauf des Krieges erwies er sich als schwerfällig für große Märsche, unbehilflich beim Angriff, fast unnütz, seit der Reiterei das Einhauen und die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfelde zugefallen war; so sank er allmählich in Verachtung, und das hübsche Urtheil des lustigen Springinsfeld*) drückt genau die Ansicht über seine Brauchbarkeit aus. „Ein Musketier ist zwar eine wohlgeplagte arme Creatur, aber er lebt in herrlicher Glückseligkeit gegen einen elenden Pikenier. Es ist verdrießlich, daran zu denken, was die guten Tröpfe für Ungemach ausstehn müssen; keiner kann's glauben, der's nicht selbst erfährt, und ich meine, wer einen Pikenier niedermacht, den er verschonen könnte, der ermordet einen Unschuldigen und kann solchen Totschlag nimmermehr verantworten; denn obgleich diese armen Schiebochsen" — mit diesem spöttischen Namen wurden sie genannt — „creirt sind, ihre Brigaden vor dem Einhauen der Reiter im freien Felde zu schützen, so thun sie doch für sich selbst niemanden ein Leid, und dem geschieht ganz Recht, der ja einem von ihnen in seinen langen Spieß rennt. In Summa, ich habe mein Lebtag viele scharfe Occasionen gesehen, aber selten wahrgenommen, daß ein Pikenier jemanden umgebracht hätte." Demungeachtet erhielten sich die Pikeniere bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Die Musketiere aber, die große Masse des Fußvolkes, wurden durch Gustav Adolf behender gemacht; er schaffte im schwedischen Heere die Gabel ab, — die Kaiserlichen behielten sie reglementmäßig bis lange nach dem Kriege, — erleichterte Gewehr und Kaliber zu Kugeln, von denen dreizehn aufs Pfund gingen, und führte statt des klappernden Bandeliers Papierpatronen und Tasche ein. Aber auch so waren die Musketiere, ohne Bajonett, langsam feuernd und nicht geübt,

*) Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld, Cap. 12.

in geschlossener Reihe zu kämpfen, wenig geeignet, große Entscheidungen herbeizuführen.

Dagegen wuchs der Einfluß der Cavalerie. In ihr lagen bei Beginn des Krieges noch zwei entgegengesetzte Richtungen im Streit. Die alte Ritterüberlieferung hatte Gefechtsart und Bewaffnung gemischt mit dem Landsknechtswesen, welches auch auf die Pferde gestiegen war. Noch galt die schwere Reiterei für eine aristokratische Truppe, noch führte der Edelmann sein Schlachtroß, die Ritterrüstung, die alte Ritterlanze und seinen Haufen Knechte, für welche er den Sold bezog, zu den Standarten der Cavalerieregimenter. Aber der Krieg machte auch diesen Resten alter Sitte allmählich ein Ende. Doch blieb der Ehrgeiz, als Freireiter mit eigener Ausrüstung und einem Knecht oder auch nur als „Einspänniger" einzutreten, und wer etwas auf sich hielt oder gute Beute gemacht hatte, drängte sich unter die Reiterstandarte. Bei den deutschen Heeren waren vier Gattungen der regulären Cavalerie, die Lanziers*), bis auf die Reiterstiefeln in voller Rüstung (ohne Schild), mit Ritterlanze oder dem Rennspieß der Landsknechte, Degen, zwei schweren Sattelpistolen (den Fäustlingen); die Kürassiere mit gleicher Schutzrüstung, Pistolen und Degen; die Arkebusiere, später Carabiniers, halbgerüstet mit Sturmhaube, Halsring, schußfreiem Brustharnisch, mit zwei Pistolen und einem Handrohr an schmalem Bandelier; endlich die Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, welche fast ebensowol zu Pferde als zu Fuß fochten. Dazu kam unregelmäßige Cavalerie, Kroaten, Stradioten und die Husaren, welche fast hundert Jahre vorher, im Jahre 1546, in Deutschland Aufsehen gemacht hatten, als sie Herzog Moritz von Sachsen dem König Ferdinand aus Böhmen entlieh. Damals hatte ihr Aussehen nicht übel gefallen, sie hatten türkische Rüstung, Säbel und Tartsche getragen, waren aber

*) Wallhausen (Kriegskunst zu Pferd, 1616) hält noch viel von ihnen.

als wilde Räuber im ſchlechteſten Geruch geweſen*); Guſtav Adolf brachte nur Küraſſiere und Dragoner nach Deutſchland, auch die Küraſſiere leichter gerüſtet als die kaiſerlichen, aber ihnen weit überlegen an Kraft des Angriffs. Während des ganzen Krieges war es Beſtreben der Reiterei, ihre ſchwere Ausrüſtung zu erleichtern; je mehr die Heere zu Kriegsbanden herabſanken, deſto zwingender wurde das Bedürfniß größerer Beweglichkeit.

Im 16. Jahrhundert war das ſchwere Geſchütz an Kaliber, Rohrlänge und Namen ſehr mannigfaltig geweſen, die ſcharfe Metz, die Kartaune, Nothſchlange, Nachtigall, Sängerin, Falkaune, das Falkonet, die Feldſchlange, das Scharpentin (Serpentin) u. ſ. w. mit Kugeln von hundert Pfund bis ein Pfund herab, außerdem Orgelgeſchütze**), Mörſer und Böller, Feuerbüchſen und Standbüchſen. Beim Beginn des dreißigjährigen Krieges waren die Formen bereits vereinfacht, man goß ganze,

---

*) Pasquillus Novus der Huſſeer. (1546) 4. 9 Bl. — Rondelle oder Rundarſch (Rondache) iſt ein kleiner runder Schild, Targe Tartſche der eckige.

**) Dies Geſchütz beſtand aus einer Anzahl kurzer Röhren, welche, parallel in Reihen (Regiſtern) verbunden, eine nahezu cubiſche Maſſe bildeten, deren dem Feind zugekehrte Seite etwa ſechs bis zehn Reihen von ebenſo viel Mündungen im Quadrat geordnet wies. Dieſe kunſtvolle Vereinigung von Röhren ruhte auf einer Lafette und feuerte nach den Regiſtern. Jedes einzelne Rohr aber wurde mit drei, vier und mehr Kugeln geladen, welche einzeln in Zwiſchenräumen aus dem Lauf flogen. Sollte das Feuern aufhören, ſo konnte der Mechanismus gehemmt werden. Fronſperger (Kriegsordnung Buch V. Bl. 84 der Ausgabe von 1564) rühmt, daß ſo (nach einmaligem Laden) aus hundert Röhren des Geſchützes tauſend Schüſſe geſchehen könnten. — Ein Kartätſchenſchuß that in den meiſten Fällen beſſern Dienſt. Auch war die überkünſtliche Maſchine zu theuer und unbehilflich. — Nebenbei ſei bemerkt, daß man ſchon vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutſchland viel an den Schußwaffen künſtelte. Auch damals hatte man ſchon Falkonete, welche von hinten geladen wurden. Wenn ſie in den Zeughäuſern bis auf unſere Zeit gedauert haben, ſo kommt das vielleicht daher, daß ſie wenig vor dem Feind zu brauchen waren.

halbe, Viertel- und Achtelkartaunen, mit zweiundvierzig-, vierundzwanzig-, zwölf- und sechspfündigen Kugeln*), die ersten als Festungs- und Positionsgeschütze, die letzten als Feldgeschütze; daneben noch die unverhältnißmäßig langen Schlangen und Falken. Zum Bogenwurf aber sogenannte Kammerstücke, die Mörser, welche bald auch Haubitzen genannt wurden, und die kleineren Böller für Feuerkugeln, Stinktöpfe u. s. w. Im Anfang des Krieges außerdem die Hagelstücke, welche gehacktes Eisen, Blei, Schrot, kleine Steine schossen.**) Endlich von geschmiedeten Feuerwaffen für löthige Kugeln die Doppel-, einfachen und halben Haken. Immer aber war an den Stücken für Vollkugeln die Rohrlänge des Geschützes zu groß, das Pulver schlecht, der Schuß unsicher. Gustav Adolf führte kurze und leichtere Geschütze ein; seine ledernen Kanonen, kupferne Cylinder mit dichtem Hanf- und Lederüberzug, durch eiserne Reifen zusammengehalten, erhielten sich zwar nicht***); wahrscheinlich war ihre Dauerbarkeit zu gering; aber seine kurzen Vierpfünder, auch für Kartätschenschuß von bester Wirkung, von denen je zwei jedem Regiment beigegeben waren, überdauerten den Krieg. Dies Feldgeschütz feuerte nicht nur aus fester Stellung, sondern veränderte seinen Standort mit ziemlicher Beweglichkeit auch während des Gefechts. Unbehilflich aber blieben die Bogenwürfe und Hohlgeschosse; die

*) Wallhausen, Archiley Kriegskunst. 1617. — Für die entsprechenden französischen Verhältnisse sind gute Angaben in Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie par le prince Napoléon Louis Bonaparte T. I.

**) Auch sie wurden durch die Kartätschenschüsse der Feldgeschütze unnütz, sie selbst waren die vergrößerten Feuerbüchsen des 16. Jahrhunderts. Die Feuerbüchsen, einst eine beliebte Waffe, waren kurze Rohre von zwei Schuh Länge mit einer Seele von $1\frac{1}{2}-2$ Zoll Durchmesser gewesen, von einem Mann zu tragen. Fronsperger a. a. O. Bl. 97.

***) In der Schlacht bei Breitenfeld waren die metallenen Geschütze der Schweden übermäßig erhitzt, da thaten die Lederkanonen ihren letzten großen Dienst gegen die Kroaten. — Specification, wie und welcher Gestalt die blutige Schlacht vor Leipzig sich angefangen. 1631. 4. S. 5.

letzteren, mit Stricken umſponnen, waren runden Kanonenſchlägen ähnlicher als unſern Bomben und Granaten, und blieben von unſicherer Wirkung, weil man den Zünder ſchlecht verfertigte und die Zeit des Springens nicht abzumeſſen verſtand. Das alte Bedürfniß der Germanen, auch das Lebloſe gemüthlich herzurichten, hatte ſchon in früherer Zeit den einzelnen Geſchützen beſondere Namen gegeben, der Brauch blieb, auch ſeit man Stücke deſſelben Kalibers in größerer Zahl goß; dann wurden die einzelnen Geſchütze z. B. nach den Planeten, Monaten, Zeichen des Thierkreiſes benannt, auch wol zuſammen als lauttönendes Alphabet aufgefaßt, in dieſem Fall mit einzelnen Buchſtaben bezeichnet. Auch dem Kaliber, das trotz aller Vereinfachung noch zu verſchieden war, erfand man immer neue Namen. So wird der hübſche Vergleich der Geſchütze mit Raubvögeln fortgeſetzt, die Sechsunddreißigpfünder heißen Adler, Vierundzwanzigpfünder Falken, Zwölfpfünder Geier, Sechspfünder Habichte, Dreipfünder Sperber, die ſechzigpfündigen Mörſer aber Eulen.*) Die Fortſchritte der Artillerie und ihr Einfluß auf die Kriegführung wurden nur dadurch beeinträchtigt, daß ausgelernte Geſchützmeiſter in der letzten Hälfte des Krieges fehlten; der größte Theil der Geſchützmannſchaft waren beorderte Infanteriſten, der Verluſt eines tüchtigen Artilleriſten ſchwer zu erſetzen.**)

---

*) Project zu einem Eidgenöſſiſchen Defenſionale von 1630 im Neujahrsblatt der Feuerwerker-Geſellſchaft in Zürich von 1852. S. 60.

Hierbei ſei erwähnt, daß der bildliche Ausdruck Kraut und Loth für Pulver und Blei, welcher ſeit dem 15. Jahrhundert nachzuweiſen iſt, noch immer einer Erklärung bedarf. Loth iſt ſchon mhd. Gewicht, Blei, und Kraut (Krautkammer iſt Pulverkammer) wurde im Mittelalter, ja bis in die neue Zeit zuweilen als gleichbedeutend mit „Zauber" gebraucht, z. B. in der noch lebenden Redensart: „Das müßte ja mit Kräutern zugehen." Vgl. Grimm's Wörterbuch 5, 2110.

**) Bei dem großen Uebungsſchießen in Straßburg 1590 wurden aus 12 neuen Halbſchlangen durch je zwei Mann nach einer Scheibe von 14 Schuh Höhe (7 Schuh im Halbmeſſer um den Nagel) 14 Tage lang

Das Zahlenverhältniß der einzelnen Waffen änderte sich durch den Krieg. Beim Beginn war das Verhältniß der Reiterei zum Fußvolk etwa wie eins zu fünf, bald wie eins zu drei, in der letzten Periode war die Reiterei zuweilen stärker als die Fußtruppen. Diese auffallende Thatsache ist zugleich ein Zeugniß für die Verschlechterung der Truppen und der Kriegführung. In den ausgesogenen Landschaften war die Erhaltung der Heere nur bei starker Reiterei möglich, welche in weiterem Umkreis Lebensmittel und Futter auftreiben und schneller die Gegend wechseln konnte. Und da sich zur Reiterei drängte, wer Selbstgefühl besaß oder Beute hoffte, so erhielt sich die Reiterei verhältnißmäßig in besserem Zustand als das Fußvolk, welches zuletzt in dürftiger Nachlese verzehrte, was etwa die Reiter übrig gelassen hatten. Allerdings wurde auch die Cavalerie schlechter, der Mangel an guten Kriegspferden war zuletzt noch empfindlicher als der an Menschen, und die Wucht schwerer Reiterei nicht zu erhalten, während sich in der Bandenwirthschaft der letzten Jahre der Dienst der Streifcorps und Parteigänger zu großer Vollkommenheit ausbildete. Demungeachtet that auch in den Treffen die Reiterei zuletzt das Beste: denn ihr fiel wieder die Aufgabe zu, das Gefecht durch Draufgehn zur Entscheidung zu bringen. Die letzte Armee mit tüchtiger Infanterie und „holländischer Ordnung" war die der Baiern unter Mercy von 1643 bis 1645.

Die Taktik der Armeen hatte sich seit hundert Jahren

---

von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends „ohne Unterbrechung" vierpfündige Kugeln auf 500 Schritt geschossen. Es wurden im Ganzen 1400 Schuß abgefeuert, davon trafen 391 die Scheibe; dem einzelnen Geschütz wurden also täglich etwa 8—9 Schuß zugemuthet, darunter waren nur $^2/_7$ Treffer. Dies Ergebniß scheint mit Selbstgefühl erfüllt zu haben. Vergl. Bernh. Schmidt, Eygentliche Beschreibung deß löblichen Vbungschiessens mit groben Stucken. Straßburg 1590. 4. — Aus den Berichten über Belagerungen im großen Kriege sieht man, daß bei den Heeren das Treffen häufig nicht besser glückte. Ein Büchsenmeister oder Constabler, der das „Richten" verstand, war dem Heere so werthvoll wie einer Stadt.

langsam umgeformt. Das alte Landsknechtheer war in drei großen quadratischen Haufen, Vortrab, Gewalthaufen, Nachhut, zur Schlacht gezogen, unbekümmert um Landstraßen und Saatfelder; vor ihm liefen beorderte Arbeiter, welche Gräben ausfüllen und Gebüsch niederschlagen mußten, um den unförmlichen Haufen Bahn zu machen.*) Zur Schlacht selbst stellten sich die tiefen viereckigen Massen des Fußvolkes nebeneinander, jeder Schlachthaufen bestand aus vielen Fähnlein, zuweilen aus mehren Regimentern; die Reiterei stand in ähnlicher tiefer Aufstellung an den Flügeln. Regelmäßige Reserve fehlte, nur zuweilen ward einer der drei Haufen für die Entscheidung zurückgehalten; von auserwählter Mannschaft wurde ein „verlorener Haufen" gebildet für gefährlichen Dienst, zum Erzwingen von Flußübergängen, der Besetzung eines entscheidenden Punktes, Umgehung des Feindes. Seit das Feuerrohr neben der Pike überhand genommen, wurden die großen Schlachthaufen von Schützengliedern umgeben, Schützenflügel an sie angehängt, endlich besondere Schützenhaufen gebildet. Die Unbehilflichkeit dieser schweren Schlachtmassen führte schon in den niederländischen Kämpfen zu einem Zerlegen der Schlachtordnung in kleinere taktische Körper, welche in zwei oder drei Treffen standen. Aber nur langsam bildete sich die Treffenstellung und die planmäßige Anwendung der Reserven aus. Noch war den kaiserlichen Heeren beim Beginn des Krieges Vieles von dem altgewohnten Verfahren geblieben. Immer noch wurden die Fähnlein der Infanterie zu tiefen Quadraten — den Bataillonen — zusammengefügt. Feste Stellungen suchen und die Schlacht in der Vertheidigung aufnehmen, war gegenüber den wild anstürmenden Türken in ruhmlosen Feldzügen zu sehr Brauch geworden. Allerdings konnte die Zähigkeit und die Wucht der tiefen Massen gewaltig

*) So hatte sie Sastrow am Ende des Schmalkaldischen Krieges gesehen; er beschreibt ihren Marsch sehr anschaulich.

sein, aber sie litten auch furchtbar, wenn es dem Feind gelang, mit seinem Geschütz in ihnen zu arbeiten, und sehr unbehilflich waren alle ihre Bewegungen. Gustav Adolf nahm die taktischen Neuerungen der Niederländer in geistvoller Weise auf; er stellte zur Schlacht das Fußvolk sechs Mann, die Reiterei vielleicht nur drei Mann tief, zerlegte die großen Massen in kleine Abtheilungen, welche in fester Verbindung miteinander die Einheit der „schwedischen Brigade" bildeten; er verstärkte die Cavalerie, indem er Schützencompagnien zwischen sie stellte, führte außer der Reserve- und Positionsartillerie leichte Regimentsgeschütze ein und gewöhnte seine Soldaten an schnelle Angriffsbewegungen und rücksichtsloses Vorgehen. Seine Infanterie feuerte schneller als die kaiserliche, in der Schlacht bei Breitenfeld erschütterte zum ersten Mal nahes Rottenfeuer die alten Wallonenregimenter Tilly's; für seine Cavalerie stellte er zuerst die Lehre auf, durch welche hundert Jahre später Friedrich der Große seine Reiterei zur ersten der Welt machte, sich nicht mit Feuern aufzuhalten, sondern in schnellster Gangart über den Feind herzufallen.

Während der Schlacht erkannten die Soldaten einander am Feldgeschrei und an besonderen Abzeichen, die Officiere an den Feldbinden. Bei Breitenfeld trugen z. B. die Tilly'schen weiße Bänder um Hut und Helm, weiße Schnüre um den Arm, die Schweden grüne Zweige. Die kaiserliche Feldfarbe war roth, Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden Roth zu tragen*); die Feldbinden der schwedischen Officiere in der Schlacht bei Lützen waren grün, die kursächsischen Feldbinden während des Krieges schwarz und gelb, später, seit Erwerbung der polnischen Krone, roth und weiß.

Die Soldaten standen in Fähnlein oder Compagnien, der taktischen Einheit, und diese waren zu Regimentern, der Verwaltungseinheit, verbunden. Das deutsche Regiment

*) Doch hatte er selbst eine Brigade, welche die rothe hieß.

Fußvolk sollte in 3000 Mann in 10 Fähnlein zu 300 Mann bestehn, die Fähnlein erreichten selten die ordnungsmäßige Stärke und verloren im Kriege mit reißender Schnelligkeit ihre Mannschaft. Regimenter von 1000 bis 300 Mann, Compagnien von 70, 50, 30 sind nicht selten. Vom Reiterregiment forderte man eine Stärke von 500 bis 1000 Mann, die Compagniezahl war verschieden, ihre wirkliche Kriegsstärke noch wandelbarer.*)

Titel und Amt der Offiziere hatten schon Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen deutschen Einrichtung. Oberst des Regiments hieß, wer das Regiment seinem Kriegsherrn geworben hatte, auch wenn er sonst Generalrang hatte; unter ihm stand der Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister. Wichtiger für den Zweck dieser Blätter sind die Offiziere der Fähnlein: der Hauptmann oder Rittmeister mit seinem Lieutenant, der Fähnrich und der Feldweibel oder Wachtmeister, Unteroffiziere und Gefreite, zuletzt der Profoß.

War der Hauptmann bei der Musterung seinem Fähnlein im Ringe als Oberhaupt und Vater vorgestellt, so bat er freundlich die lieben Kriegsleute, ihm treu und gehorsam zu sein, zählte ihre Pflichten auf, versprach in jeder Noth zu ihnen zu halten und Leib und Leben und Alles, was er in seinen Kleidern trüge, bei ihnen zu lassen, als redlicher Mann. Leider that dem Hauptmann vor allem Andern Treue in Geldsachen noth, sowol gegen den Oberst als gegen seine Leute: dem Musterherrn tüchtige Leute zu werben, nicht mehr Söldner

*) Squadron (quaternio) bezeichnet im Anfang des dreißigjährigen Krieges noch den Schlachthaufen der Reiterei, welcher ursprünglich aus vier Compagnien zusammengesetzt war. Die Reitercompagnie wird oft Cornet genannt, wie der Fähnrich und seine Fahne. — Die häufige Bezeichnung „reformirter" Oberstlieutenant, Hauptmann u. s. w. bedeutet einen Offizier, welchem seine Mannschaft so geschwunden ist, daß die etwa übrigen Leute bei einer Neubildung der Truppentheile (Reformation) andern Fahnen untergesteckt werden mußten. Er ist im Dienst, aber ohne festes Commando.

anzurechnen als recht war, den Kriegsleuten aber den Sold völlig zu zahlen. Beides geſchah häufig nicht; die Verſuchung des Werbeſyſtems war groß, und Gewiſſenhaftigkeit war in dem unſicheren Kriegsleben eine Tugend, welche leicht ſchwand; auch der Ehrliche gerieth in gefährliche Klippen, wenn der Sold lange ausblieb oder unvollſtändig gezahlt wurde. Sonſt ſollte der Hauptmann ein ernſter, wohlerfahrener Mann ſein, billig und gütig im Gemüth, aber ſcharf in allen Rechtsſachen. Die Woche hindurch ſollte er nach altem Sprichwort ſauer ſehen und die Kriegsleute nicht eher anlachen als am Sonntag, wenn man im Felde predigte; dann ſaßen die Leute auf der Erde und ſtanden auf, den Hut vor dem Hauptmann abzuziehen. Wer aber eine Sturmhaube trug, behielt ſie auf. — Auf dem Marſche ritt der Hauptmann, vor dem Feinde aber ſollte er zu Fuß eine Pike oder die Muskete ſeinem Fähnlein vortragen.*)

Die Fahne des Fußvolks, das Heiligthum der Compagnie, hatte kaum die Stangenlänge der unſeren, aber ihr Seidenſtoff reichte wie ein großes Segel faſt bis zum Ende der Stange; es war ſchwerer Stoff, nach damaligem Zeitgeſchmack mit aufgemalten allegoriſchen Bildern und kurzen lateiniſchen Sinnſprüchen ſchön verziert. Die „Cornete" der Reiterei, zuweilen ausgezackt, waren kleiner und wurden an der Stange befeſtigt wie unſere Fahnen. Nach der Fahnenfarbe wurden nicht ſelten die Regimenter benannt, z. B. bei den Kurſachſen, wo der Fahnengrund immer zweifarbig war: das ſchwarz und gelbe, blau und weiße, roth und gelbe Regiment; dann hatte von den zehn Fahnen des Regiments jede beſonderes Inzeichen nebſt Wahlſpruch und verſchiedene Verbindung derſelben Regimentsfarben: geflammt, geſtreift, in Rauten; doch die Haupt- oder Leibfahne wies zuweilen die Regimentsfarben nur im Saum. Die Cornete der Reiterei hatten einfarbigen Grund, auch die Reiter bezeich-

*) Der Lieutenant führte eine Partiſane, die Unteroffiziere Hellebarden.

nete man nach der Fahnenfarbe und nicht nach einer Uniform, die ſie nur ſelten trugen, z. B. zwei oranienfarbene Cornet Küraſſiere, fünf ſtahlgrüne Cornet Arkebuſiere. Auch die Schweden unterſchieden ihre Brigaden, welche in Deutſchland häufig Regimenter genannt wurden, nach der Fahnenfarbe, ſo außer dem (gelben) Leibregiment: das grüne, blaue, weiße, rothe. Oft wurden die Farben der Fahne und des Regiments nach den Wappenfarben des Oberſten gewählt, zumal wenn er das Regiment geworben hatte.*) — Allmählich aber wurde in allen Armeen Brauch, das Regiment nach dem Namen des Oberſten zu nennen.

Im Ringe der geworbenen Kriegsleute wird das Fähnlein an die Stange gebracht und aufgerichtet, der Oberſt übergibt dem Fähnrich die Fahne und bindet ſie ihm ein „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten Hand in die linke Hand, wo euch beide Arme abgeſchoſſen oder abgehauen werden, ſollt ihr's in den Mund nehmen; iſt keine Hilfe noch Rettung da, ſo verwickelt euch drein, befehlt euch Gott, um darin zu ſterben und erſtochen zu werden, als ein ehrlicher Mann.“ Solange die Fahne fliegt und ein Stück an der Stange iſt, ſollen die Kriegsleute dem Fähnrich in den Tod folgen, bis Alles über einen Haufen an der Walſtatt liegt. Die Fahne ſoll über keinem Beſcholtenen oder Miſſethäter fliegen; iſt gegen den Fahneneid gefrevelt, ſo darf der Fähnrich die Fahne einſchlagen und dem Frevler Fahne und Wacht verbieten laſſen; dann muß dieſer beim Troß gehn unter Huren und Jungen, bis zum Ausgang der Sache. Der Fähnrich ſoll ohne Erlaubniß keine Nacht die Fahne verlaſſen; wenn er ſchläft, ſoll er ſie bei ſeinem Lager haben, ſich nie davon trennen; wird ſie ihm durch Verrath oder ſchelmiſche Diener von der Stange geriſſen, ſo ſoll der Fähnrich dem

*) Geijer, Geſch. Schwedens III, S. 200 erwähnt die Farben nach dem Swedish intelligencer I, 28.

gemeinen Kriegsmann mit Leib und Leben verfallen nach ihrem Willen. Er ſoll ein großer, kräftiger, männlicher, tapferer und fröhlicher Geſell ſein, der erſte beim Sturme, ſonſt freundlich mit jedermann, Fürſprecher und Friedenſtifter; Strafen verhängt er nicht, daß ſich kein Haß an ihn hänge. Im freien Feld bei fliegenden Fahnen werden Beſtallung und Kriegsartikel vorgeleſen; der Reiter darf ſich ohne Erlaubniß nur ſo weit vom Zug oder Lager entfernen, als die Fahne geſehen werden kann; wer im Kampfe von der Fahne flieht, ſoll dafür ſterben, wer den Fliehenden niederſticht, iſt ſtraflos;*) wenn der Fahnenträger eine Feſtung oder Schanze verläßt, bevor er drei Stürme ohne Entſatz ausgehalten, verfällt er dem Kriegsgericht; das Regiment verliert die Fahne, wenn es aus Feigheit eine Feſtung vor der Zeit übergibt. Noch war's nicht lange her, daß das Spießrecht abgekommen war, das herbe Gericht der Landsknechte, wo vor dem Ringe der Gemeinen der Profoß den Miſſethäter verklagte, und vierzig erwählte Mann, Offiziere und Gemeine, das Urtheil ſprachen; auch damals ſchlugen beim Beginn des Gerichts die Fähnriche ihre Fahnen zuſammen, ſteckten ſie verkehrt, mit der eiſernen Spitze, in die Erde und forderten ein Urtheil, weil die Fahne nicht über einem Miſſethäter fliegen dürfe. Und war der Verbrecher zum Spießen oder als Schütze zum Arkebuſiren verurtheilt, dann bedankten ſich die Fähnriche gegen den gemeinen Mann, ſchlugen die Fähnlein wieder auf und ließen ſie fliegen gegen Aufgang der Sonne, tröſteten den armen Sünder und verſprachen ihm auf halbem Wege entgegenzulaufen und ihn dadurch zu erledigen, daß ſie ihn unter den Schutz der Fahne nahmen. Und wenn die Gaſſe gebildet war, traten ſie an das Ende derſelben mit dem Rücken gegen die Sonne, der Verbrecher aber mußte die Kriegsleute ſegnen und um ſchnellen Tod bitten, dann gab ihm der Profoß mit ſeinem Stab drei

*) Z. B. Kurſächſiſche Reiterbeſtallung 1619; Schwediſches Kriegsrecht 1631.

Schläge auf die rechte Achsel und stieß ihn in die Gasse. Wer aber unehrlich war, der wurde ehrlich, wenn die Fahne dreimal über ihn geschwenkt war, so der Steckenknecht, wenn er sich ordentlich gehalten und entlassen werden sollte. Der Fähnrich erhält alle drei Jahre Geld auf ein neues Fähnlein, oder ein neues Kleid*) (achtzig bis hundert Gulden); dafür mußte er dem Fähnlein eine Verehrung geben, zwei Faß Bier oder Wein.

Die Fahne tragen war aber nicht nur ein wichtiges Amt, es war auch eine Kunst, welche Kraft, Gewandtheit und lange Uebung erforderte. Denn das „Fahnenspiel" hatte schon vor dem Kriege den Soldaten viele bedeutsame Zeichen gegeben; in den Kriegsjahren und unmittelbar nachher erhielt es weitere Ausbildung; deutscher, italienischer, französischer und spanischer Brauch verbanden sich; es gab Ober- und Unterhiebe, Prassaden, Stockaden, Cavaden, das vollkommene und das verkehrte Rosenbrechen und andere kunstvolle Schwenkungen; ob das Tuch ganz, ob halb fliegen, ob es über die Stange laufen oder sich wie Wasserwellen bewegen durfte, Alles war vorgeschrieben. Und zu vielen Schwenkungen der Fahne gehörten entsprechende Tritte und Biegungen des Körpers. Im Zirkelschwung drehte der Fähnrich die Fahne um das Haupt, er schwang sie zur rechten und linken Hand, in seinem Rücken, ja nach vorn und hinten durch die Beine; er warf die Stange in die Höhe, schoß, während die Stange in der Luft schwebte, sein Pistol ab oder zog den Degen, fing die Fahne dann wieder auf, schlug das Tuch von hinten um sich, stand majestätisch halb vom Tuch verhüllt, steckte den Degen zierlich wieder ein und machte Reverenz, indem er beide Knie beugte. Diese Bewegungen waren aber nicht allein um der Schönheit willen da, durch sie wurden seit dem Kriege auch die Marschweisen und einzelne

*) Adam Junghans von der Olnitz, Kriegsordnung zu Wasser und Landt. 3. Ausg. Köln, 1598. S. 3b.

Signale der Truppe vorgeſchrieben; deutſcher Marſch, Burgundermarſch, alter Schweizermarſch, denn die Spielleute der Compagnie blickten auf den Fähnrich, ſein heroiſches Weſen gab ihnen die Aufforderung. Bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts war das Exerciren mit der Fahne eine beliebte Turnübung der adligen Jugend, noch Ludwig XIV ſtiftete für den Dauphin einen beſondern Kinderorden vom Pavillon. Seitdem iſt die werthe Kunſt faſt verloren, die letzten Ueberlieferungen dauern in einigen entſchloſſenen Bewegungen des heutigen Tambourmajors, das „Fahnenſpiel" ſchwindet jetzt ſelbſt im Circus der Kunſtreiter, unter denen ſich dieſer Brauch der Landsknechtheere am längſten erhalten hat.*)

Das Amt des Reiterfähnrichs war weniger verantwortlich. Friſch in den Feind dringen und nach dem Angriff die Standarte in die Höhe halten, damit ſich ſein Volk um ihn ſammle, das war ſeine Aufgabe. In den ungariſchen Kriegen war zuweilen der Fähnrich im Range dem Lieutenant vorgegangen, und bei einigen Regimentern, z. B. der Wallenſteiniſchen Armee, hatte ſich dieſe Einrichtung erhalten.

Der wichtigſte Mann der Compagnie nächſt dem Hauptmann war der Feldweibel; er war der Drillmeiſter, der Sprecher für die Kriegsleute, und hatte die Aufſtellung des Fähnleins in die Schlachthaufen der kaiſerlichen Bataillone und ſchwediſchen Brigaden zu beſorgen, die Mannſchaften zu ordnen, in die vorderſten und hinterſten Glieder und an die Ecken die Tüchtigſten und am beſten Bewaffneten, hatte die Hellebarden und kurzen Wehren einzumiſchen, die Schützen

*) Wer genauer die Fortſchritte dieſer untergehenden Kunſt verfolgen will, der vergleiche die kleinen Fahnenbüchlein vor und nach dem Kriege. Schon in dem älteſten (?) von Joh. Renner und Seb. Heußler (Nürnberg, 1615) iſt der Brauch fremder Heere berückſichtigt, und ſchon damals gehörte das Fahnenſpiel zu den Turnübungen der Höfe und Univerſitäten. Aber die kunſtvollſte Handhabung findet ſich in Andr. Klette, Kleine Fahnen-Schule (Nürnberg, 1679).

anzuhängen und zu führen. Er war der weise Mann der Compagnie, der Recht und Kriegsbrauch seiner Waffe genau kennen mußte.

Da das „Volk", welches aus nah und fern unter der Fahne zusammenlief, schwer zu bändigen, zum großen Theil unsicher und schlecht in Waffen geübt war, mußte die Zahl der Unteroffiziere sehr groß sein. Gewiß bestand oft mehr als der dritte Theil der Mannschaft aus Chargirten. Wer irgend kriegstüchtig oder ein sicherer Mann war, wurde durch einen Unterbefehl, Vertrauensposten und höheren Sold ausgezeichnet. Unter den zahlreichen Verrichtungen und mannigfaltigen Namen der Subalternen sind einige besonders bemerkenswerth. Im Anfang des Krieges hatte noch jede Compagnie nach altem Landsknechtgebrauch ihren „Führer", der wenigstens ursprünglich von den Soldaten gewählt worden war. Er war der Tribun der Compagnie, ihr Sprecher, welcher ihre Beschwerden und Anliegen dem Hauptmann vorzutragen, die Wohlfahrt des Volkes zu vertreten hatte. Es ist leicht begreiflich, daß ein solches Amt die straffe Zucht der Compagnie nicht kräftigte, es wurde im großen Kriege beseitigt. Auch das undankbare Amt des Fouriers war von größerer Bedeutung als jetzt. Er hatte Trotz und gefürchtete Wucht gegen die Vorwürfe der Soldaten zu setzen, welche über die schlechten Quartiere haderten, die er ihnen angewiesen. Wenn das Fähnlein in ein wüstes Dorf kam, warfen alle Rottenmeister ihre Messer in den Hut des Fouriers, dann lief er von Haus zu Haus und steckte die Klingen, wie sie ihm zur Hand kamen, in den Pfosten, und jede Rotte (6—8 Mann) zog dem Messer ihres Meisters nach. Wenn Arme vom Adel, Anwärter auf Offizierstellen, eintraten, wurden sie zu den Gefreiten eingeschrieben, deren Zahl oft sehr groß war. Alte anspruchsvolle Landläufer zeichnete das militärische Küchenlatein durch die Titel „Ambesaten", später „Landspassaten" aus, sie waren Ueberbringer von Befehlen und Botschaften, im Sold bevor-

zugt, Stellvertreter und Gehilfen der Corporale. Im Allgemeinen war das Bestreben, jeder Charge einen Stellvertreter beizuordnen; wie der Lieutenant dem Hauptmann, stand dem Fähnrich ein Corporal der Gefreiten als Unterfähnrich, dem Feldweibel die Gemeinweibel und für Wachtposten häufig auch bei der Infanterie ein Wachtmeister zur Seite, so den Unteroffizieren die Gefreiten, den Corporalen die Landspassaten, dem Profoß der Rumormeister u. s. w.

Die Heere bestanden mit wenigen Ausnahmen aus geworbenen Söldnern. Der Kriegsherr bevollmächtigte durch Patent einen versuchten Führer, für ihn ein Heer, ein Regiment, ein Fähnlein zu werben, dann wurden Werbeplätze gesucht, ein Musterplatz festgesetzt, auf dem sich die Geworbenen sammelten. Wer sich anwerben ließ, erhielt Lauf- oder Werbegeld, das beim Beginn des Krieges unbedeutend war und zuweilen von der Löhnung abgezogen wurde.*) Im Lauf des Krieges stieg das Werbegeld und blieb dem Soldaten. Auf dem Musterplatz wurde noch im Anfang des Krieges mit jedem Söldner besonders über seine Löhnung verhandelt; der Soldat hatte außer dem Servis in seinem Quartiere nichts als den Sold zu erhalten, der um 1600 für die gemeinen Fußsoldaten von fünf bis sechzehn Gulden auf den Monat betrug.**) Sie mußten dafür beim Beginn des Krieges meistens Waffen, Kleidung und Kost selbst beschaffen, den

*) Adam Junghans von der Olsnitz, Kriegsordnung zu Wasser und Landt, T. 2.

**) Um 1600 war 1 Gulden gutes Reichsgeld = 4 Mark unserer Währung, 1 preußischer Scheffel Roggen kostete damals durchschnittlich etwa 2½ Mark gegen jetzt 5 Mark. So hatten 16 Gulden Reichsgeld damals den Verkehrswerth von 25⅗ preuß. Scheffeln Roggen oder 126 Mark unseres Geldes. Noch in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hatte der gewöhnliche Monatsold des Landsknechts 4 Gulden Reichsgeld betragen, seitdem hieß der Betrag von 4 Gulden ein Sold. Das zunehmende Steigen der Preise und die Verschlechterung des Geldes bewirkten, daß für einfachen Sold niemand zu werben war und daß die Doppel-

Besatzungen wurden die Lebensmittel durch die Quartiermeister gegen Vergütung geliefert. Während des großen Krieges aber kam das Handeln um den Sold ab, es ward von dem Kriegsherrn den Soldaten eine gleiche mäßige Löhnung sehr unregelmäßig gezahlt.

Bei den Kaiserlichen betrug der Sold (ohne die Verpflegung) für den Pikenier neun, den Musketier sechs Gulden, bei den Schweden war er noch niedriger, wurde aber im Anfang regelmäßiger gezahlt und für die Verpflegung bessere Sorge getragen. Die gesammte Verpflegung des Heeres wurde durch ein rohes Requisitionsverfahren den Landschaften aufgebürdet, auch auf befreundetem Gebiet. Die Gehalte der Oberoffiziere waren sehr hoch und bildeten doch nur den kleinsten Theil ihrer Einnahme. Während der Dienstzeit wurde die Mannschaft zuweilen durch eine überwachende Behörde, Musterherren oder Commissarien des Kriegsfürsten, in die Rollen aufgeschrieben, um zu verhindern, daß nicht Obersten und Hauptleute für eine größere Anzahl Sold bezogen, als sie unter der Fahne beisammen hatten; dann wurden die Entlaufenen apart geschrieben, hinter jedem ein Galgen gemalt. Wer auf freier Musterung aufgenommen war, der wurde, wenn er untüchtig geworden oder eine gute Zeit gedient hatte, ausgemustert, frei erkannt, abgedankt und mit einem Paßbrief oder Freizettel versehen. Auch wer sich mit Urlaub von der Fahne entfernte, erhielt einen Paßzettel. Für die Kleidung sorgte der Soldat nach altem Brauch selbst; eine Uniformirung fand vor dem Kriege nur ausnahmsweise bei den Trabanten der Leibwache oder wol auch bei bevorzugten Regimentern statt, z. B. bei den schwer gerüsteten Reitern, denen die Rüstung vom Kriegsherrn geliefert wurde, und zwar gegen Soldabzug oder so, daß der Oberst nach dem Feldzug die

---

söldner 3 bis 4 Sold erhielten. Wegen der Münzverwirrung sind alle Soldangaben aus den ersten Jahren des Krieges für uns wenig werth.

Armatur zurücknahm. Doch tragen im Anfange des Krieges bereits einzelne, zumal kaiserliche Regimenter gleichfarbige Röcke, die dann vom Soldherrn geschafft wurden, und obgleich diese neue Einrichtung in der Kriegsnoth nicht erhalten werden konnte, so wurde doch die Uniformirung Wunsch der Kriegsherren und wahrscheinlich auch Forderung der Soldaten. Nach dem Kriege wenigstens ist bei neugebildeten Heerkörpern Gleichmäßigkeit der Tracht das Gewöhnliche.

Die Kriegszucht der Deutschen war beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf. Die deutschen Kriegsleute galten für eitle, unruhige, aufsätzige „Prahlhansen" auch bei andern Nationen.*) Nicht wenig verdarb der Dienst in halbwilden Ländern, wie damals Ungarn und Polen waren, und gegen einen barbarischen Feind, die Türken. Schon wenn der Sold der Einzelnen behandelt wurde, begann die Unzufriedenheit; dem Hauptmann, der die übertriebenen Forderungen des angeworbenen Söldners nicht befriedigen wollte, warf der Gekränkte die Muskete zornig vor die Füße und entfernte sich mit seinem Laufgeld, es gab kein Mittel ihn zu halten. War das Fähnlein vereidigt, so fand der Hauptmann nur zu häufig seinen Vortheil darin, das Plündern und die nächtliche Entfernung von der Fahne zu begünstigen, denn er erhielt seinen Antheil am Raube der Soldaten. „Die ärgsten Mausköpfe waren die besten Bienen."

Tief verhaßt waren stets die Zahlherren gewesen, weil sie meistens den Sold unvollständig und in schlechtem Gelde zum Regiment brachten; sie und andere Bevollmächtigte des Landesherrn waren, wenn sie in das Lager kamen, sogar Mißhandlungen ausgesetzt. Den höhern Befehlshabern wurde das Aergste nachgesagt, vor allem, daß sie mehr Sold empfangen, als sie den Soldaten ausgezahlt. Noch schlimmer

*) Junghans am Schluß; Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß a. m. O., z. B. S. 20.

waren die Unterbefehlshaber daran. Nicht selten brach offene Meuterei aus, dann setzten die Empörer Oberst und Hauptleute ab und wählten sich Führer aus ihrer Mitte. Dergleichen geschah öfter in Ungarn. Ja es ereignete sich noch während des Waffenstillstandes, der dem westfälischen Frieden vorausging, daß in einem bairischen Dragonerregiment ein Corporal der Besatzung von Hilperstein sich zum Obersten des Regiments ernannte und mit seinem Anhang die Offiziere wegjagte; das Regiment wurde durch herbeigezogene Völker umringt, der neue Oberst mit achtzehn ansehnlichen Aufrührern gerichtet, dem Regiment die Musketen genommen, es mußte von Neuem schwören und wurde als Reiterregiment neu gebildet.*) Gewöhnlicher Grund der Meuterei war Ausbleiben des Soldes. Dann wurden in der höchsten Noth Anleihen zu Wucherzinsen gemacht, um die Soldaten zu befriedigen. Im Jahr 1620, dem geld- und kopflosen böhmischen Sommer, meuterte das Regiment des Grafen Thurn. Der ehrliche alte Herr beruhigte durch eine Abschlagzahlung, die er bei den Marketendern entlieh, und weinte darauf bitterlich über die üble Regierung und vieles Andere. Zu derselben Zeit meuterte das Regiment des Grafen Mansfeld. Dieser begann seine Zahlung, indem er aus dem Zelt trat und mit eigner Hand zwei Soldaten niederhieb, viele schwer verwundete, worauf er sich zu Pferde setzte, unter die Meuterer sprengte und wieder mehre erschoß. Er allein mit drei Hauptleuten brach den Trotz von sechshundert Mann, nachdem er elf getötet, sechsundzwanzig schwer verwundet hatte. — Wenn für militärischen Befehl noch leidlicher Gehorsam gefunden wurde, während die Fahne flatterte, so kam doch aller Groll zu lautem Ausbruch, so oft die Fahne abgerissen und das Regiment abgedankt wurde. Dann verbargen sich der Profoß, der Hurenweibel und die Steckenknechte; Hauptmann, Lieutenant

*) Grimmelshausen, Springinsfeld, Cap. 20.

und die untern Befehlshaber mußten Schimpfreden und Herausforderungen ertragen und sich sagen lassen: „Ha, Kerl, du bist mein Befehlshaber gewesen, jetzt bist du nicht ein Haar besser als ich, ein Pfund deiner Haare gilt mir nicht mehr als ein Pfund Baumwolle; heraus, raufe dich mit mir!“*) So hatten die Befehlshaber bei jeder Strafhandlung die spätere Rache des Missethäters und seiner Freunde zu fürchten. Und wie mit den Offizieren haderten die Entlassenen auch unter einander; dann standen auf einem Platz wol an die hundert Parteien im Zweikampf, die leichtfertigsten Mordthaten und Totschläge wurden verübt, die sonst nicht erhört waren, solange die Christenheit steht. Denn es war Brauch, daß die Streitenden, während die Fahne wehte, einander die Hände gaben und gelobten, ihren Zwist am Ende der Dienstzeit auszufechten und bis dahin als Brüder in Liebe miteinander zu leben. Bei solcher Abdankung rotteten sich die lockersten Gesellen in Haufen zusammen und begannen ein „Harnischwaschen“ mit solchen Kameraden, denen die Offiziere während der Dienstzeit Gunst erwiesen hatten, d. h. sie beraubten dieselben, zogen ihnen die Kleider aus, schlugen sie auch wol gar tot. Und all solcher Frevel wurde geduldet, die machtlosen Oberbefehlshaber hatten sich gewöhnt, dergleichen als Kriegsbrauch ruhig anzusehen.

In den ungarischen Sommerfeldzügen hatten die Kriegsleute gelernt, nur während der Sommermonate bei der Fahne zu bleiben. Sie fanden ihre Rechnung dabei, nicht länger zu dienen, und meuterten, wenn ihnen solche Zumuthung gestellt wurde; denn im Herbst und Winter zogen sie oft mit zwei, drei, vier Jungen als „Gartbrüder“ durch das Land, eine furchtbare Plage für den Landmann im östlichen Deutschland. In den Grenzländern, Schlesien, Oestreich, Böhmen, Steiermark, war sogar durch die Landesherren befohlen, jedem

*) Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß, S. 20.

Soldaten, der auf der Garte umherſtrich, einen Heller zu geben. So ertrotzten ſie täglich einen halben Gulden und mehr, ihre Jungen mauſten, wo ſie konnten, ſie waren berüchtigte Hühnerfänger. Wallhauſen berechnet unter lebhaften Klagen, daß die Unterhaltung eines ſtehenden Heeres den Fürſten und Landſchaften weniger koſten und ganz andere Erfolge vor dem Feinde ſichern werde, als der alte ſchlechte Brauch.

Mehr als einmal während des langen Krieges wurden die wilden Heere durch den kräftigen Willen eines Einzelnen zu ſtraffer Mannszucht zuſammengezwungen, und jedesmal wurden kriegeriſche Erfolge erreicht; nie aber hatte dergleichen Dauer. Die Zucht des Wallenſteiniſchen Heeres war in rein militäriſchen Angelegenheiten vortrefflich, dafür war greulich, was der Befehlshaber gegen Bürger und Bauer erlaubte. Auch Guſtav Adolf's gewaltiger Geiſt vermochte kaum länger als ein Jahr die ſtrenge Zucht zu erhalten, welche bei ſeiner Landung in Pommern die proteſtantiſchen Geiſtlichen häufig und frohlockend verkündet hatten. Zwar die Kriegsrechte und Artikelsbriefe aller Kriegsfürſten enthalten eine Anzahl von geſetzlichen Beſtimmungen über die Schonung, welche der Soldat auch in Feindes Land gegen Menſchen und ihre Habe beobachten ſoll. Frauen, Kranke, Greiſe ſollen unter allen Umſtänden verſchont, Mühlen, Pflüge nicht beſchädigt werden. Aber nicht die Geſetze, ſondern ihre Handhabung iſt vorzugsweiſe maßgebend für Beurtheilung einer Zeit.

Die Strafen ſelbſt waren ſtreng. Bei den Schweden Soldabzug für das Hoſpital oder invalide Soldaten, das hölzerne Pferd, in Eiſen gelegt, Gaſſenlaufen, — dazu vermietheten ſich harte Geſellen*), indem ſie das Verbrechen auf ſich nahmen, — Verluſt der Hand, arkebuſirt, gehängt. Und für ganze Truppentheile: Verluſt der Fahne, außerhalb des

*) Schwediſches Kriegsrecht, § 105.

Lagers liegen und daſſelbe reinigen, und Decimirung. Beim Beginn des Krieges war den Heeren noch Vieles von der alten Landsknechtſitte erhalten, ihr „Malefizgericht", worin nach deutſchem Brauch die Gemeinen durch erwählte Schöffen ſelbſt Recht ſprachen. Schon vor dem Kriege war daneben das Standrecht eingeführt worden, ein kürzeres Verfahren, bei welchem Schultheiß und Schöffen nicht ſaßen, und die Offiziere das Urtheil in der Hand hatten. Während des Krieges bildeten ſich die Militärgerichte in neuzeitlicher Weiſe unter Vorſitz des Generalauditors, der Generalgewaltige oder Generalprofoß beſorgte die Vollſtreckung des Urtheils. Aber auch bei den Strafen empfindet ſich das Heer im Gegenſatz zum Bürger und Bauer. Der Soldat wird in Eiſen gelegt, nicht in Stock und Gefängniß geſetzt, kein Kriegsmann ſoll an einem gewöhnlichen Landgalgen oder gemeinen Hochgericht gehängt werden, ſondern am Baume oder Quartiergalgen, der in den Städten für die Soldaten auf dem Marktplatz errichtet ward; die alte Formel, womit der arme Sünder dem Freimann übergeben wurde, lautete: „er ſoll ihn führen zu einem grünen Baum und anknüpfen an ſeinem beſten Hals, daß der Wind unter und über ihm zuſammenſchlägt, und ſoll ihn Tag und Sonne anſcheinen drei Tage, dann ſoll er wieder abgelöſt und begraben werden, wie Kriegsgebrauch iſt." Der meineidige Ueberläufer aber wurde an einem dürren Baume gehängt. Und wer mit dem Schwert gerichtet wird, den ſoll der Scharfrichter führen auf einen freien Platz, wo am meiſten Volk iſt, und mit dem Schwert ſeinen Leib in zwei Stücke ſchlagen, daß der Leib das größte und der Kopf das kleinſte Theil bleibt. Auch der Profoß und ſeine Gehilfen ſind nicht in der Weiſe unehrlich, wie der bürgerliche Scharfrichter; ſogar der Steckenknecht, das gemiedene „Klauditchen" des Heeres, welcher häufig aus Uebelthätern genommen wurde, denen man die Wahl ließ zwiſchen dem unehrlichen Amt oder der Strafe, konnte, wenn er ſein Amt treulich

verſehen hatte, bei der Auflöſung des Fähnleins ehrlich gemacht werden; dann erhielt er ſeinen Freizettel wie ein anderer, wackerer Soldat, und durfte ihm niemand etwas nachreden.*)

Was die Heere des dreißigjährigen Krieges ſehr von den heutigen unterſcheidet und ihren Einmarſch in eine Landſchaft dem Einbruch eines fremden Völkerſtammes ähnlich machte, war der Umſtand, daß der Soldat trotz der kurzen Dienſtzeit im Felde ſeinen eigenen Haushalt führte und wie ein Handwerksmeiſter mit Weib und Jungen wirthſchaftete. Nicht nur die höhern Offiziere und Hauptleute nahmen ihre Frauen mit ins Feld, auch der Reiter oder Fußknecht fand es angenehm, zuweilen ſein angetrautes Weib, häufiger eine hübſche Dirne zu unterhalten. Weiber aus allen Ländern, geſtäupte, gebrannte Dirnen zogen dem Kriegshaufen zu, putzten ſich nach Kräften auf, ſuchten Zutritt, weil ſie einen Mann, Freund oder Vetter im Lager hätten. Bei der Muſterung und bei der Abdankung eines Regiments wurden ehrliche Mädchen unter den grauſamſten Vorſpiegelungen oft von ganzen Rotten entführt, und wenn das Geld verzehrt war, zuweilen ohne Kleider verlaſſen. Oder ſie wurden von einem dem andern um eine Zeche Wein oder um ein paar Thaler verkauft. Mit ſeiner Beiſchläferin wohnte der Soldat unter dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier, das Weib buk, kochte und wuſch für ihn, pflegte den Erkrankten, ſchenkte dem Zechenden ein, duldete ſeine Schläge und trug auf dem Marſche Kinder, Beuteſtücke oder Geräthſchaften der flüchtigen Wirthſchaft, die nicht auf den Bagagewagen geſchafft werden konnten. Es iſt bekannt, daß der Schwedenkönig bei ſeiner Ankunft in Deutſchland keine Dirnen im Lager duldete. Nach ſeiner Rückkehr aus Franken ſcheint auch dieſe ſtrenge Zucht aufgehört zu haben. So wurde das Heer von einem Haufen

*) Adam Junghans a. m. O.

Weiber begleitet, in jeder Abſtufung des Alters und der Anſprüche, von der Frau oder „Maitreſſe“ des Oberſten, einer großen Dame, die mit ihrem Hofſtaat unter beſonderer Bedeckung reiſte und als einflußreiche Perſon vom Regiment eifrig beſprochen wurde, bis zur Dirne eines armen Pikeniers, die, ihr Kind auf dem Rücken, mit wunden Füßen über das Blut der Schlachtfelder laufen mußte, und bis herab zu der Bettel, die aufgegeben hatte begehrungswerth zu erſcheinen und durch die lange Gewöhnung an wilde Aufregungen beim Heer feſtgehalten wurde, wo ſie ſich durch die ſchmutzigſten Dienſte erhielt. Wer die alten Kirchenbücher der Pfarrdörfer durchblättert, der findet zuweilen den Namen einer entführten Dirne, die nach Jahresfriſt in ihr Heimatsdorf zurückkehrte und ſich ſtrenger Kirchenbuße unterwarf, um unter dem verdorbenen Landvolk ihres Geburtsortes zu ſterben. Die meiſten verſchlang der Krieg in der Ferne. Auch die Weiber des Lagers ſtanden unter dem Kriegsrecht. Für grobe Vergehen wurden ſie geſtäupt und von den Steckenknechten aus dem Lager geſtoßen. Der Soldat, mit dem ſie lebten, war ihr harter Herr, für gutes Eſſen und Trinken wurden ſie mächtig übel geſchlagen, ehe ſie ihr Amt recht gewöhnt wurden, und wenig wurde ihnen gehalten, was ihnen im Anfang verſprochen war.*) In Quartieren, wo viele Weiber zuſammen lagen, war ſchwer Friede zu halten, da übertrug der Soldat ſeine Gewalt über das Weib dem Rumormeiſter und dem Weibel, der einen „Vergleicher“ von Armlänge in der Hand führte, womit er ſie ſtrafte. Dennoch war vielen Soldaten der größte Stolz, eine hübſche Dirne zu haben, und mancher wandte ſein Alles, Sold und Beute daran, ſie zu ſchmücken und gut zu halten. In ſolchen Fällen machte ſie ihre Herrſchaft über ihn in Nothzeiten geltend, und wenn der Sold ausblieb und Mangel im Lager ausbrach, ſtachelte ſie ihn zur Meuterei. Wenn aber der rohe

*) Fronſperger, Kriegßbuch. Ausgabe von 1596, I. Bl. 88.

Mann seine Dirne arger Vergehen beschuldigte, dann konnte er sie nach scheußlichem Lagerbrauch den Reiterjungen und Troßbuben preisgeben; dann wurde die Elende von der wilden Meute der Menschen und Lagerhunde in den nächsten Busch gehetzt.*) —

Mit den Weibern zogen die Kinder. Bei den Schweden waren durch Gustav Adolf Feldschulen eingerichtet, in denen die Kleinen auch im Lager unterrichtet wurden. In diesen Wanderschulen herrschte militärische Zucht, und ein französischer Unterhändler erzählt von der wilden Brut des Krieges, daß sie ihren Vätern beim Kugelregen die Suppe in die Laufgräben trug und in den Lagerschulen nicht von der Bank wich, wenn auch einschlagende Kanonenkugeln drei und vier aus ihrer Mitte niederstreckten.**)

Der Kriegsmann, welcher nicht Lust oder Ansehen hatte sich ein Weib zu bewahren, hielt auf einen oder mehre Buben, ein abgefeimtes hartes Geschlecht von Taugenichtsen, die ihrem Herrn aufwarteten, das Pferd striegelten, zuweilen die Rüstung und Waffen trugen und den zottigen Hund fütterten, behende Spione, welche weit in der Nachbarschaft nach wohlhabenden Leuten und verborgenem Gelde umherstreiften. Auch diese Buben in jeder Abstufung von Ansprüchen und Nichtsnutzigkeit, vom Pagen, der hinter dem Feldherrn her ritt, bis zu dem kleinen Läufer des Subalternoffiziers, der in auffallender Kleidung, den kurzen Spieß mit Bändern verziert, vor seinem Herrn herlief, vom Reiterbuben des Kürassiers, der im geordneten Haufen seiner Genossen hinter dem Regiment seines Herrn ritt und sich in das Gewühl stürzte, den Verwundeten herauszuziehen, oder ihm ein neues Pferd anzubieten, bis zum Bettelbuben eines ausgewetterten alten Musketiers, eines „Wolfs" und „Eisenbeißers", der die Hahnenfedern

*) Grimmelshausen, Landstörzerin Courage und im Simplicissimus.

**) Recueil de plusieurs pièces servans à l'histoire moderne. Cologne 1663. p. 468.

ſeines Hutes vielleicht vor zwanzig verſchiedenen Fahnen geſchwenkt hatte.

Bei Plünderung der Quartiere trieb es der Troß am ärgſten, auch in Freundes Land. Wenn die Weiber und Buben mit ihren Soldaten in einen Bauerhof drangen, fielen ſie wie Geier über das Geflügel im Hofe, über Truhen und Kiſten her, ſchlugen die Thüren ein, ſchmähten, drohten und quälten, legten ſich in die Betten, und was ſie nicht verzehren und rauben konnten, zerſchlugen ſie; war ein Kupferkeſſel zu groß zum Mitnehmen, ſo traten ſie ihn ein. Beim Aufbruch zwangen ſie den Wirth anzuſpannen und ſie ins nächſte Quartier zu fahren. Dann ſtopften ſie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrath des Bauern voll und banden ſich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte. „Dann — ſo erzählt der zürnende Berichterſtatter Wallhauſen (Defensio patriae 1621. p. 172) — wenn die Wagen angeſchirrt ſind, fallen die Weiber, Kinder und Dirnen auf die Wagen wie ein Haufe Raben. Die Dirne, welche am erſten auf den Wagen kommt, nimmt den beſten Platz, dann kommt der Junge ihres Herrn und bringt ſein Bündel, welches von geſtohlenem Gut ſo voll iſt, daß es kaum ein Pferd tragen kann. Darauf ſetzt ſich ſchnell die Dirne. So drängt eine die andere. Wenn dann die Ehefrau eines Soldaten nicht mehr Platz findet und auch zu Fuß gehen ſoll, da heißt es: „Ei, du ſchlechte Dirne, du willſt dich fahren laſſen, und ich bin ſo viele Jahre eine Soldatenfrau geweſen, ich habe ſo manchen Zug mitgemacht, und du Balg willſt es mir zuvorthun.“ Da fallen die Dirnen und Weiber über einander her, werfen mit Prügeln und Steinen, und wenn der Troß ſich eine Weile ſo zerbürſtet hat, läuft die Soldatenfrau zu ihrem Mann, die Haare hängen ihr um den Kopf, ſie ſchreit und ruft: „Guck, Hans, da iſt die und deſſen Dirne, ſitzt auf dem Wagen und will fahren, und ich ſoll zu Fuß gehn und bin dein Eheweib.“

Da wischt denn der Soldat an die Dirne, will sie herunter- und seine Frau hinaufheben, da kommt auch der Dirne Soldat hinzu, der sagt: „Laß mir mein Mädchen in Frieden, sie ist mir so lieb als dir deine Ehefrau"; da wischen auch die Soldaten hintereinander her, heraus mit dem Degen, hauen, stechen einander zu Tode oder zu Krüppeln. Das ist nichts Seltenes, denn wenn man auf dem Zuge ist, vergeht fast kein Tag, daß nicht drei, vier, zehn Soldaten um der Weiber willen Leben und gerade Glieder verlieren. Ist aber dieser Actus vorbei und das Gesindlein aufgesessen, so sind die Wagen zuweilen so schwer beladen, daß die Pferde oder Ochsen sie nicht von der Stelle bringen können. Dann sitzen zehn, zwölf Weiber, ebenso viel Kinder und etwa sechs Jungen in den schweren Packen, wie die Raupen im Kohl. Und wenn die Pferde bergauf nicht mehr fortkönnen, da stiege nicht eines vom Wagen, denn stracks wären andere Jungen und Dirnen zur Stelle, die hinaufsprängen, und dann brächte sie kein Teufel herab, denn sie sagten: ei, der Wagen sei sowol für sie als für die andern; den Bauer aber schelten sie mit erschrecklichen Flüchen, fahren hinter ihm und seinem Vieh mit Prügeln her, oft sind vier, sechs Jungen um den Wagen herum, alle werfend und schlagend. So habe ich Ochsen und Pferde tot in dem Geschirre niedersinken sehen. So muß der Unterthan des Landesherrn die Dirnen und das Gut, das sie ihm gestohlen, selbst fahren.

Oft wollen die Dirnen nicht mit Ochsen fahren, dann müssen Pferde sechs Meilen weit mit großen Kosten der Landleute zur Stelle geschafft werden. Und kommen sie mit dem Geschirr ins nächste Quartier, so lassen sie die armen Leute nicht wieder nach Haus, schleppen sie fort in andere Herrschaften, zuletzt stehlen sie ihnen gar die Pferde und machen sich damit unsichtbar." —

In den ersten Jahren des Krieges hatte ein deutsches Fußregiment etliche Tage durch das Land seines eigenen

Kriegsherrn zu marſchiren. Es fanden ſich alsbald ſo viel Dirnen und Jungen zum Troß, als Soldaten waren, und der Troß ſtahl in acht Tagen den Unterthanen des Kriegsherrn ſo viel Pferde, daß beinahe jeder Soldat beritten war. Der Oberſt, ein tüchtiger Mann, riß oft die Soldaten ſelbſt von den Pferden und zwang ſie endlich durch die äußerſte Strenge, ihre Pferde zurückzugeben. Es war aber unmöglich, den Dirnen das Reiten zu wehren; da war keine, die nicht ein geſtohlenes Pferd gehabt hätte, und wenn ſie nicht ritten, ſo ſpannten ſie drei, vier zuſammen vor einen Bauerkarren.*) Dann reichte die Amtsgewalt ihres Weibels nicht aus, ſie zu bändigen, und es war zuweilen eine „Komödie" für die Offiziere, zuzuſehen, wie eine Dirne der andern vorfahren wollte, ſie jagten bei einander vorbei und fuhren einander in die Wagen; vierzig bis fünzig Wagen hingen in wirrem Knäuel, und ſtundenlange Arbeit war nöthig, ſie auseinander zu bringen, dazu ſcholl lautes Fluchen und Schwören, Haarraufen und Schlagen.

Die Weiber, Buben und Troßknechte ſtanden zuſammen unter der Aufſicht des Hurenweibels, eines alten für den Felddienſt untüchtigen Kriegsmannes, der ſich ohne ſonderliche Wahl durchzuhelfen ſuchte. Wer ein Bein, eine Hand oder ein Auge verlor, den erklärte der rohe Spott des Lagers für brauchbar zu dieſem Amt. Wenn der Oberſt oder Hauptmann ihn bei der Muſterung den Kriegsleuten vorſtellte, ſo ermahnte er die Soldaten, den Mann doch zu achten, weil er mit Ehren verdorben ſei. Und der Hurenweibel verneigte ſich und empfahl ſich den Kriegsleuten, und bat ſie, jeder möge ſein Weib, Kind oder Jungen ermahnen, daß ſie ſich von ihm lenken ließen ohne Trotz und ohne ſeine Schelte übel zu nehmen.**) Er war immerhin für den gemeinen

*) Wallhauſen, Defensio patriae p. 177.

**) Adam Junghans a. a. O.

Soldaten eine wichtige Perſon, und es war rathſam, ſich gut mit ihm zu ſtellen, denn er behütete die Angehörigen und die Beute des Kriegsmannes; deshalb ward auch ſein Zug, wenn er am Ende des Heeres marſchirte, durch beſondere Nachhut gedeckt. War ihm der Troß eines ganzen Regiments untergeben, ſo hatte er wol gar einen Lieutenant oder Fähnrich; denn auf dem Marſche führte der Troß eine beſondere Fahne und zog in militäriſcher Ordnung, Troßknechte, Buben und handfeſte Weiber mit Spießen bewehrt, der Weibel ſelbſt an der Spitze, die hübſcheſten Dirnen in ſeiner Nähe, ſie vor Ungebühr der Buben zu ſchützen, hinter ihm der verdorbene Haufe mit Gepäck und Karren, mit Kindern und Hunden. Seine Pflicht war zu achten, daß die Bande in den Reihen blieb und ſich nicht plündernd wie „Zigeuner und Tartern" in den Dörfern zerſtreute. Bezog das Heer ſeinen Lagerplatz, ſo war er der letzte, der einrückte; denn wenn die Dirnen und Buben vor den Kriegsleuten eindrangen, ſtahlen ſie den angefahrenen Lagervorrath, Heu, Stroh, Holz.*) Beim Aufbruch zog er vor das Thor, hielt jeden an, der zum Troß gehörte, und zwang ihn bei der Troßfahne zu bleiben; kam es zur Schlacht, ſo hatte er den Troß im Rücken des Heeres an geſicherter Stelle bewaffnet aufzuſtellen und hinter den zuſammengefahrenen Wagen eine Vertheidigung vorzubereiten. Oefter wurde bei ſolcher Gelegenheit der Troß von feindlicher Reiterei überfallen, dann war es Pflicht der Buben und Troßknechte, dem Einbruch zu widerſtehn. Im Lager aber war es das Amt der Dirnen und Buben, die Gaſſen und Märkte, auch die „Mumplätze" zu fegen und zu ſäubern; es war ein harter Zwang, denn die unehrlichen Steckenknechte führten die Aufſicht, und die Dirne, welche ſich der unſaubern Arbeit weigerte, konnte von den andern Weibern preisgegeben

*) Fronſperger, Kriegßbuch. Ausgabe von 1596, III, 65 und Holzſchnitt nebſt Verſen.

werden. Auch wo Faſchinen zu binden, Gräben zu füllen, das Geſchütz an unwegſamen Stellen auszugraben war, mußten Dirnen und Buben helfen.

Außerdem gehörten zum Troß der Heere vor allem die Marketender unter Schutz und Aufſicht des Profoßen, wichtige, oft wohlhabende Leute, welche in ihrem bepackten Karren einen guten Theil der Beute anſammelten, die von den Soldaten verthan wurde. Die ſicherſten waren bei den einzelnen Fähnlein eingeſchworen, bewaffnet und im Falle eines Angriffes zur Vertheidigung des Troſſes verpflichtet. Ferner die „Commißmetzger", die „Sudelköche", Handwerker, Handelsleute und Hauſirer, Wagenführer und Troßknechte, zuweilen zuſammengetriebene Schanzgräber, welche unter beſonderen Fähnlein marſchirten.*)

Nur einzeln entgleiten den wortreichen Schriftſtellern jener Zeit Bemerkungen über dieſen verachteten Theil des Heeres, doch fehlen nicht ganz Angaben, aus denen ſich ſchließen läßt, welch großen Einfluß der Troß auf die Geſchicke der Heere und der Landſchaften hatte. Zunächſt durch ſeinen ungeheuern Umfang. Am Ende des 16. Jahrhunderts rechnet Adam Junghans in einer belagerten Feſtung, wo der Troß auf die möglich kleinſte Zahl beſchränkt iſt, auf dreihundert Fußknechte fünfzig Dirnen und vierzig Jungen, alſo Marketender, Pferdeknechte u. ſ. w. dazu gerechnet, ſicher etwas mehr als ein Drittheil der Soldaten. Aber im Felde war das Verhältniß ſchon beim Beginn des Krieges ein ganz anderes. Wallhauſen zählt**) auf ein Fußregiment deutſcher Soldaten als unvermeidlich viertauſend Dirnen, Jungen und andern Troß. Ein

*) Es iſt bezeichnend, daß in dieſem Kriege das Wort Bagage die noch jetzt dauernde Nebenbedeutung Geſindel, ſchlechtes Volk, erhielt. So in einer Flugſchrift des Predigers zu Mittweida, Andreas Ortelius, Pagage, das unrechtmeſſige, unchriſtliche und unverantwortliche Rauben und Plündern. Dresden, 1640. 4°.

**) Defensio patriae p. 161 und 173.

Regiment von dreitausend Mann hatte zum wenigsten dreihundert Wagen und jeder Wagen war zum Brechen voll mit Weibern, Buben, Kindern, Dirnen und geplündertem Gut; wenn ein Fähnlein aus seinem Quartier aufbrechen sollte, weigerte es sich, wenn es nicht dreißig und mehr Wagen erhielt. Als beim Beginn des Krieges ein Regiment hochdeutscher Kriegsleute dreitausend Mann stark von dem Musterplatz abzog, wo es einige Zeit gelegen hatte, folgten ihm zweitausend Weiber und Dirnen. Der ehrliche Oberst wollte den Troß abschaffen, er ließ einige Tage vergehn, und als man an einen Flußübergang kam, ließ er den Troß zurück und verbot den Schiffern, in den nächsten Tagen Leute überzusetzen. Die Dirnen aber erhoben am Ufer ein lautes Geschrei und Weinen, als die Schiffer nicht zurückkamen; da lief das ganze Regiment auf der andern Seite ebenso schreiend zusammen. Die Soldaten riefen in hellen Haufen: „Ho, Potz schlapperment, ich muß meine Dirne wieder haben, sie trägt meine Hemden, Kragen, Schuhe und Strümpfe.“ Wollte der Oberst die Soldaten vorwärts bringen und ein großes Unglück verhüten, so mußte er die Dirnen und das andere Gesindlein doch mitziehen lassen. Da wählte er ein anderes Mittel, er ließ mit der Trommel umschlagen und ausrufen, jeder solle bei Leibesstrafe seine Dirne abschaffen, nur die Ehefrauen dürften bleiben. Da liefen die Soldaten mit ihren Dirnen nach allen Dörfern in der Runde zur Kirche, es gab nicht Geistliche genug zum Vollziehen der Trauung, in zwei Tagen wurden achthundert Dirnen zu Ehefrauen gemacht, darunter die elendesten Geschöpfe.

Von da ab wuchs der Troß bis zum Ende des Krieges. Nur auf kurze Zeit vermochten große Heerführer, wie Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, dies größte Leiden der Heere zu beschränken. Noch im Jahr 1650, als der Troß der zurückgebliebenen Truppen sich in den Standquartieren bedeutend vermindert hatte, zählten die vier schwedischen Compagnien,

welche bei Köthen auf Grund der Nürnberger Artikel meuterten und ihre Entlassung forderten, zusammen 690 Soldaten, 650 Weiber und 900 Kinder. Dreihundert Männer der Compagnien wurden auf Befehl ihres Oberstlieutenants niedergemetzelt; der Frau eines alten Unteroffiziers, welche in der Schürze 900 Thaler für das Leben ihres Mannes bot, wurde das Geld abgenommen und die Frau mit dem übrigen Troß unter Schlägen fortgejagt. Und 1648 am Ende des großen Krieges berichtet der bairische General Gronsfeld, daß bei der kaiserlichen und bairischen Armee vierzigtausend Soldaten wären, welche Kriegsrationen bekämen, und hundertvierzigtausend Personen, welche nichts bekämen; wovon dieser Troß leben solle, wenn er die Nahrung nicht erbeute, zumal es in der ganzen Gegend, wo das Heer lagere, keinen einzigen Ort gebe, wo der Soldat ein Stück Brot kaufen könne? So ist im Jahr 1648 der Troß des Heeres drei und ein halb Mal so stark als die Zahl der Kämpfenden. Diese Zahlen sprechen deutlicher als alle Ausführungen, welche grausenhafte Masse von Elend auch um die Fahnen herumlag.

Bevor der Einfluß dargestellt wird, welchen Heeresmassen von solcher Beschaffenheit auf das Leben des deutschen Volkes ausübten, möge man sich noch einmal erinnern, daß der dreißigjährige Krieg dies Unwesen nicht geschaffen hat, sondern in der Hauptsache vorfand. Deshalb werden hier einige Betrachtungen mitgetheilt, welche Adam Junghans von der Olnitz in seinem jetzt seltenen, oben angeführten Büchlein zu der Zeit macht, in welcher die alte Tüchtigkeit des Landsknechtheeres in wüster Söldnerwirthschaft unterging. Sie stehen hier als Prolog zu dem furchtbaren Trauerspiel, welches zwanzig Jahre später begann.

„Ein jeder Oberst, Rittmeister oder Hauptmann weiß wol, daß ihm keine Doctoren, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Buben aus allerlei Nationen, und seltsames Volk, das Weib und Kind,

Nahrung und Alles verläßt und dem Kriege folgt; Alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in eine Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausende auf der Walstatt liegen, erschossen und erstochen; denn eines Landsknechts Leben hängt an einem Haar und seine Seele sitzet auf dem Hut oder Aermel.*) Zudem wächst allezeit bei Kriegshändeln dreierlei Kraut: das ist scharfes Regiment, fünfzig verbotene Artikel, und strenges Urtheil, schleuniges Recht, das bringt manchen Mann um seinen besten Hals.

Es ist nicht damit gethan, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft, tyrannisch, blutgierig, gleich einem grimmen Löwen thut und sich für einen Eisenfresser ausgibt, als wollte er den Teufel allein fangen und verzehren, daß seine Mitgesellen nichts davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen sich muthwillig durch ihren dummen Verstand um ihr Leben und andere gute Gesellen dazu. Ein anderer ist ein Schnarcher und Pocher, der da schnarcht wie ein ungestümer Gaul auf der Streu, und wenn es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, da ist er ein Märtyrer und armer Sünder, und möchte vor Leid die Hosen verunreinigen, läßt auch wol seine eigne Wehr aus der Hand fallen. Wenn sie vor dem Zapfen sitzen, oder in Marketenderhütten oder Wirthshäusern, da haben sie viel gesehen und wollen nichts thun als balgen, da ärgert sie eine Fliege an der Wand, die hat keinen Frieden vor ihnen, dann wollen sie mit ihrem großen Fluchen den Feind schlagen. Solche Bärenstecher werden am häufigsten angetroffen; selten findet man einen, der nicht lahme Fäuste, lahme Arme oder einen Wachtelstrich über einem Backen hat, und ist doch sein Lebtag nie recht vor den Feind gekommen. Vor solchen Gesellen

*) Am Hut oder Aermel wurde vor der Schlacht das Feldzeichen der gemeinen Soldaten befestigt, grüner Busch, Binde u. dergl.

mag ſich ein Hauptmann wol hüten, denn ſie ſind gemeiniglich Aufrührer und Meuterer. Ein verſtändiger Kriegsmann meidet Hadern und Balgen, wo er darf, damit er ſeine Haut ganz unverſehrt vor den Feind bringt. Wird man vom Feinde beſchädigt, das iſt eine Ehre. Wer aber muthwillig um ſeine Geſundheit kommt, der muß Hohn und Spott hören und iſt keinem Heer etwas nütz. Ein ſolcher Gaſt muß ſein Lebtag ein Eier- und Käſebettler ſein und bleiben, er läuft das Land auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß ſich ernähren wie ein Wolf, und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuſe in der Milch ertrunken ſind, erhält er die Käſe, muß der Bauern unnütze Worte aufleſen und mit andern armen Bettlern Innung halten bis an ſein Ende. Ferner ſind auch viele, die wollen Kriegsleute ſein, Mutterſöhne und Milchmäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wiſſen, ſie kommen aus einer guten Küche her, haben hinter dem Ofen geſeſſen und Aepfel gebraten und in warmen Betten gelegen. Wenn ſie dann in fremdes Land geführt werden, und ihnen allerlei ſeltſame Ordnung mit Speiſe und Trank und andern Dingen vorkommt, da ſind ſie wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenn's im Waſſer liegt. Und ſo geht's nicht allein Landsknechten zu Fuß, ſondern denen vom Adel auch. Führt man ſie dann zu Feld in wüſte Länder, wo Alles verzehrt und verheert iſt, und ſie Brotſack und Trinkflaſche nicht ſtets am Halſe hängen haben, ſo wollen ſie verſchmachten, verhungern und verdurſten, dann eſſen und trinken ſie ungewöhnliche Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt. Solch Geſindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder ſitze im Kramladen bei den Pfefferſäcken und behelfe ſich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den Bauch alle Abend voll und gehe zu Bett, ſo wird man in keinem Kriege erſchlagen. Denn man ſagt, und es iſt auch wahr, Kriegsleute müſſen harte und feſte Leute ſein, Stahl und Eiſen gleich, und gleich den wilden Thieren, die

mancherlei Speiſe eſſen. Wie auch die Scherzrede geht: ein Landsknecht muß Spitzen von Radnägeln verdauen können, ihnen muß nicht grauen, wenn ſie Hunde- oder Katzenfleiſch eſſen müſſen, da es die Noth erfordert, Pferdefleiſch vom Anger iſt ihnen ein gutes Wildpret, und Kraut, das weder geſalzen noch geſchmalzen iſt. Denn Hunger lehrt eſſen, wenn man in drei Wochen kein Brot geſehen hat. Das Getränk hat man umſonſt: wenn man kein Bachwaſſer bekommen kann, zecht man mit den Gänſen aus dem Pfuhl oder der Lehmpfütze. Und ſchlafen muß man unter einem Baum oder im Felde, da iſt Raum genug den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß oft des Landsknechts Schlafkammer ſein, und von ſolchem Bett werden ihm keine Federn in den Haaren hängen. Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänſe mit den Landsknechten, weil jene ſtets in Federn ſchlafen, und die Landsknechte müſſen oft in Stroh liegen. Und noch ein anderes Thier iſt den Landsknechten zuwider, das ſind die Katzen. Weil die Kriegsleute ſelbſt gut mauſen können, darum ſind ſie den Katzen feind und den Hunden günſtig. Wie der alte Reim ſagt: Ein Landsknecht ſoll ſtets bei ſich haben eine ſchöne Hur, einen Hund und jungen Knaben, einen langen Spieß, einen kurzen Degen; frei ſucht er den Herrn, der ihm Beſcheid thut geben. Und drei Kriegszüge ſoll ein Landsknecht thun, ehe er ein ehrlicher Mann wird. Nach dem erſten Zuge ſoll er zu Hauſe kommen und zerriſſene Kleider anhaben; nach dem zweiten Zuge ſoll er zu Hauſe kommen und ſoll eine Schramme auf einem Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und Lärmen zu ſagen wiſſen, und durch die Schramme beweiſen, daß er ein Landsknechtzeichen bekommen habe. Und beim dritten Mal ſoll er auf einem hübſchen Gaul wohlgeputzt nach Hauſe kommen und den Beutel voller Gold mitbringen, daß er ganze Kronen als Beutepfennig auszutheilen habe.

Wol ist es ein wahres Wort, ein Kriegsmann muß Essen und Trinken haben, bezahle es der Küster oder Pfaff; denn ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sich's holen, wo es ist, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Denn bald müssen die Brüder Hunger leiden und böse Tage haben, ein anderes Mal haben sie Ueberfluß und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier putzt. Dann fressen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Aemter, sie werden Haushälter und Kellermeister über anderer Leute Gut. Wo der Wirth mit Weib und Kind verjagt ist, da haben Hühner, Gänse, fette Kühe, Ochsen, Schweine und Schafe böse Zeit. Dann theilt man das Geld mit Hüten, mißt Sammt, Seidenzeug und Tuch mit langen Spießen aus, schlachtet eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kasten auf, und wenn Alles geplündert und nichts mehr da ist, steckt man das Haus in Brand. Das ist das rechte Landsknechtfeuer, wenn fünfzig Dörfer und Flecken in Flammen stehn. Dann zieht man in ein ander Quartier und fängt's ebenso wieder an. Das macht Kriegsleute lustig und ist ein gutes, erwünschtes Leben, außer für den, der's bezahlen muß. Das lockt zum Felde manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hause kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt: Zur Arbeit haben Landsknechte krumme Finger, lahme Hände, aber zu Mauserei und Beuteholen sind alle lahmen Hände gerade geworden. Das ist vor uns so gewesen und bleibt auch wol so nach uns. Und die Landsknechte lernen dies Handwerk je länger je besser, und werden sorgfältig, wie die drei Jungfrauen, die sich vier Wiegen machen ließen, eine zum Vorrath, wenn eine zwei Kinder bekäme. Wo die Kriegsleute hingeführt werden, nehmen sie die Schlüssel zu allen Gemächern mit, ihre Aexte und Beile, und wenn nicht genug Pferdeställe an einem Orte sind, es liegt

nichts daran, ſie ſtallen die Pferde in Kirchen, Klauſen, Kapellen und herrliche Gemächer. Hat man kein dürres Holz zum Feuer, es ſchadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bänke, Pflüge und Alles, was im Hauſe iſt; nach grünem Holz darf keiner weit fahren, man haut nur die Obſtbäume ab, die zunächſt in dem Baumgarten ſtehn, denn es heißt: Wie wir leben, ſo halten wir Haus, morgen ziehen wir wieder zum Land hinaus; drum, Herr Wirth, ſeid getroſt, ihr habt ein wenig Gäſte, ihr wärt ſie gerne los, drum tragt frei auf das Beſte, und ſchreibet's in den Rauch. Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide auch. Das iſt des Landsknechts Brauch: Rechnen und reiten, und zahlen, wenn wir wiederkehren.

Die Franzoſen, Welſchen und Wallonen ſind den Deutſchen ſo feind wie den Hunden, aber die Spanier ſind den Deutſchen günſtiger, nur daß ſie unerhörte Frauenſchwächer ſind und zu Unzucht und gottloſem Weſen geneigt. Jedoch werden die Deutſchen allwege von dieſen Nationen gering geſchätzt, und nicht anders genannt als die Vollſäufer, ſtolze Federhanſen, hohe Pocher, Gotteslästerer, Hans Muffmaff mit dem Bettelſack, die gern Hasauf ſpielen. Und wenn man's bei Licht beſieht, liegt die Wahrheit nicht weit davon. Denn der Hochdeutſchen jetzt neu aufgekommener Brauch iſt, wenn ſie in den Krieg kommen oder einem Herrn zuziehen, ſo wenden ſie all ihr Hab und Gut auf hoffärtige Pracht, als wollten ſie zu einer Braut, zu Wohlleben oder Jungferiren reiten. Da kommen die Deutſchen, welche man ſonſt die ſchwarzen Reiter nennt, dahergeritten mit ſilbernen Dolchen zu ſieben Pfund, in Sammtkleidern, glatten Stiefeln, mit kurzen verbeinten*) Buffröhren, mit großen weiten Aermeln voller gebauſchtem Zeug, ſie ſchämen ſich einen Küraß oder Rüſtung zu führen, oder gar einen Speer oder ein anderes mörderiſches Gewehr, wie vor Zeiten die Alten. Dazu kommt, daß ſie

*) mit Bein ausgelegten.

nicht zuſammenhalten. Wenn dann Hans Spanier kommt mit ſeinem Rennſpieß und ſchußfeſter Rüſtung, ſo müſſen die Speckmuffen mit ihren kurzen Buffröhren ausreißen, oder Geld und Blut laſſen.

Ferner iſt auch das ein Uebelſtand an den Deutſchen, daß ſie ſo ſehr nachahmen, wie Affen und Narren. Sobald einer unter Kriegsvolk kommt, muß er ſpaniſche oder andere ausländiſche Kleider haben. Können ſie die fremde Sprache ein wenig plappern, ſo geſellen ſie ſich zu den Spaniern und Welſchen. Da ſich aber die Deutſchen ſo gern mit fremden Nationen vermengen und alle ausländiſche Tracht und Condition gefallen laſſen, man ſoll das Ungeziefer nicht in den Pelz ſetzen, es kommt ohnedies herein. Es ſteht vor Augen, daß fremde Völker unſere Nachbarn geworden ſind, und es ſteht zu beſorgen, ſie werden uns in kurzen Jahren noch näher kommen. Aber die angrenzenden Herren, welche noch in Ruhe ſitzen, ſchlagen's in den Wind, reden gar weiſe davon, tröſten ſich ſelbſt und haben mit dem Mund alle Städte und Dörfer voll Kriegsvolk, Land und Leute zu vertheidigen, allen Feinden Widerſtand zu thun. Aber ich fürchte, daß man lieber im Winter hinter dem Ofen, des Sommers im Schatten ſitzt, im Brett ſpielt oder auf der Cither ſchlägt und mit Jungfrau Grete tanzt, als daß man ſein Haus mit guter Wehr und Kriegsrüſtung verſehe. Es ſteht auch wieder ſo: obſchon mancher gemeine Mann ſich gern mit Schießen und anderen Waffen üben wollte, ſo geht das allgemeine Geſchrei und die Klage durch alle Lande, daß dem gemeinen Landſaſſen von ſeiner Obrigkeit verboten ſei, ein Rohr oder Büchſe außerhalb ſeiner Thür zu tragen, oder gar abzuſchießen und ſich damit hören zu laſſen. — Andere ſagen wieder ſo, ſie wollten bald die Miſtgabel oder den Flegel hinwerfen und Kriegsleute werden, wenn es nur einmal losgehn wollte; was man nicht könne, wolle man lernen. Ach Gott, darnach laſſe ſich kein Land verlangen! —

Deswegen und weil alle fremden Nationen nur cruci cruci, mordio mordio über Deutschland schreien und mit den Zähnen knirschen wie reißende Wölfe, und bitten und hoffen in deutschem Blut zu baden, so möge man Gott fleißig bitten, daß er seine Hand nicht abziehen wolle, sondern das Schifflein auf dem wilden Meer in seinen Schutz nehmen, mit seinen Flügeln bedecken, vor allem Ungestüm bewahren; denn wir sehen, wie das römische Reich von Tag zu Tag abgenommen hat, und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kömmt von nichts Anderem her, als von den Händeln der Geistlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtschaffenen Prädicanten, so sind zehn andere gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer seine Waare, ein jeder will seine Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unser Herrgott, wo die falschen Hirten selbst hinfahren. Es schändet, lästert und verdammt einer den andern; wenn sie auf der Kanzel stehn, ist der Teufel ihr Präceptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land aufrührerisch gegen das andere; der Nachbar kann sich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wol an einem Tisch vier oder fünferlei Glauben sitzen, einer will auf diesen Berg, der andere auf jenen. Der ewige allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutschen stärken, ihnen einen freien Muth geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder hervorkommen und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern. Gott helfe dem Gerechten."

So schrieb ein ehrlicher Subalternoffizier schon vor dem Jahr 1600.

## 2.

# Der dreißigjährige Krieg.

### Soldatenleben und Sitten.

Fast alle Völker Europas sandten ihre schlechtesten Söhne in den langen Krieg. Nicht nur einzeln zogen fremde Söldner den Werbetrommeln zu, wie Krähen einer Walstatt; das ganze christliche Europa wurde in den Kampf hineingerissen; in Compagnien und Regimentern zertraten die Fremden den deutschen Acker. Engländer und Schotten, Dänen, Schweden, Finnen fochten außer den Niederländern, die vom Volk noch als Landgenossen betrachtet wurden, auf Seite der Protestanten. Sogar die Lappländer fuhren mit ihren Rennthieren an die deutschen Küsten, drei Compagnien derselben brachten im Wintermonat 1630 auf ihren Schlitten Pelze für die schwedische Armee über das Eis. Aber noch bunter sah es in den kaiserlichen Heeren aus. Die romanischen Wallonen, irische Abenteurer, Spanier, Italiener, fast jeder slavische Stamm brach in das Land, am greulichsten die leichte Reiterei: Kosaken (1620 polnische Hilfstruppen, sie wurden größtentheils vom Landvolk erschlagen), Stradioten (unter ihnen sicher auch Muhamedaner), und am meisten verhaßt die Kroaten. Es ist bezeichnend für die Stellung des Kaisers beim Beginn des Krieges, daß er fast nur slavische und romanische Krieger und nur romanisches Geld gegen die Deutschen zu setzen hatte. Durch sie wurde die nationale Erhebung niedergeschlagen;

auch die Truppen der Liga bestanden vielleicht zur Hälfte aus Fremden.

Fast jedes Heer war eine Musterkarte verschiedener Nationalitäten, fast in jedem ein Durcheinander vieler Sprachen und Mundarten. Und der Haß der Nationen ruhte selten, während die Fahne flatterte. Zumal im Lager mußten die Regimenter sorgfältig nach Beschaffenheit ihrer kameradschaftlichen Gefühle zusammengelegt werden, Deutsche und Welsche immer auseinander.

Der Feldmarschall oder Quartiermeister wählte den Platz des Lagers womöglich an fließendem Wasser, auf einer Stätte, die der Vertheidigung günstig war.*) Zunächst wurde der Raum für den Feldherrn und seinen Stab ausgemessen. Dort erhoben sich die großen verzierten Zelte auf verbotenem Grund, der durch eine Barriere und eingesteckte Spieße, oft durch Befestigungen von dem übrigen Lager getrennt war. In der Nähe blieb ein freier Platz mit der Hauptwache; weilte das Heer längere Zeit im Lager, so wurde dort der Feldgalgen als Warnungszeichen aufgerichtet. Jedem Regiment und Fähnlein wird mit Zweigen seine Stelle abgesteckt, dann rücken die Truppen ein, Glieder und Rotten werden geöffnet, die Fahnen jedes Regiments werden in Reihen nebeneinander in die Erde gesteckt, dahinter liegt in parallelen Linien die Lagerstätte des Fähnleins, je fünfzig Mann in einer Reihe, bei der Fahne der Fähnrich, in der Mitte der Lieutenant, am Ende der Hauptmann, hinter beiden die Zelte der Oberoffiziere und Beamten, der Feldscher neben dem Fähnrich, der Kaplan in der Nähe des Hauptmanns. Die Offiziere wohnen in Zelten, welche oft konische Form haben und mit Stricken am Erdboden befestigt sind. Die Gemeinen bauen sich auf dem angewiesenen engen Raume ihre kleinen Hütten von Stroh und Bretern. Neben der Hütte steckt der Pikenier seinen Spieß

*) Wallhausen, Kriegskunst zu Fuß; Fronsperger, Kriegßbuch a. m. O.

in den Boden, die Piken, Kurzſpieße, Hellebarden, Partiſanen und Standarten zeigen ſchon von weitem Rang und Waffe der Zeltbewohner. In den Hütten hauſen die Soldaten häufig zu zweien oder vieren, bei ihnen Weiber, Dirnen, Buben und Hunde. So lagert Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment im großen Viereck oder im Kreiſe, das ganze Lager iſt von breitem Raum umgeben, der zum Lärmplatz dient. Vor dem dreißigjährigen Kriege war es gewöhnlich, um das Lager eine Wagenburg zu ſchlagen, dann wurden die Train- und Bagagewagen in doppelter oder mehrfacher Reihe aneinander geſchoben und mit Ketten oder Klammern zum großen Viereck oder Kreis verbunden, die nothwendigen Ausgänge freigelaſſen. Damals hatte die Reiterei zunächſt an der inneren Seite der Wagen ihr Lager; für die Pferde waren neben den Hütten und Zelten der Reiter nothdürftige Verſchläge aufgerichtet. Dieſer Brauch war veraltet, nur ſelten umſchließen die Wagen das Lager, man iſt bemüht, daſſelbe durch Graben, Wall und die Feldgeſchütze zu decken. An den Ausgängen ſind Lagerwachen, außerhalb des Lagers werden Reitertrupps und eine Poſtenkette von Musketieren oder Schützen aufgeſtellt. Vor dem Zelt jedes Fähnrichs ſteckt die flatternde Fahne im Boden, daneben liegt eine Trommel der Compagnie, ein Musketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht auf die Gabel geſtützt.

In ſolchem Lager hauſte das wilde Volk in zügelloſem Haushalt, auch in Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landſchaften, Städte und Dörfer mußten Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeiſchaffen, auf allen Wegen rollten die Laſtwagen herzu, wurden Herden Schlachtvieh eingetrieben. Schnell verſchwanden die nächſten Dörfer vom Erdboden, alles Holzwerk und Dachſtroh wurde von den Soldaten abgeriſſen und zum Bau der Hütten verwendet, nur die zertrümmerten Lehmwände blieben zurück. Die Soldaten

und ihre Buben ſtrichen plündernd und ſtehlend in der Umgegend umher, die Marketender fuhren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängten ſich die Kriegsleute vor ihren Hütten und auf den Plätzen zuſammen; unterdeſſen kochten die Weiber, wuſchen, beſſerten Kleider aus und haderten untereinander. Häufig war Getümmel und Auflauf, ein Kampf mit blanken Waffen, eine blutige Unthat, Schlägereien zwiſchen den verſchiedenen Waffen oder Nationen. Alle Morgen rief die Trommel und der Ausrufer zum Gebet, auch bei den Kaiſerlichen; am Sonntag früh hielt der Regimentsprediger ſeine Feldpredigt, dann ſaßen die Kriegsleute und ihr Troß andächtig auf der Erde, auch war verboten, während des Gottesdienſtes in den Marketenderhütten zu liegen und Getränke zu ſchenken. Es iſt bekannt, wie viel Guſtav Adolf auf fromme Sitte und Gebet achtete, er ließ nach ſeiner Ankunft in Pommern im Lager zweimal täglich Betſtunde halten; aber auch in ſeinen Kriegsartikeln war nöthig, die Trunkenheit der Feldprediger zu bedräuen.

In dem freien Raume des Lagers vor der Hauptwache war der Spielplatz, mit Mänteln überdeckt, mit Tiſchen beſetzt, um alle drängte ſich die Geſellſchaft der Spieler. Dort hatte das Kartenſpiel der alten Landsknechte der ſchnelleren Entſcheidung durch Würfel weichen müſſen. Oft war das Würfelſpiel im Lager verboten, durch Rumormeiſter und Proſoße verhindert worden, dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zuſammengekommen und hatten ihr Commißbrot, Waffen, Pferde, Kleider verſpielt; ſo fand man gerathen, dieſe Leidenſchaft unter Aufſicht der Lagerwache zu ſtellen. Auf jedem Mantel oder Tiſch rollten drei viereckige Würfel, in der Feldſprache „Schelmbeine“ genannt; jeder Geſellſchaft ſtand ein Scholderer vor, ihm gehörten Mantel, Tiſch und Würfel, er hatte in ſtreitigen Fällen das Richteramt und erhielt ſeinen Antheil am Gewinn, oft auch Schläge. Denn häufig waren Betrug und falſche Würfel; manche Würfel hatten zwei Fünfen

oder Sechſen, manche zwei Es oder Daus, andere waren mit Queckſilber und Blei gefüllt, mit zerſchnittenen Haaren, Schwamm, Spreu und Kohlen; es gab Würfel von Hirſchhorn, welche oben leicht, unten ſchwer waren, Niederländer, die man ſchleifend rollen mußte, Oberländer, welche „aus der bairiſchen Höhe“ geworfen werden mußten, wenn ſie gut fallen ſollten. Und oft wurde die lautloſe Arbeit durch Flüche, Gezänk und blitzende Rappiere unterbrochen. Und zwiſchen den aufgeregten Geſellen ſchlichen lauernde Handelsleute, oft Juden, bereit, die geſetzten Ketten, Ringe und Beuteſtücke zu ſchätzen und aufzukaufen.*)

Hinter den Zelten der Oberoffiziere und des Regimentsprofoßen, durch eine breite Straße von ihnen getrennt, ſtanden die Buden und Hütten der Marketender in parallelen Querreihen. Marketender, Metzger und gemeine Garköche bildeten eine wichtige Gemeinſchaft. Der Preis ihrer Waaren, der Speiſen oder Getränke, ward vom Profoß gegen eine Abgabe in Geld oder eine Naturallieferung — er erhielt z. B. von jedem Stück Rindvieh die Zunge — beſtimmt. Auf jedes Faß, welches ausgezapft wurde, ſchrieb er mit Kreide den Preis, um den ausgeſchenkt werden mußte. Dieſe Verbindung und die durch Gefälligkeiten zu erkaufende Gunſt des Gewaltigen erhielt die Lieferanten des Heeres in verhältnißmäßig ſicherer Stellung und half ihnen zu immerhin unregelmäßiger Bezahlung ihrer langen Kerbhölzer, die ſie für Offiziere wie Gemeine zurechtſchnitten. Oft hielt der Marketender luſtige Dirnen für Offiziere und Soldaten. In guten Zeiten kamen von weit her Kaufleute mit koſtbaren Stoffen, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten und feiner Eßwaare in das Lager. Namentlich beim Beginn des Krieges war der Luxus und der Troß der Offiziere zum böſen Beiſpiel für das Heer ausſchweifend; jeder Hauptmann wollte einen franzöſiſchen

*) Simpliciſſimus I, 22.

Koch halten, und die theuerſten Weine wurden von ihnen maſſenhaft verbraucht.

Die militäriſchen Zeichen des Lagers gab beim Fußvolk der Trommelſchläger, bei der Reiterei der Trompeter; die Trommel war ſehr groß, die Schläger oft halbwüchſige Buben, zuweilen die Narren der Compagnie.*) — Aber beim Beginn des Krieges hatten die deutſchen Heere wunderlicherweiſe für viele Fälle denſelben einförmigen Schlag, und jeder Befehl, welchen der Feldherr dem Lager zu geben hatte, mußte noch durch einen Herold, der hinter dem Trompeter durch das Lager ritt, ausgerufen werden. Der Herold trug bei ſolchen Gelegenheiten über ſeinem Kleide einen „Levitenrock" von bunter Seide, vorn und hinten mit dem Wappen des Kriegsherrn beſtickt. Dies Ausrufen, welches den Abend vorher dem ganzen Lager die Arbeit des nächſten Tages verkündete, war ſchnellen und geheimen Unternehmungen ſehr hinderlich, es verſchlechterte auch die Mannszucht, denn es ſicherte den Lungerern und Räubern des Lagers die Nacht, wenn ſie auf Beute hinausſchlichen.

War gute Zeit geweſen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landſchaft mit Kriegsſteuer geſchatzt, dann war Alles vollauf, Speiſen und Getränke billig; es kam ausnahmsweiſe noch in den letzten Jahren des Krieges vor, daß man im bairiſchen Heere einmal eine Kuh um eine Pfeife Tabak kaufen konnte.**) Dann ſaß in den Marketenderbuden Kopf an Kopf eine gedrängte Schaar ſingender, prahlender, ſchwatzender Helden, dann hatten die Handelsleute gute Zeit, der Soldat ſtattete ſich neu aus, — er kaufte theure Federn auf ſeinen Hut, Scharlachhoſen mit goldenen Treſſen, bunte Röcke und runde Mauleſel für

*) Närriſche Trommelſchläger wünſcht das Fähnlein zu haben. Wallhauſen, Kriegskunſt zu Fuß, S. 28.

**) Grimmelshauſen, Seltzamer Springinsfeld.

ſeine Dirne, dann prangte er in Zobel und Marder, Stallknechte ritten ganz in Sammt gekleidet. Die Kroaten der kaiſerlichen Armee in Pommern hatten im Winter 1630—31 die Gürtel mit Gold überfüllt und ganze Platten von Gold und Silber geſchlagen vor der Bruſt.*) Paul Stockmann, Pfarrer in Lützen, erzählt,**) daß im kaiſerlichen Heere vor der Lützener Schlacht ein Reiter ſein Pferd mit etlichen Schock goldener Sterne, ein anderer mit dreihundert ſilbernen Monden bekleidet hatte, daß Soldatendirnen die ſchönſten Kirchengewänder und Meßornate trugen; einige Stradioten ritten in geraubten Prieſterröcken zum Jubel ihrer Kameraden. In ſolcher Zeit tranken die Zecher einander theuern Wein aus Altarkelchen zu und ließen aus dem erbeuteten Golde lange Ketten machen, von denen ſie nach altem Reiterbrauch einzelne Glieder ablöſten, wenn ſie eine Zeche zu bezahlen hatten. Aber je länger der Krieg dauerte, deſto ſeltener wurde ſolche goldene Zeit. Häufiger als Ueberfluß war Mangel und Armſeligkeit. Die Verwüſtung der Landſchaften rächte ſich furchtbar an den Heeren ſelbſt, das bleiche Geſpenſt des Hungers, Vorbote der Peſt, ſchlich durch die Lagergaſſen und hob die knöcherne Hand gegen jede Strohhütte. Dann hörte die Zufuhr aus der Umgegend auf, die Preiſe der Lebensmittel wurden unerſchwinglich, der Laib Brot wurde z. B. 1640 bei der ſchwediſchen Armee in der Nähe von Gotha mit einem Ducaten bezahlt. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Ueberall hohläugige, bleiche Geſichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gaſſen und Umgebung des Lagers verpeſtet durch die verweſenden Leiber der gefallenen Thiere. Dann war ringsum eine Wüſte von unbebauten Aeckern und geſchwärzten Dorftrümmern, und das Lager ſelbſt eine grauſe

*) Arma Suecica. 1632. 4. p. 121.

**) Lamentatio secunda Lützensium. 1633. 4.

Totenſtatt; der Troß des Heeres, Dirnen und Knaben, verlor ſich plötzlich in den Totengruben, nur die grimmigſten Hunde erhielten ſich von ekler Nahrung, die andern wurden geſchlachtet und verzehrt.*) In ſolcher Zeit ſchmolzen die Heere ſchnell dahin, und keine Kunſt der harten Führer vermochte das Verderben abzuwenden.

Das abenteuerliche Leben des Kriegsmanns, ſo ſehr auf leidenſchaftlichen Genuß des Augenblicks geſtellt, unſicher nicht bloß vor dem Feind, ſteigerte nicht nur die Laſterhaftigkeit der Mehrzahl in das Ungeheuere, es entwickelte auch Eigenthümliches und Seltſames in Unart, Sitte und Bräuchen.

Ein breiter Strom von Aberglauben fluthet durch die Seelen der Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart. Lange Zeit wälzt er ſich faſt unbeachtet unter der dünnen Decke, welche Bildung und Wiſſen über ihn legt, und nur leiſe tönt dem Gebildeten ſein Rauſchen ins Ohr. Zuweilen erweitert die kranke Laune einer Zeit einzelne Richtungen zu einem weiten trüben Sumpfe, erſtaunt ſehen wir dann die entſtellten Trümmer uralter Culturzuſtände obenauf ſchwimmen. Dann ſcheint wieder lebendig und mächtig, was lange abgelebt und vergeſſen war. Auch das Soldatenleben des dreißigjährigen Krieges hat eine Fülle von eigenthümlichem Aberglauben lebendig gemacht, der zum Theil noch heut dauert; es lohnt bei dieſer merkwürdigen Erſcheinung zu verweilen.

Der Glaube, daß man den Leib gegen das Geſchoß der Feinde verfeſten, und wieder, daß man die eignen Waffen durch Zauber jedem Feinde tötlich machen könne, iſt älter als das geſchichtliche Leben der germaniſchen Völker. Aber ſchon in den früheſten Zeiten hängt etwas Unheimliches an ſolcher Kunſt, ſie wird leicht dem Gefeiten ſelbſt zum Verhängniß. Die Unverwundbarkeit iſt nicht unbedingt, und gegen den Zauber der treffenden Waffe gibt es einen Gegenzauber, der

*) Fascikel im Pfarrarchiv zu Seebergen bei Gotha.

ſtärker ſein mag. Schon Achill hatte eine Ferſe, die nicht gefeit war; der nordiſche Gott Baldur konnte durch keine Waffe verletzt werden, aber der Miſtelzweig, den ein Blinder bewegte, tötete ihn; Siegfried hatte eine offene Stelle zwiſchen den Schultern, dieſelbe Stelle, welche auch den Soldaten des dreißigjährigen Krieges für offen galt.*) In zahlreichen nordiſchen Sagen wird von Waffenzauber berichtet. Das Schwert, die edelſte Waffe des Helden, wurde gern als lebendiges Weſen aufgefaßt, als tötende Schlange oder vertilgender Brand; wenn es zerſprang, ſo „ſtarb" es dem nordiſchen Dichter; Schwerter, welche Zwerge geſchmiedet hatten, konnten nicht bezaubert werden, wol aber war in ihnen ein tötender Zauber verborgen; ſo mußte das Schwert Hagen's, des Vaters von Hilde, eines Menſchen Tod ſein, wenn es aus der Scheide gezogen wurde; in Griff und Klinge der Schwerter wurden Zauberrunen geritzt. Und auch der Glaube blühte ſchon in der nordiſchen Heidenzeit, daß die beſte Waffe gegen hiebfeſte Kämpfer und Zauberer die Kolbe oder Holzkeule ſei.**) Zuverläſſig galten ſchon im deutſchen Heidenthum ſolche Zaubermittel für finſtere Nachthilfe, von Vermeſſenen eifrig begehrt, von wackeren Kriegsmännern gemieden, eine verhängnißvolle Gabe für die Helden der epiſchen Dichtung.

Den deutſchen Chriſten wurde der Teufel die dunkle Macht, welche ſolchen verderblichen Schutz gewährte. Aber daneben fehlte auch die harmloſere Hoffnung nicht, daß es dem Gebet zum Chriſtengott und ſeinen Heiligen ebenfalls gelingen könne, die Unverwundbarkeit zu ſichern. Denn weit anders als jetzt betrachtete man im Mittelalter die zu einer Formel verbundenen Worte und ihre Zeichen, die Schrift. In der Rede lebte eine geheime Kraft, durch welche der Menſch

*) Victoriſchlüſſel. 1631. 4. Bl. 3. Die Flugſchrift wurde wieder aufgelegt als Königl. ſchwediſcher Victoriſchlüſſel. 1632.

**) K. Weinhold, Altnordiſches Leben, S. 204.

auf die Außenwelt zu wirken vermochte. Das Gefüge der Worte in der gesprochenen Formel war nicht nur ein Schall, der von Mund zu Ohr drang, es wohnte in ihm auch eine vielleicht furchtbare und unwiderstehliche Wirkung. Schon weise Sprichworte, kluge Lebensregeln übten besonderen Einfluß auf das Leben dessen, der sie gebrauchte; man konnte sie kaufen und wieder an Andere abgeben. Auch Gott und seine Heiligen konnte man durch bestimmte Gebete veranlassen zu erhören, ein Spruch war kräftiger als der andere. Solche Gebete und starke Sprüche fand das Mittelalter für zahllose Fälle, für viele Heilige; die Kirche war nur zu geneigt, auch auf diese heidnische Auffassung der germanischen Seele einzugehn. Außer den großen und allgemein bekannten Gebeten und Beschwörungen gab es viele geheime, die von Geistlichen und Laien in bestimmten Lebensverhältnissen eifrig gesucht und gebraucht wurden. Es war also kein befremdlicher Aberglaube, wenn die Kirche des Mittelalters ihre Gebete und Segenssprüche gegen den Tod in der Schlacht gerade so richtete, wie einst die deutsche Heidenzeit, und ganz in der Empfindungsweise jener Zeit ist es, daß diesen Gebeten und Segen auch von guten Christen sichere Wirkung zugeschrieben wurde. Solcher Schlachtsegen sind uns mehre erhalten, auch solche, durch welche sich deutsche Kaiser fest zu machen glaubten.

Die Einführung der Feuerwaffen gab diesem Aberglauben neues Ansehen und weite Ausbreitung. Blitz und Knall des Gewehres und die fernhin treffende Kugel beschäftigten die Einbildungskraft um so mehr, je weniger die unvollkommene Waffe das Treffen sicherte. Tückisch und unberechenbar war der Lauf des tötlichen Geschosses, immer ungenügender wurden die Schußwaffen, welche die neue Weise der Kriegführung ohnedies lästig machte. Zwar befassen sich die Schriften der Reformationszeit nur selten mit dieser Art von Zauber, sie werden erst um die Mitte des Jahrhunderts redselig, wo es gilt, die Zustände des Volkes zu schildern. In den Heeren

aber war der Zauberglaube allgemein und verbreitet, fahrende Schüler und Zigeuner galten für die eifrigſten Verkäufer ſeiner Geheimniſſe*), eine Geſchlechterfolge der Landsknechte theilte ihn der nächſten mit; in Italien und den Heeren Karl's des Fünften miſchten ſich romaniſcher und deutſcher Aberglaube, und faſt jedes Verfahren der Kunſt feſtzumachen iſt aus der Zeit Fronſperg's und Schärtlin's nachzuweiſen.

Schon Luther, der die Gedanken ſeines Volkes beſſer kannte als irgend ein anderer Zeitgenoſſe, ſtellt die Kunſt, feſt zu werden und zu machen, in ihren Hauptzügen mehr als einmal dar; er weiß von Solchen, welche die Waffen durch beſtimmte Worte und Zeichen beſchwören, ſo daß ſie an keinem Orte verletzt werden können; er ſelbſt ſah einen Jüngling, der ſich ein Schwert auf die Bruſt ſetzte und ſo heftig gegen ſich drückte, daß ſich das Heft bis zur Spitze herumbog, und doch drang die Spitze nicht in ſeine Haut. Andere aber konnten ſolche geſegnete Waffen wieder des Segens entledigen durch einen Zirkel und Zeichen, die ſie in den Sand machten. „So nahm einer dem andern die Kraft ſeines Meſſers." Andere hatten Briefe, worin viele heilige Worte und Zeichen ſtanden; wer ſie bei ſich trug, konnte nicht getötet werden. Bald war es ein Brief, den Papſt Leo dem Kaiſer Carolus in den Krieg geſchickt haben ſollte, bald das St. Johannisevangelium, oder ſonſt etwas. Manche befahlen ſich dem St. Georg, Andere dem St. Chriſtophel, Andere gar dem Teufel, auch Solche kannte er, welche Roß und Reiter zu ſegnen und zu bannen vermochten.**) Er hatte auch einen Landsknecht gekannt, der durch den Teufel unüberwindlich gemacht, zuletzt doch erſtochen

*) Zimmermann, Bezaar, Handſchrift der H. Bibl. zu Gotha, chart. fol. nr. 566.

**) Die Hauptſtelle für den Aberglauben aus Luther's Zeit iſt in: Der zehen Gebot gotes ain Schöne nutzliche Erklerung, durch Doctor Martinum Luther Auguſtiner. 1520. 4. A 3; ferner in: Ob Kriegsleut auch im ſeligen Standt ſein können. 1527. 4.

wurde und vorher Tag und Stelle ſeines Todes angab. Und Bernhard von Milo, Landvogt zu Wittenberg, ſandte Luthern ſchon einen geſchriebenen Wundſegen zur Begutachtung, es war ein langer zuſammengerollter Zettel mit wunderlichen Zeichen.

Als der Augsburger Büchſenmeiſter Samuel Zimmermann der Aeltere in einem Folioband unter dem Titel: Bezaar, wider alle Stich, Straich und Schüß, voller großen Geheimnuſſen, die Erfahrungen ſeines Lebens etwa bis 1591 ſammelte, erwähnt er zwar nur die ſchützenden Künſte, welche er nicht für belialiſch hält, es iſt aber aus ſeinem Manuſcript zu ſehen, daß ihm auch zahlreiche Teufelskünſte bekannt waren, die er zu verſchweigen beabſichtigt. So war im Jahre 1550 ein wohlbekannter Raufbold zu Augsburg, der oft prahlte, er wolle lieber mit zweien oder dreien fechten als eine gute Mahlzeit halten, ſo feſt, daß kein Degenſtich in ihn drang; er wurde zuletzt durch einen Hellebardenſchlag auf den Hinterkopf getötet. Ein anderer Bekannter Zimmermann's, der gefroren war, erhielt einen furchtbaren Dolchſtich, es war keine Wunde zu ſehen, aber er ſtarb doch kurz darauf an innern Folgen des Stiches. Im Jahre 1558 war ein Schütz im Regiment des Grafen Lichtenſtein, der nach jedem Scharmützel feindliche Kugeln aus ſeinen Kleidern und vom bloßen Leibe ſchüttelte; oft hatte er ſie und die durchgebrannten Löcher ſeiner Kleider gezeigt. Er wurde zuletzt von welſchen Bauern erſchlagen.

Die Italiener und Spanier, welche 1568 in die Niederlande zogen, führten ganze Packete und Bücher voll Zauberei, Segen und Beſchwörungen mit ſich, ohne Erfolg.*) Faſt bei allen Toten und Gefangenen der brandenburgiſchen Hilfstruppen, welche 1587 durch Burggraf Fabian von Dohna den Hugenotten zugeführt waren, fanden die Franzoſen

*) J. Dodinus, De magorum demonomania. I, 3.

Talismane und magiſche Zettel um den Hals gebunden.*) Als der Jeſuit Georg Scheerer in der Hofkapelle zu Wien 1594 vor Erzherzog Matthias und deſſen Kriegsoberſten predigte, fand er für nöthig, gegen die angehängten abergläubiſchen Wundſegen für Hauen und Stechen, Schießen und Brennen zu eifern.**)

Es iſt deshalb unrichtig, wenn ſpätere Schriftſteller erzählen, daß die Kunſt feſtzumachen im Anfang des 17. Jahrhunderts zu Paſſau von einem Studenten (fahrenden Schüler), wie Grimmelshauſen angibt, oder wie Andere wollen, von Kaspar Neithardt von Hersbruck, dem Nachrichter, in die deutſchen Heere gebracht worden ſei. Denn als Erzherzog Leopold, Biſchof zu Paſſau, die zuchtloſen Banden werben ließ, welche durch ihre Grauſamkeit im Elſaß und in Böhmen Schrecken verbreiteten, nahmen ſeine Söldner nur die alten Ueberlieferungen auf, die im deutſchen Heidenthum wurzelten und durch das ganze Mittelalter fortgeſchleppt worden waren. Ja ſogar der Name „Paſſauer Kunſt", welcher ſeit jener Zeit gewöhnlich wird, mag auf einem Mißverſtändniß des Volkes beruhen; denn im 16. Jahrhundert hießen alle, welche einen Zauber bei ſich trugen, um unverwundbar zu ſein, bei den gelehrten Soldaten Peſſulanten oder Charakteriſtiker, und wer die Kunſt verſtand, ſolchen Zauber zu löſen, ein Solvant. Es iſt möglich, daß die erſte Bezeichnung vom Volk in „Paſſauer" verwandelt worden iſt.***)

Schon im erſten Jahre des dreißigjährigen Krieges wird die Kunſt feſtzumachen lebhaft beſprochen. Eine gute Nach-

---

*) Mart. Delrio, Disquisit. magic. VI, 1. Ursellis 1606. p. 129. Thurneiſſer verſah die Kriegsleute der Mark mit ſolchen Amuleten.

**) Er gab die drei Predigten heraus unter dem Titel: Eine bewerte Kunſt und Wundſegen. Ingolſtadt 1595. 4.

***) Zimmermann, a. a. O. am Ende in einem intereſſanten Verzeichniß von militäriſchen Kunſtausdrücken.

richt darüber ſteht in: Wahrhaffter Bericht von der Belagerung und mit geſtürmter Hand Eroberung der Stadt Pilſen in Behem. 4. (1619.) Die Stelle lautet in unſerer Schreibweiſe wie folgt.

„Ein Waghals unter den Mansfeldiſchen, Hans Fabel genannt, nahm einſtmals ein Stutzglas Bier, ging auf den Stadtgraben zu und brachte den Belagerten eins. Dem haben ſie es mit Kraut und Loth geſegnet, aber er trank ſein Stutzglas Bier aus, bedankte ſich gegen ſie, kam in den Laufgraben und nahm fünf Kugeln aus dem Buſen. Dieſes Pilmiskind*), ob es gleich ſo ſehr feſt geweſen, iſt doch krank geworden und vor der Eroberung der Stadt geſtorben. Es iſt dieſe zauberiſche Kunſt (Paſſauer Kunſt) ganz gemein geweſen, ich hab's mit Verwundern geſehen. Man hätte eher von einem Felſen, als von einem ſolchen Bezauberten etwas geſchoſſen. Ich glaube, der Teufel ſteckt ihnen in der Haut. Ja, ein guter Geſell bezaubert oft den andern, wenn es auch der Bezauberte nicht weiß, noch viel weniger begehrte. Ein kleiner Junge von vierzehn oder fünfzehn Jahren iſt auf den Arm geſchoſſen worden, als er die Trommel geſchlagen, dem iſt die Kugel vom Arm auf die linke Bruſt abgeſprungen und nicht eingedrungen, was Viele geſehen haben. Aber es nimmt ein böſes Alter bei denen, die es gebrauchen; ich habe ihrer viel gekannt, die es gebraucht, die ſind ſchrecklich um ihr Leben gekommen. Denn eine Gaukelei kämpft wider die andere. Ebenſo gut, als man einen kann gefroren machen, kann man ſeinen Wundſegen öffnen. Ihre teufliſchen Zauberbrote ſind expreß wider das erſte und andere Gebot Gottes. Fleißig gebetet und ſich auf Gott verlaſſen, das gibt andere Mittel. Wenn einer vor dem Feind iſt und nicht bleibt, ſo iſt es Gottes Wille. Wird er getroffen, ſo führen ihn die

*) Bilwizkind, ſo viel als Teufelskind; Bilwiz iſt ein alter Name für Zauberer oder Kobold.

Engel in den Himmel, die Bezauberten holt der ſchwarze Kasper.“*)

Zahlreich waren die Mittel, ſich und Andere feſt oder gefroren zu machen. Auch bei dieſem Aberglauben walteten herriſch die Moden. Sehr alt ſind die Nothhemden, Siegs- und St. Georgshemden.**) Sie wurden für die Landsknechte auf verſchiedene Weiſe gefertigt. In der Chriſtnacht ſollten nach älterer Sitte unzweifelhafte Jungfrauen das leinene Garn im Namen des Teufels ſpinnen, weben und nähen; auf die Bruſt wurden zwei Häupter geſtickt, das rechte bärtig, das linke wie König Beelzebub's Kopf, mit einer Krone, vielleicht dunkle Erinnerungen an die heiligen Häupter Donar's und Wuotan's.***) Nach ſpäterem Brauch mußte das Nothhemd von Mädchen unter ſieben Jahren geſponnen ſein, es wurde mit beſondern Kreuznähten genäht und mußte verſtohlen auf den Altar gebracht werden, bis drei Meſſen darüber geleſen waren. Ein ſolches Nothhemd wurde am Schlachttage unter dem Kleid angelegt. Erhielt der Träger doch eine Wunde, ſo war fremdes Garn unter das zauberkräftige gemiſcht worden.

Gern ſuchte der Abergläubiſche die Wunderkraft der chriſtlichen Kirche für ſich zu benutzen, wenn auch geſetzwidrig und mit böſem Gewiſſen. Man ließ die Anfangsverſe des Evangeliums St. Johannis fein und geſchmeidig auf zartes Papier ſchreiben, brachte dies heimlich unter die Altardecke einer katholiſchen Kirche, wartete, bis der Prieſter drei Meſſen darüber

---

*) Die Verſuchung liegt nahe, dieſe Stelle in eine ältere heidniſche Formel umzuwandeln: wer mit ehrlichen Waffen auf der Walſtatt fällt, den führen die Schlachtjungfrauen nach Walhall; die mit dem Zauber der Todesgötter kämpfen, nimmt ſich die Helja. — Der Name „ſchwarzer Kasper“ für Teufel findet ſich ſchon im 16. Jahrhundert.

**) Für die Heidenzeit und das Mittelalter vergl. man bei dieſen und andern Bräuchen Grimm's Mythologie.

***) Henning Groß, Magica. Eisleben 1600. 4. Bl. 99b.

geleſen hatte, ſteckte es in einen Federkiel oder eine ausgehöhlte Haſelnuß, verkittete die Oeffnung mit ſpaniſchem Lack oder Wachs, oder ließ ſolche Kapſeln in Gold oder Silber faſſen und hing ſie an den Hals. Andere empfingen beim Abendmahl die Hoſtie unter ſtiller Anrufung des Teufels, nahmen die Oblate wieder aus dem Mund, löſten an einer Stelle des Leibes die Haut vom Fleiſche, ſteckten die Oblate hinein und ließen ſie ſo verheilen. Die Wildeſten freilich ergaben ſich dem Teufel mit Haut und Haar; ſolche Geſellen konnten nicht nur andere Menſchen feſtmachen, ſondern ſogar eßbare Dinge, Butter, Käſe, Obſt, ſo daß die ſchärfſten Meſſer nicht einzuſchneiden vermochten.*)

Auch bei den geſchriebenen Zetteln, welche Wundſegen enthielten, wechſelten Form und Name.

Aus dem frühen Mittelalter ſtammte Papſt Leonis Segen, er enthielt gute chriſtliche Worte und Verheißungen. Ferner der Segen des Ritters von Flandern, ſo genannt, weil ein Ritter, der ihn einſt bei ſich getragen, nicht hatte enthauptet werden können; das Blatt war mit unbekannten Charakteren und Buchſtaben beſchrieben, dazwiſchen Kreuzzeichen. Dann der Benediſten- oder Nothſegen, der im Augenblick der Gefahr Rohr und Schwert der Feinde band.**)

Ebenſo waren die Paſſauer Zettel des 17. Jahrhunderts auf Poſtpapier, Jungfernpergament, Hoſtien geſchrieben mit Fledermausblut, mit beſonderer Feder; die Aufſchrift waren ſeltſame Charaktere, Drudenfüße, Zirkel, Kreuze, Buchſtaben fremder Sprache; nach Grimmelshauſen***) ſtand

*) Victoriſchlüſſel a. a. O.

**) Zimmermann a. a. O.

***) Wunderbarliches Vogelneſt. II. Th., Satyriſcher Pilgram. II. Th. — Grimmelshauſen beſpricht die Kunſt feſtzumachen zwar gläubig, aber obenhin, als etwas längſt Bekanntes, er iſt in ſeinen Angaben nicht immer zuverläſſig. Ihm war der Aberglaube anziehender, welcher um 1660 in

der Reim darauf: „Teufel, hilf mir, Leib und Seele geb ich dir.“ Sie bannten den Schuß und thaten das Rohr des Feindes zu, wenn sie unter den linken Arm gebunden wurden. Ja sie wurden gegessen. Aber die Ansichten über ihre Wirksamkeit waren schwankend. Sie sollten nur auf vierundzwanzig Stunden schützen; nach Andern wirkte ihr Zauber erst nach den ersten vierundzwanzig Stunden, wer vorher erschossen wurde, gehörte dem Teufel. Auch andere Zaubermittel werden zum Schutz herbeigezogen, alles Häßliche und Unheimliche wird gesammelt, und Vieles, was im alten Götterglauben furchtbar gewesen war, wirkt noch jetzt mit der alten Kraft. Ein Stück von dem Strick oder der Kette, woran ein Mensch erhängt war, machte fest; ebenso der Bart eines Bockes, Augen des Wolfes, Kopf der Fledermaus und Aehnliches in einen Beutel von schwarzer Katerhaut eingewickelt und am Leibe getragen.*) Fest machte die Gemskugel, eine verhärtete Masse aus dem Magen der Gemse, ferner die Haube, welche jemand bei der Geburt auf die Welt gebracht hatte, u. A. m.; auch wer sein Lebtag keine Nieren gegessen, war sicher vor Schuß und Pestilenz; man glaubte in Augsburg, daß ein berühmter Ritter und wohlgeübter Kriegsoberster (Sebastian Schärtlin) sich dadurch vor dem Feinde bewahrt habe.**)

Auch alte Hexenkräuter, Wegewart, Verbena, St. Johanniskraut, Vogelkraut, Siegwurz, Allermannsharnisch wurden zu Wundsegen gebraucht und das kräftigste von allen, die geheimnißvolle Bollwurz. Sie mußte mit dem besten neugeschliffenen Stahl ausgegraben und durfte nie mit der bloßen

besonderer Aufnahme war: die Kunst sich unsichtbar zu machen, und das Alräunchen. Am Ende des Jahrhunderts herrschte die Wünschelruthe, dann wurden die Poltergeister mächtig.

*) Klein, Kriegsinstitution, S. 58. Es ist der „Medicinbeutel“ der Indianer, vielleicht durch die spanischen Regimenter eingeschleppt.

**) Zimmermann, Goth. Misc. Bl. 97.

Hand, am wenigſten mit der linken, angegriffen werden, ſie wurde wie ein agnus dei getragen. Sie war rund, fand ſich nur auf der Walſtatt großer Männerſchlachten und war, wie Zimmermann ſagt, um der verſtorbenen Seelen willen geheiligt. Und außer ihr eine feuerfarbige Blume, welche die Kabbaliſten Efdamanila nannten; ſie ſchützte nicht allein den Mann, der ſie trug, vor Schuß, Hieb und Feuer: wenn ſie bei der erſten feindlichen Kugel in belagerter Stadt über die Mauer gehängt wurde, ſo band ſie das feindliche Stück wenigſtens auf einen Monat.

Auch Amuletmünzen waren früh im Brauch; im Jahr 1555 wurde in dem Gefecht bei Marienburg zwiſchen den Prinzen Oranien und Nevers ein kleines Kind durch einen Schuß an den Hals getroffen, ein ſilberner Schaupfennig bog ſich zuſammen, das Kind blieb unverletzt; damals ſchrieb man ſo großen Erfolg noch einem Amuletzettel zu, den es neben der Schaumünze am Halſe trug. Aber zu derſelben Zeit goſſen bereits „Sideriſten", die in aſtronomiſcher Kunſt erfahren waren, feſtmachende Schaupfennige von Silber und feinem Gold nach „himmliſcher Influenz"; ſie wurden am Halſe getragen. Thurneiſſer verbreitete auch dieſe Art Amulete im nördlichen Deutſchland.*) Noch nach dem dreißigjährigen Kriege brachte ein Zufall die Mansfelder St. Georgenthaler in Aufnahme, beſonders die von 1611 und 1613, mit der Inſchrift: „Bei Gott iſt Rath und That."

In dem Rufe feſt zu ſein ſtanden nicht nur gemeine Soldaten, auch viele hohe Befehlshaber; zwar nicht Pappenheim, der faſt bei jedem Gefecht eine Wunde erhielt, wol aber Holk, — den zuletzt der Teufel perſönlich in die Hölle holte, — Tilly, an dem der entſetzte Wundarzt nach der Schlacht bei Breitenfeld nur Quetſchungen zu verbinden hatte, Wallenſtein

*) Abbildungen derſelben in: Moehſen, Beiträge zur Geſchichte der Wiſſenſchaft in der Mark Brandenburg. Berlin, 1783.

und ſein Verwandter Terzka; ſelbſt Guſtav Adolf's Schwert galt für gefeit. Auch Ahas Willenger, nach Fadinger's Tode Anführer der aufſtändiſchen öſtreichiſchen Bauern, war ſo gefroren, daß ihn eine Kanonenkugel ſieben Schritt zurückriß, ohne in ſeine Haut zu dringen, endlich tötete ihn ein Offizier der Pappenheimer.*) Alle Fürſten des Hauſes Savoyen hielt man noch nach dem dreißigjährigen Kriege für feſt. Feldmarſchall Schauenburg hat es am Prinzen Thomas verſuchen laſſen, als er ihn in einer italieniſchen Feſtung belagerte. Dem beſten Schützen hat die Büchſenkugel verſagt. Man wußte nicht, ob die Männer des hohen Hauſes beſondere Gnade haben, weil ſie aus dem Geſchlecht des königlichen Propheten David ſtammen, oder ob daſelbſt die Kunſt erblich war ſich feſtzumachen.**) Daſſelbe glaubte man von den Hohenzollern noch am Ende des vorigen Jahrhunderts; daß Friedrich der Große ſeinem Heer für unverwundbar galt, war in der Ordnung, aber auch Friedrich Wilhelm II war im Feldzug von 1792 nach der Anſicht alter Unteroffiziere nur durch ſilberne Kartätſchenkugeln des Feindes zu treffen.***)

Es gab kaum jemand, welcher den Glauben an die geheimnißvolle Kunſt nicht theilte. Der berühmte franzöſiſche Feldherr Meſſire Jacques de Puyſegur mußte im Jahre 1662 in den franzöſiſchen Bürgerkriegen einen Gegner, qui avait un caractère, weil er ihn mit der Waffe nicht töten konnte, durch Nackenſchläge mit einem Hebebaum umbringen laſſen und über das Abenteuer ſeinem König berichten.†) Schon bei der Blokirung von Magdeburg im Jahre 1629 wurde die Klage über ſolche Mittel ſo allgemein, daß die Kriegführenden

---

*) Belli, Laurea Austriaca zum Jahr 1626.

**) Simpliciſſimus, Continuatio 13.

***) F. C. Laukhard's Leben. III, S. 163.

†) Les mémoires de Puysegur, Amsterdam, 1690. I, p. 16.

darüber verhandelten.*) Selbst Gustav Adolf verbot in § 1 seiner Kriegsartikel eifrig Götzendienst, Hexerei oder Zauberei der Waffen als eine Sünde gegen Gott.

Aber die dunkeln Mächte, welche sich der Kriegsmann zu Helfern warb, waren treulos. Sie schützten nicht gegen jedes. Schon das war unbequem, daß sie nicht vor der Hand des Scharfrichters bewahrten; Zimmermann berichtet mehre Fälle, wo die zu weit gehenden Hoffnungen eines Gefrorenen und seiner Anhänger auf der Richtstätte getäuscht wurden.**) Einzelne Theile des Körpers, der Nacken und der Rücken zwischen den Schultern, die Armhöhle, die Kniekehle galten für nicht hart oder fest. Auch war der Leib nur gefeit gegen die gewöhnlichen Metalle, Blei und Eisen. Den Gefrorenen tötete die einfachste Bauernwaffe, die Holzkeule, ferner Kugeln von edlem Metall, zumal ererbtes Silber. So konnte ein östreichischer Gouverneur von Greifswald, auf den die Schweden mehr als zwanzig Kugeln abgeschossen hatten, nur durch den geerbten silbernen Knopf, den ein Soldat in der Tasche trug, erschossen werden. So ward eine Hexe in Schleswig, die in einen Werwolf verwandelt war, durch Erbsilber getötet.***) Auch durch andere Mischungen beim Kugelgießen sowie durch geheime Waffenweihe vermochte man den Zauber zu öffnen. Von den alten Zaubermitteln der Heidenzeit mochten sich manche erhalten haben. Es gab Nothschwerter und Nothbüchsen. Die Schärfe des Stahls ward mit Roggenbrot, das in der Osternacht gesäuert und gebacken war, kreuzweise überstrichen, auf Klingen und Rohr wurden Zeichen geätzt; man verstand Kugeln zu gießen, welche töteten ohne die Haut zu verletzen, andere, welche Blut haben mußten,

*) Die andere Belägerung der Stadt Magdeburg. 1630. 4. zum 19. August.

**) Goth. Msc. Bl. 81.

***) Müllenhoff, Sagen, S. 231. — Temme, Pommersche Sagen, Nr. 244.

ſolche, welche jede Feſtigkeit öffneten, und bereitete dieſe durch Beimiſchung von geſtampften Weizenkörnern, Spießglanz, Donnerkeilen, durch Ablöſchen in Giften. Auch dieſe Künſte galten für unnatürlich und gefährlich. Daneben ſuchte man eifrig nach „natürlichen“ Kunſtſtücken, welche ein ehrlicher Kriegsmann mit Vortheil gebrauchen könnte. Man glaubte durch Beimiſchung von gepulvertem Hundsgebein Büchſenpulver zu verfertigen, welches keinen Knall gab. Man richtete Pulver zu, womit man das Geſchoſſene nicht beſchädigte, aber auf Stunden betäubte, anderes, das nicht anbrannte, auch wenn man glühenden Stahl hineinſteckte. Durch Beimiſchung von Borax und Queckſilber wußte man Sprengpulver zu ſchaffen, womit man die Stücke des Feindes, die man beim Ausfall nicht zu vernageln Zeit hatte, zerſprengte. Man ſuchte das Geheimniß, einem Menſchen auch ohne Zauberei doppelte Stärke zu geben, u. ſ. w.

Eine eigenthümliche, ebenfalls ſehr alte Art des Zaubers war das Feſtbannen der Feinde durch geheimnißvolle Sprüche, die im Augenblick der Noth hergeſagt wurden. Der Wiſſende vermochte ganze Haufen Reiter und Fußvolk zu ſtellen, d. h. unbeweglich zu machen, ebenſo durch andern Spruch den Zauber wiederaufzulöſen, und dieſer Aberglaube hat in dem Romanusbüchlein (o. O. u. J.) noch in unſerm Jahrhundert ſeine abgeſchmackten Formeln in die katholiſchen Heere gebracht. Wer die Beſchwörungen dieſes Büchleins durchblättert, findet in einem Wuſt von Unſinn, unter vorgeſchriebenen Kreuzzeichen, Anrufung von Heiligen und Bibelſtellen, auch einige poetiſche Formeln, die wahrſcheinlich durch fünfzig Menſchenalter fortgepflanzt worden ſind. Ein anderes Zauberkunſtſtück war Reiter ins Feld zu machen, d. h. zur Rettung in eigener Gefahr den täuſchenden Schein hervorzubringen, als ob in der Entfernung Kriegsvolk heranziehe. Durch ähnliche Spukbilder hatten, wie Gregor von Tours erzählt, ſchon um 568 die Avaren den Frankenkönig Sigibert im Treffen beſiegt.

Ja in größter Noth war es möglich ſich und das eigene Heer zu verwandeln. So war Herzog Hans Adolf von Plön nicht nur kugelfeſt und wohlbewandert in der Kunſt unſichtbar zu machen, er vermochte auch einmal in den Türkenkriegen ſich und ſeine Leute ſo täuſchend in Bäume zu verwandeln, daß die Feinde an dieſe Bäume traten und dem Herzog und ſeinen Leuten die Stiefeln benäßten.*) Solche Beſchwörungen ſind Trümmer geheimer heidniſcher Wiſſenſchaft, welche in manchen Sagen und Märchen bis zur Gegenwart fortklingt. Dergleichen Ueberlieferungen mag es noch viele gegeben haben, ſie waren ſicher am Lagerfeuer und in der Marketenderhütte beliebter Gegenſtand geheimnißvoller Unterhaltung.

Der unheimlichſte Mann des Regiments war der finſtere Profoß; es war natürlich, daß vorzugsweiſe er für einen Wiſſenden galt. Schon 1618 wußte der Henker von Pilſen mit einem Gehilfen alle Tage drei treffende Kugeln gegen das Mansfeldiſche Lager zu ſchießen; er wurde nach Eroberung der Stadt an einem beſonderen Galgen gehängt. Noch größere Zauberkünſte verſtand der Profoß der Hatzfeldiſchen Armee von 1636, er wurde, weil er gefroren war, von den Schweden mit einer Axt erſchlagen. Es lag ſehr im Vortheil dieſer Gewaltigen, den Glauben an ihre Unverwundbarkeit bei den racheluſtigen Soldaten zu erhalten.

Wir dürfen zu ſolchem Glauben auch das Beſtreben rechnen, aus dem Lauf der Geſtirne den Ausgang der Schlachten und Gefechte ſowie das eigene Schickſal zu leſen. Die Prognoſtica häuften ſich während des Krieges, unermüdlich wurden aus Conſtellationen, Sternſchnuppenfall, Kometen und atmoſphäriſchen Erſcheinungen die Schrecken der nächſten Jahre prophezeit, und durch eine gräßlichere Wirklichkeit widerlegt. Die

*) Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holſtein, S. 78. Daſſelbe von einem kaiſerlichen Oberſten in Vechta, bei Kuhn, Sagen aus Weſtfalen, S. 19.

Nativitätſtellerei war allgemein. Auch das zweite Geſicht beſaßen einzelne Menſchen, ſie empfanden vorher, wem die nächſte Zukunft Verhängniß bringen werde. Als 1636 das ſächſiſch-kaiſerliche Heer vor Magdeburg lag, war ein kranker „Mathematicus“ im Lager, der ſeinen Freunden vorhergeſagt hatte, daß ihm der 26. Juni Verderben bringen werde. Er lag im geſchloſſenen Zelt, da ritt ein Lieutenant heran, knüpfte die Zeltſchnüre auf, drang ein und bat den Kranken, er möge ihm die Nativität ſtellen. Nach langer Weigerung prophezeite ihm der Kranke, er werde noch in dieſer Stunde aufgehängt werden. Der Lieutenant, empört darüber, daß einem Cavalier ſolches geſagt werden dürfe, zog ſeinen Degen und erſtach den Kranken. Es entſtand ein Auflauf, der Mörder ſchwang ſich auf ſein Pferd und wäre entkommen; da wollte der Zufall, daß der Kurfürſt von Sachſen neben dem General Hatzfeld mit großem Gefolge durch die Lagergaſſe hereinritt. Der Kurfürſt rief: das wäre ſchlechte Kriegszucht im kaiſerlichen Lager, wenn auch ein Kranker im Bett nicht vor Mördern ſeines Lebens ſicher ſein ſollte. Der Lieutenant wurde aufgeknüpft.*)

Wer für den Beſitzer ſolcher Geheimniſſe galt, der ward von ſeinen Kameraden gefürchtet, aber nicht geehrt;**) „denn wenn ſie nicht furchtſame, feige Tröpfe wären, würden ſie nicht ſolche Mittel gebrauchen.“ Schon im 16. Jahrhundert ließen einzelne Oberſten jeden Gefangenen henken, bei welchem ausgeſchnittene oder mit Eiſen gefütterte Kugeln gefunden wurden,***) „welche um einer Seele willen geheiligt waren.“ Im dreißigjährigen Kriege bat ein Feigling ſeinen Kameraden um einen Paſſauer Zettel. Dieſer ſchrieb auf einen Streifen Papier dreimal: „Wehr dich, Hundsfott!“ wickelte das Papier zuſammen und ließ es den Furchtſamen in die Kleider nähen.

---

*) Simpliciſſimus I, 2, 24.

**) Grimmelshauſen, Wunderbarliches Vogelneſt.

***) Zimmermann, Goth. Mſc. a. a. O.

Seit dem Tage bildete ſich jener ein, er ſei feſt, und ging bei allen Zuſammenſtößen wie ein hörnerner Siegfried unter Waffen, iſt auch ſtets unverwundet davongekommen.*)

Aber der Krieger hatte nicht nur um die Gunſt der Schickſalsgötter, noch mehr um den Beifall ſeiner Kameraden zu werben. Wer aufmerkſam in jene Zeit hineinſieht, der verliert zwar nicht das Grauſen über die zahlloſen und abgefeimten Scheußlichkeiten, welche verübt werden; aber er erkennt auch, daß aus der tiefen Barbarei und Verwüſtung der Seelen immer noch einzelne mildere Tugenden aufleuchten und zuweilen eine geſunde unzerſtörbare Tüchtigkeit zu Tage kommt. Der Söldner fühlte, kurze Zeit ausgenommen, keine Begeiſterung für die Partei, welcher er gerade diente, ſelbſt der Glaube verlor in den wilden Gemüthern viel von ſeiner Fähigkeit zu erwärmen. Aber den Beſſeren blieb die eigne Soldatenehre und eine lebhafte Empfindung für die Ehre der Fahne, der ſie geſchworen hatten, jedem aber der Stolz, daß er als Krieger ein Herr der zerrütteten Welt ſei, oft der einzige geiſtige Beſitz, der ihn vom Räuber und Mörder unterſchied. Nicht ſelten wechſelte der Krieger ſeine Fahne, freiwillig oder gezwungen, aber auch im letztern Falle war er dem neuen Kriegsherrn zuweilen treu und zuverläſſig. Die Achtung der Kameraden erwarb er nur, wenn er ein ehrlicher Soldat und kein „Hundsfott" war; ſchnell bildete ſich ein eigenthümliches Geſetz der Soldatenehre aus, das eine wenn auch ſehr verkümmerte Sittlichkeit rettete. Von der guten Laune, welche das Gefühl einer unbegrenzten Herrſchaft über Bürger und Bauer gab, ſind uns nur wenige Reſte geblieben. Die zahlreichen Soldatenlieder, welche in den Lagern ſelbſt entſtanden, ſind bis auf dürftige Trümmer verklungen.**) Aber ſprichwörtliche Redensarten drücken oft genug dieſelbe Stimmung

*) Grimmelshauſen a. a. O.

**) Es iſt bezeichnend, daß eines der beſten (Simpliciſſimus I, 2, 23) die „Müllerflöhe" beſingt, damals eine allgemeine Plage der Heere.

aus, welche Schiller's Reiterlied idealisirt: „Der scharfe Säbel ist mein Acker, und Beutemachen ist mein Pflug.“ „Die Erde ist mein Bett, der Himmel meine Decke, der Mantel mein Haus, der Wein mein ewiges Leben.“*) „Sobald ein Soldat wird geboren, sind ihm drei Bauern auserkoren: der erste, der ihn ernährt, der andere, der ihm ein schönes Weib beschert, der dritte, der für ihn zur Hölle fährt.“**)

Daß die Sinnlichkeit meist zügellos und ohne Scham war, wird man voraussetzen, die Völlerei, das alte deutsche Laster, beherrschte Offiziere und Gemeine. Das Tabak-Rauchen und -Kauen, oder, wie man damals sagte, Tabak-Trinken, -Essen und -Schnupfen verbreitete sich schnell in allen Heeren, und die Wachtstuben wurden dem Nichtraucher ein beschwerlicher Aufenthalt. Dieser Brauch, im Anfange des Krieges durch die Holländer und englische Hilfstruppen zu den deutschen Soldaten gekommen, war am Ende des Krieges so gewöhnlich, daß in jedem Bauernhaus eine Pfeife zu finden war, daß die Lehrjungen und von zehn Tagelöhnern neun während der Arbeit rauchten.***)

Auch die deutsche Sprache verwilderte in den Heeren, bald war es den Gemeinen modisch, italienische und französische Wörter einzumischen; sogar die Ungarn, Kroaten und Czechen bereicherten den Sprachschatz, sie ließen uns außer ihrer „Karbatsche“ und Aehnlichem auch volltönende Flüche. Den frommen Theologen waren die Soldatenflüche ein besonderer Greuel; so oft ein Soldatenmund sich öffnete, flogen

---

*) Philander von Sittewald, Gesicht vom Soldatenleben.

**) Grimmelshausen, Seltzamer Springinsfeld.

***) Grimmelshausen, Satyrischer Pilgram II und in dem Gedicht: Lustige Historia, Woher das Taback-Trincken kompt, Etwas nach dem Niderländischen, durch Ascanium d'Oliva. 1634. 4. — Im Jahre 1696 verbot das Tabakscollegium der Zwölfer zu Breslau, eine noch jetzt bestehende würdige Gesellschaft, in seinem Stiftungsbriefe, das Tabak-Schmauchen oder -Rauchen als Tabak-Saufen oder -Trinken zu bezeichnen.

die „Potz“ und „Pieu“ — rückſichtsvolle Entſtellungen des göttlichen Namens — unaufhaltſam heraus. Mit großer Betrübniß hat Moſcheroſch einige der ärgerlichſten Fluchreden verzeichnet: „Potzhunderttauſend Sack voll Enten“, „daß dich der Donner und der Hagel mit einander erſchlage“, „fort, ihr Hundertſappermentbluthunde“, „ſauf, daß dir das hölliſche Feuer in den Hals fahre.“ — Aber nicht nur ſolche Verbrämungen kräftiger Rede füllten die Unterhaltung, auch das Rotwelſch wurde Gemeingut der Heere. Zwar nicht zuerſt in dem großen Kriege, ſchon lange vorher hatten die entlaſſenen Landsknechte als „Gartbrüder“ und Mitglieder der Bettlerinnung Künſte und Sprache der Fahrenden gelernt, ſchon vor dem Kriege hieß ihnen das Huhn „Stier“, die Ente „deutſcher Herr“, die Gans ein „Strohbutz“; „einen Strohbutz verhören“ bedeutete eine Gans fangen. Jetzt aber wurde die „Feldſprache“ nicht nur ein bequemes Hilfsmittel für den geheimen Verkehr mit dem ſchlechten Geſindel, welches den Heeren folgte, mit Räubern von Handwerk, jüdiſchen Händlern und Zigeunern, es gab auch ein Anſehen am Lagerfeuer, die geheimnißvollen Wörter umherzuwälzen. Einzelne Ausdrücke der Feldſprache ſind damals ins Volk übergegangen, andere wurden durch verlaufene Studenten in die Trinkſtuben der Univerſitäten getragen. *)

Bei den täglichen Händeln bildete ſich das „Cartell“ für

*) Dionys Klein, Kriegsinſtitution. 1598. 8. gibt S. 288 eine Probe von dem Rotwelſch der Landsknechte. „Welch Leninger (Landsknecht) die Hautzen und Häutzin (Bauer und Bäuerin) zum beſten anſtoßen (ſchätzen) kann und weiß ſie mit gevopten (unwahren) oder gehockten (gelogenen) Barlen (Worten) zu vermanen (bedrängen), item verlunſcht (verſteht) ſich recht auf das Reckhediß (Inſtrument zum Hühnerfangen) und iſt rund und fertig zum Robora zopfen oder genſen (zugreifen oder ſtehlen), der ſoll tags ein Hellerrichter oder Stettinger (Gulden) zum Solde haben. Aber wie vielen geſchieht es, daß ſie ſich übern Braithart oder Glentz alchen (über das weite Feld flüchten) müſſen, wie denn auch deren viel mit dem Pfeil erſchoſſen werden, daran man die Kühe bindet (gehenkt werden).“

Duelle mit vielen Ehrenpunkten auch unter den gemeinen Soldaten aus. Zweikämpfe waren streng verboten, Gustav Adolf strafte sie selbst an höhern Offizieren mit dem Tode; aber kein Gesetz vermochte sie zu unterdrücken. Wenn die Streitenden vor dem großen Kriege mit dem Ausfechten der Ehrensache gewartet hatten, bis das Fähnlein abgerissen war, so hörte bald auch diese Rücksicht auf, höchstens begab man sich an eine entlegene Stelle außerhalb des Lagers und Quartiers. Der Herausforderer warf nach altem Brauch seinen Handschuh hin, nach dem Zweikampfe wurde derselbe von dem Geforderten oder dessen Helfern zurückgegeben, zum Zeichen, daß der Handel abgemacht sei. Die Duellanten fochten allein, oder mit zwei oder drei Secundanten, auch ein Unparteiischer ward gewählt; vor dem Kampf gelobten einander die Parteien mit Hand und Mund, nicht vor, nicht in, nicht nach dem Kampfe den fechtenden Kameraden zu helfen noch sie zu rächen, die Duellanten gaben einander die Hände und verziehen im voraus jeder dem andern seinen Tod. Man focht zu Pferde oder zu Fuß, mit Feuerwehr, Pistole oder Degen, beim Gefecht galt auch Ringen oder Niederwerfen, das Stechen galt für undeutsch, zumal der Stich in den Rücken war von zweifelhafter Anständigkeit. Wer Händel suchte, hatte die Aufgabe, vorher geschickt den Gegner zu schrauben.*)

Dem Feind gegenüber herrschte milder Kriegsbrauch und eine gewisse höfliche Förmlichkeit. Da es so gewöhnlich war, die Partei zu wechseln, bildete sich bei den Soldaten ein Genossenschaftsgefühl aus, welches auch den Feind umfaßte. Die Heere kannten einander ziemlich genau, nicht nur Charakter der Oberoffiziere, auch ältere Soldaten waren den Truppen am Rhein und Lech bekannt wie den Lagern an der Elbe und Oder; jeden Tag konnte man erwarten, in den

*) Simplicissimus I, 3, 9, und Philander von Sittewald, Gesicht vom Soldatenleben a. m. O.

feindlichen Reihen einen alten Kameraden zu ſehen oder zum Zeltgenoſſen einen früheren Gegner zu erhalten. In der Regel wurde der verlangte Pardon, das Quartier, gegeben, oft angeboten. Nur wer gegen Kriegsbrauch gekämpft hatte, oder im Verdacht ſtand Teufelskünſte zu üben, mußte, auch wenn er bat, erſchlagen werden. Zwiſchen dem honetten Sieger und Beſiegten ward „Cartell“ geſchloſſen, der Sieger verſprach zu ſchützen, der Gefangene nicht zu fliehen. Dem Beſiegten ward die Waffe, Feldbinde und Hutfeder abgenommen; Alles, was er in den Kleidern barg, gehörte dem Sieger, doch wer „holländiſches Quartier“ bekam, der behielt, was ſein Gürtel umſchloß; der anſtändige Gefangene überreichte ſelbſt, was er in den Taſchen hatte. Der Verzweifelte konnte das Quartier aufkündigen, dann wurde er getötet, wenn er nicht ſchnell zu entfliehen wußte. Unterwegs wurden gemeine Gefangene je zwei mit einem Arm zuſammengebunden und die Neſteln aus den Hoſen genommen, daß ſie mit der freien Hand die Beinkleider halten mußten. Die Gefangenen konnten gegen „Ranzion“ ausgelöſt werden, und dies Löſegeld wurde durch einen Tarif bei den einzelnen Heeren feſtgeſetzt. In der letzten Hälfte des Krieges, wo die Soldaten ſeltener wurden, ſteckte man die gemeinen Gefangenen kurz und bündig in das Regiment, oft ohne ihnen Wahl zu laſſen. Solche Soldaten galten natürlich für unſicher, ſie benutzten gern die erſte Gelegenheit, zu der frühern Fahne zu entweichen, wo ſie Dirne, Buben, Beute und rückſtändigen Sold gelaſſen hatten. Hochgeſtellte Gefangene wurden zuweilen vom Oberſten des Regiments den gemeinen Soldaten abgekauft; ſie wurden im feindlichen Lager mit Aufmerkſamkeit behandelt, fand doch faſt jeder Bekannte oder gar Verwandte darin.

Beute war der unſichere Gewinn, um den der Soldat ſein Leben einſetzte, auf ſie zu hoffen die traurige Poeſie, welche ihn in verzweifelter Lage ſtandhaft erhielt. Der Sold war beſcheiden, die Zahlung unſicher, die Beute verhieß Wein,

Spiel, eine ſchmucke Dirne, ein goldverbrämtes Kleid mit einem Federbuſch, ein oder zwei Pferde, die Ausſicht auf größere Bedeutung in der Compagnie und auf Rangerhöhung. Eitelkeit, Genußſucht und Ehrgeiz entwickelten dieſe Sehnſucht zu einer gefährlichen Krankheit der Heere.

Mehr als einmal wurde der Erfolg einer Schlacht dadurch vernichtet, daß die Soldaten ſich zu früh der Plünderung überließen. Nicht ſelten gelang es einzelnen, große Beute zu machen, das Gewonnene wurde faſt immer in wüſter Schwelgerei verthan, nach dem Soldatenſprichwort: „Was mit Trommeln erobert wird, geht mit Pfeifen verloren.“ Der Ruf ſolcher Glücksfälle ging durch alle Heere. Zuweilen bekam den glücklichen Findern ihr Gewinn ſchlecht.*) In der Armee des Tilly hatte ein gemeiner Soldat nach der Eroberung von Magdeburg eine große Beute, man ſprach von dreißigtauſend Ducaten, gewonnen und ſogleich wieder im Würfelſpiel verloren. Tilly ließ ihn henken, nachdem er zu ihm geſagt: „Du hätteſt mit dieſem Gelde dein Lebtag wie ein Herr leben können; da du dir aber ſelbſt nicht zu nützen verſtehſt, ſo kann ich nicht einſehen, was du meinem Kaiſer nützen ſollſt.“ Noch am Ende des Krieges hatte einer von Königsmark's Truppe in der Kleinſeite von Prag eine ähnliche Summe erbeutet und auf einem Sitz wieder verſpielt. Königsmark wollte ihn ebenfalls hinrichten, der Soldat rettete ſich durch die unerſchrockene Antwort: „Es wäre unbillig, wenn Ew. Excellenz mich um dieſes Verluſtes willen aufhängen ließen, da ich Hoffnung habe, in der Altſtadt noch größere Beute zu erhalten.“ Dieſe Antwort galt für eine gute Vorbedeutung. — Bei der bairiſchen Armada wurde im Holtziſchen Fußregiment ein Soldat durch gleichen Glücksfall berühmt. Er war längere Zeit Musketier geweſen, kurz vor dem Frieden war er zur Pike heruntergekommen und übel bekleidet, das Hemd hing

*) Grimmelshauſen, Springinsfeld. 11.

ihm hinten und vorn zu den zerriſſenen Hoſen heraus. Dieſer Geſell hatte im Treffen bei Herbſthauſen ein Faß mit franzöſiſchen Dublonen erbeutet, ſo groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er ſich heimlich vom Regiment, putzte ſich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutſche und ſechs ſchöne Pferde, hielt mehre Kutſcher, Lakaien, Pagen und einen Kammerdiener in ſchöner Livrée, und nannte ſich ſelbſt mit düſterem Humor Oberſt Lumpus. So reiſte er nach München und lebte dort herrlich in einer Herberge. Zufällig kehrte General Holtz in derſelben Herberge ein, hörte durch den Wirth viel von Reichthum und Qualitäten des Oberſten Lumpus, und konnte ſich doch nicht erinnern, jemals unter den Cavalieren des römiſchen Reiches oder unter den Soldaten von Fortune dieſen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirth auf, den Fremden zum Abendeſſen einzuladen. Oberſt Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Confect in einer Schüſſel fünfhundert neue franzöſiſche Piſtolen und eine Kette von hundert Ducaten Werth auftragen und ſagte dabei zum General: „Mit dieſem Tractament wollen Ew. Excellenz vorlieb nehmen und meiner dabei beſtens gedenken.“ Der von Holtz ſträubte ſich ein wenig, aber der freigebige Oberſt drängte mit den Worten: „Bald wird die Zeit kommen, wo Ew. Excellenz ſelbſt erkennen werden, daß ich dieſe Verehrung zu thun obligirt war. Die Schenkung iſt nicht übel angelegt, denn ich hoffe alsdann von Ew. Excellenz eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig koſten ſoll.“ Darauf acceptirte der von Holtz nach damaliger Sitte Kette und Geld mit courtoiſen Promeſſen, ſolches vorkommendenfalls zu remeritiren. Der General reiſte ab, der falſche Oberſt lebte fort; wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, trat die Soldateska ihm zu Ehren ins Gewehr, dann warf er ihr ein Dutzend Thaler zu. Sechs Wochen darauf war ſein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutſche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank Alles. Die Diener entliefen

ihm, zuletzt hatte er nichts mehr als ein ſchlechtes Kleid und keinen Pfennig darin. Da ſchenkte ihm der Wirth, der viel an ihm gewonnen, fünfzig Thaler Reiſegeld, der Oberſt aber verweilte, bis auch das verzehrt war; wieder gab ihm der Wirth zehn Thaler als Zehrgeld; der beharrliche Schwelger aber antwortete, wenn es Zehrgeld ſein ſolle, wolle er es lieber bei ihm als bei einem Andern verzehren. Als auch das verthan war, opferte der Wirth noch fünf Thaler und verbot ſeinem Geſinde, dem Verſchwender etwas dafür zu geben. Jetzt endlich quittirte er das Wirthshaus und ging in das nächſte, wo er auch die fünf Thaler vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu ſeinem Regiment. Dort wurde er ſogleich in Eiſen geſchloſſen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf ſo viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er ſich zu ſeinem General führen, ſtellte ſich ihm vor und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge. Dem ſcharfen Verweis des Generals gab er die Antwort: er hätte ſein Lebtag nichts ſo ſehr gewünſcht, als zu wiſſen, wie einem großen Herrn zu Muthe ſei, dazu habe er ſeine Beute benutzt.

In den ungariſchen Kriegen war Geſetz geweſen, die Beute gemeinſam zu vertheilen; bald kam das ab. Doch fand der glückliche Gewinner rathſam, den Offizieren ſeiner Compagnie einen Antheil zu gönnen. Dies gemeinſame Intereſſe am Gewinn, ſowie die Nothwendigkeit, ſich durch Beutezüge in entfernte Gegenden zu erhalten, entwickelten den Parteigängerdienſt zu großer Vollkommenheit. Zunächſt unter den Truppen, welche gewöhnlich den Dienſt der Streifcorps verrichteten, wie Holk und Iſolani bei den Kaiſerlichen. Aber auch Einzelne verſuchten bei den Regimentern ihr Glück auf eigene Hand. So wurden die „Freireuter", welche ſich, ohne regelmäßigen Dienſt zu thun und — wie es ſcheint — ohne Sold zu erhalten, in die Regimenter gedrängt hatten, eine beſonders arge Plage der Landſchaften, und ſelbſt der erbar-

mungsloſe Baner kam ihretwegen in „Gemüths-Commotion", er erklärte ſie wiederholt für vogelfrei und befahl ſie von den Regimentern zu jagen und niederzuſtechen, wo es auch ſei.*) Außerdem aber wählten auch die einzelnen Compagnieführer die gewandteſten Leute zu dem gewinnreichen Geſchäft. Das „Parteimachen" — der Auszug zu einer geheimen Unternehmung — mußte in ungerader Zahl geſchehen, wenn es Glück bringen ſollte. Solche Parteien ſchlichen ſich tief in das Land hinein, das Haus eines reichen Mannes zu plündern, eine kleine Stadt zu überfallen, Waaren- oder Geldtransporte aufzufangen, Vieh und Lebensmittel heranzuführen. Mit feindlichen Beſatzungen in der Nähe ward zuweilen ein Abkommen getroffen, was im gemeinſamen Bereich zu ſchonen ſei. Jede Art von Liſt ward bei ſolchen Zügen geübt, man wußte den Knall des ſchweren Geſchützes hervorzubringen, indem man Handgewehre mit doppelter Ladung durch eine leere Tonne ſchoß, man benutzte Schuhe mit verkehrten Sohlen, ließ den Pferden die Hufeiſen verkehrt anſchlagen, den geſtohlenen Kühen wurden Schuhe übergezogen, den Schweinen im Futter ein Schwamm eingegeben, an welchem ein Bindfaden befeſtigt war. Die Soldaten verkleideten ſich in Bauern, in Frauen, und bezahlten unter den Bürgern und Landleuten in der Umgegend Spione. Ihre Boten liefen mit Kundſchafterzetteln, die in der Lagerſprache „Feldtauben" hießen, hin und her, ſie trugen ihre Briefe als Kügelchen zuſammengerollt im Ohr, banden ſie in das Haar zottiger Hunde, drückten ſie in eine Erdſcholle oder nähten ſie mit grüner Seide zwiſchen die Blätter eines Eichenzweiges, um ſie in der Noth ohne Verdacht wegzuwerfen. Die Zettel waren in Rotwelſch oder Kauderwelſch geſchrieben, mit fremden Lettern, wenn verlaufene Studenten bei der Com-

*) Patent Baner's vom 6. October 1637, mitgetheilt in: J. von Bohlen, Georg Behr, ein pommeriſches Lebensbild (1859 als Manuſcript gedruckt).

pagnie waren, vielleicht gar französisch mit griechischen Buchstaben; man übte sich zu solchem Zweck in einfacher Geheimschrift, indem man die Buchstaben der Wörter verstellte, oder verabredete, daß in jedem Wort nur der mittlere Buchstabe gelten sollte, u. s. w.*) Leicht war der Uebergang von solchem Parteigängerdienst zum unehrenhaften Lungern des Marodeurs und Freibeuters. In der ersten Hälfte des Krieges war ein neugeworbenes Regiment des Grafen Merode**) durch angestrengte Märsche und geringe Nahrung so heruntergekommen, daß es kaum seine Fahnenwache besetzen konnte, es löste sich auf dem Marsche fast ganz in Nachzügler auf, die an den Zäunen und Hecken lagen, mit schadhaften Waffen und ohne Ordnung um das Heer herumschlichen. Seit der Zeit wurden die Nachzügler, welche der Soldatenwitz vorher Saufänger und Immenschneider (Drohnen) genannt hatte, als „Merodebrüder" bezeichnet. Nach verlorenen Schlachten, bei schlechter Verpflegung wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Leicht verwundete Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, gesellten sich zu ihnen, und es war der damaligen Kriegszucht unmöglich, sie zu bannen. Sie stahlen Soldatenpferde von der Weide und aus den Quartieren, untergruben bei Nacht die Zelte und zwackten hervor, was sich greifen ließ, sie lauerten an Engpässen auf die Felleisen, welche die letzten Weiber des Trosses auf Pferden und Wagen mit sich führten.

Die Zuchtlosesten verließen dann wol ganz den Pfad ihres Heeres, lebten als Schnapphähne, Heckenbrüder, Waldfischer auf eigne Faust, bald im Kampfe, bald im Bunde mit verwilderten Landleuten, welche ein ähnliches Gewerbe trieben. Leicht war der Verkauf des gestohlenen Gutes, die jüdischen Hehler und Käufer frugen nur, was die Waare gewesen sei,

---

*) Moscherosch, Soldatenleben, und Grimmelshausen, Simplicissimus an mehren Orten.

**) Simplicissimus I, 4, 13.

ob kaiſerlich, ob ſchwediſch, ob heſſiſch, um beim Verkauf den frühern Eigenthümer zu meiden. Vergeblich waren nach dem Ende des Krieges die Bemühungen der Landesherren, die großen Räuberbanden zu vernichten, ſie haben in einem gewiſſen Zuſammenhang aufeinanderfolgend bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts gedauert.

So ſah die Kriegsfurie aus, welche durch dreißig Jahre in Deutſchland tobte. Ein Menſchenalter von Blut, Mord und Brand, beinahe völlige Vernichtung der beweglichen Habe, Zerſtörung der unbeweglichen, geiſtiges und materielles Verderben der geſammten Volkes. Der Feldherr ſchrieb unerſchwingliche Kriegsſteuern aus und barg einen Theil davon in ſeiner Taſche, der Oberſt und Hauptmann brandſchatzte die Städte und Dörfer, in denen ſeine Truppen lagerten; erbarmungslos ward das Unerſchwingliche zugemuthet, dann begann ein Handeln und Feilſchen, auf der einen Seite wilde Drohungen, auf der andern demüthige Bitten, im beſten Falle ward zuletzt ein Abkommen getroffen und durch große Geſchenke an die Oberoffiziere beſiegelt; und ſelten ward das Abkommen gehalten, oft in der roheſten Weiſe gebrochen. Die Fürſten ſchickten ihr Silbergeſchirr und die Pferde ihres Marſtalls als Geſchenke an die Generale, die Städte Geldſummen und Fäſſer Wein an die Hauptleute, die Dörfer Reitpferde und goldene Treſſen an Cornet und Wachtmeiſter, ſolange von ſolchen Beſtechungsmitteln noch etwas vorhanden war. Lagerte das Heer in einer Landſchaft, ſo ſuchten ſich angeſehene Gutsbeſitzer, Stifter und Dörfer durch eine salva guardia zu ſchützen. Sie wurde theuer bezahlt, mußte gut behandelt und ernährt werden, und übte doch arge Ungebühr. Lag ein Ort zwiſchen zwei Heeren, ſo mußte er von beiden Parteien die salva guardia erbitten, dann lebten wol die Feinde auf Koſten ihrer Wirthe im Cartell und friedlichen Einvernehmen. Aber nur ſelten waren Einzelne oder Ortſchaften ſo glücklich, dieſen ungenügenden Schutz zu bewahren; denn das Heer mußte leben. Schnell

wurden die Erpressungen zu einem System ausgebildet, die Plünderung, Zerstörung und Quälerei zu einer höllischen Schlauheit. Wenn der Soldatentrupp in Dorf oder Landstadt einrückte, sprangen die Soldaten wie Teufel in die einzelnen Häuser, die größte Düngerstätte lockte am meisten, denn dort war der größte Wohlstand zu erwarten. Die Qualen, welche den Einwohnern zugefügt wurden, hatten meist den Zweck, das versteckte Gut aus ihnen herauszulocken; auch sie wurden durch besondere Namen unterschieden, so der schwedische Trunk, das Rädeln. Die Plünderer schraubten die Steine von den Pistolen, zwängten an ihre Stelle den Daumen der Bauern; sie rieben die Fußsohlen mit Salz und ließen sie von Ziegen ablecken; sie banden die Hände auf den Rücken, zogen mit durchlöcherter Ahle ein Roßhaar durch die Zunge und bewegten dies leise auf und ab; sie banden ein Seil mit Knöpfen um die Stirn und drehten es hinten mit einem Knebel zusammen; sie schnürten zwei Finger an einander und fuhren mit einem Ladestock auf und ab, bis Haut und Fleisch auf den Knochen verbrannten; sie drängten ihre Opfer in den Backofen und zündeten Stroh hinter ihnen an, dann mußten die Gequälten durch die Flammen kriechen. Ueberall fand sich Gesindel, das sich zu ihnen schlug und die eigenen Nachbarn verrieth. Und das waren die abscheulichsten Qualen noch nicht. Was sie den Frauen und Mädchen, Greisinnen und Kindern zufügten, bleibe verschwiegen. Es gab für ein Weib in offenen Städten und auf dem Lande damals keine Rettung als die zweifelhafte einer schnellen Flucht in eine unsichere Ferne. Die sich nicht vorher retten konnten — und nur wenige vermochten das — verfielen dem Kriege.

So hausten die Heere im Volke, jedes Bett entehrend, jedes Haus beraubend, jede Flur verwüstend, bis der allgemeine Zusammenbruch ihnen selbst Verderben brachte. Und dies dreißigjährige Unglück vollendete sich in einer gewissen Steigerung. Die Jahre 1635—1641 sind es, welche die letzte Kraft

der Nation vernichten; von da bis zum Frieden liegt eine tötliche Ermattung auf dem Lande; sie theilt sich dem Heere mit, und gern möchte man erkennen, daß bitteres eigenes Elend auch bei den Soldaten einige Rücksicht auf das Fortbestehen der Bürger und Bauern hervorgerufen habe. Wenigstens kam in die Raubsucht planvolleres Verfahren. Die gewandtesten Räuber wurden die Oberbefehlshaber. Als der schwedische General Wrangel die erste Nachricht von dem geschlossenen Frieden erhielt, trieb der Wilde den Eilboten mit Scheltworten von sich, warf seinen Generalshut grimmig auf den Boden und trat ihn mit Füßen: er war noch nicht reich genug; und Graf Königsmark, einst ein armer deutscher Edelknabe, einer der ärgsten Raubvögel, welche durch Deutschland flogen, führte so viele Wagenladungen von Gold und Kostbarkeiten nach Schweden, daß er seiner Familie ein jährliches Einkommen von 130,000 Thalern hinterließ, eine Rente, die im Verhältniß der Preise 975,000 Mark unseres Geldes entspricht. Selbst da der Krieg beendet war, wurde noch einmal das übrig gebliebene Volk bis zur Verzweiflung angestrengt, die Unterhaltungskosten und Friedensgelder für die stillstehenden Truppen zu zahlen. Dann zerrannen die Heere unter der Bevölkerung.

---

3.

## Der dreißigjährige Krieg.

### Die Dörfer und ihre Geistlichen.

Oft hat mir der Soldat
Und zornige Kroat
Das Schwert ans Herz gesetzet
Und mich gar sehr zersetzet,
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Mistlaken etlich Maß
Goß man, als in ein Faß,
Mir in den Leib zur Stunden,
Vier Kerels mich festbunden;
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Ins Wasser ich auch mußt',
Da hatt' ich schlechte Lust,
Man warf mich nein gebunden,
Gott hat mich losgewunden,
Daß ich nicht durft' ersaufen:
Bin wunderlich entlaufen.

Ich war ein Exulant
Dort im Thüringer Land,
Notleben mich ernährte,
Bis Gott die Pfarr bescherte
Zum Heubach, und der Friede
Erfolgt durch Gottes Güte.

Hier hab' ich Christi Knecht
Die Kirch' bestellet recht,
Das Wort darin gelehret,
Die Bösen abgewehret,
Die Sünder absolviret,
Und treulich informiret.

Aus: „Vier christliche Lieder von Martin Bötzinger." (1663. 8.)

Wer die Verwüstung des deutschen Volkes im jammervollen Kriege zu schildern vermöchte, der würde uns selbst und unseren Nachbarn auch auffallende Eigenthümlichkeiten des deutschen Wesens unserer Zeit verständlich machen: die merkwürdige Mischung von grüner Jugend und alter Weisheit, von springender Begeisterung und unentschlossener Bedächtigkeit, vor allem, weshalb wir unter den Völkerschaften Europas noch jetzt nach Manchem vergebens ringen, was unsere Nachbarn, nicht edler geartet, nicht höher begabt, schon längst als eine sichere Habe besitzen.

Nur unbedeutenden Beitrag zu solchem Verständniß kann das Folgende liefern. An einzelnen Beispielen soll die Zer-

ſtörung der Dorfgemeinden und der Städte verſtändlich gemacht und dabei gezeigt werden, welche Kräfte neben den verderbenden thätig waren, das Uebrigbleibende zuſammenzuhalten und die letzte Vernichtung der Nation abzuwehren. Dabei werden Verhältniſſe einer beſtimmten Landſchaft zu Grunde gelegt, welche durch das Kriegsunglück zwar hart betroffen wurde, aber nicht mehr als die meiſten andern Länder Deutſchlands, ja nicht ſo ſehr als z. B. die Mark Brandenburg und mehre Gebiete des niederſächſiſchen und ſchwäbiſchen Kreiſes. Es iſt die thüringiſche und fränkiſche Seite des Waldgebirges, welches in der Mitte Deutſchlands als uralte Grenzſcheide zwiſchen dem Norden und Süden gilt, vorzugsweiſe die jetzigen Herzogthümer Gotha und Meiningen. Die folgenden Einzelheiten ſind aus Kirchenbüchern, Gemeindeacten, mehres aus den umfangreichen Kirchen- und Schulgeſchichten, welche geiſtliche Sammler im vorigen Jahrhundert herausgaben, entnommen.

Deutſchland galt um das Jahr 1618 für ein reiches Land. Selbſt der Bauer hatte in dem langen Frieden einige Wohlhäbigkeit erlangt. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken war etwas größer als jetzt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breiter Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgrenzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten, Thüren durchzubrechen, an den Hauptſtraßen hingen Thore, welche zur Nacht geſchloſſen wurden. Oft war der Kirchhof mit beſonderer Mauer geſchützt, er bildete mehr als einmal die Burg und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beſchritten. Die Häuſer waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfſtraßen zuſammengedrängt, aber ſie waren nicht arm an Hausrath und Behagen. Schon ſtanden alte Obſtbaumpflanzungen um die Dörfer und viele Quellen ergoſſen ihr klares Waſſer in ſteinerne Tröge. Auf den Düngerſtätten der eingefriedeten

Höfe tummelten ſich große Schaaren von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänſeherden, und in den Ställen ſtanden die Geſpanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrſcheinlich ein großer ſtarkknochiger Schlag, verbauerte Nachkommen der alten Ritterroſſe, ſie, die ſtolzeſte Freude des Hofbeſitzers, daneben die „Klepper", eine uralte kleine Landraſſe. Große Gemeindeherden von Schafen und Rindern graſten auf den ſteinigen Höhenzügen und in den fetten Riedgräſern. Die Wolle ſtand gut im Preiſe und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten, die deutſchen Tuche waren berühmt und Tuchwaaren die beſte Handelsausfuhr. Dieſe eigenartige Wolle, das Erzeugniß einer tauſendjährigen Cultur, iſt den Deutſchen im Kriege verloren gegangen. Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkiſche Flurtheilung in lange Bänder ſich erhalten hatte — in drei Felder getheilt, deren Hufen viel geſpalten und Beet für Beet ſorgfältig verſteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Bewirthſchaftung. Ein feinmehliger weißer Weizen wurde in das Winterfeld geſäet. Waid wurde im Norden des Rennſtiegs immer noch eifrig und mit großem Vortheil gebaut. Obgleich ſchon vor dem Kriege der fremde Indigo mit dem einheimiſchen Farbeſtoff in Wettbewerb trat, konnte der jährliche Gewinn Thüringens durch den Waid doch noch auf drei Tonnen Goldes angeſchlagen werden; dieſer Betrag kam zumeiſt in das Erfurter Gebiet und das Herzogthum Gotha; außerdem brachte Anis und Saflor gutes Geld, auch der Kardenbau war altheimiſch und von Oelſaaten wurde Rübſen, wie am Rheine Raps, in die Brache geſäet. Der Flachs ward ſorgfältig durch die Waſſerröſte zubereitet, und die bunten Blüthen des Mohnes und die ſchwanken Riſpen der Hirſe erhoben ſich inmitten der Aehrenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Rebengärten, und dieſer alte Anbau, welcher jetzt in denſelben Landſchaften faſt untergegangen iſt, muß in günſtigen Jahren doch einen trink-

baren Wein hervorgebracht haben, ſogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und zu gutem Biere benutzt. Schon ſäete man von Futtergewächſen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Wieſen, hochgeſchätzt, häufig eingezäunt, wurden ſorgfältiger behandelt als zweihundert Jahre ſpäter; die Maulwurfshaufen zerwerfen, und die Abzugsgräben, ja ſogar Bewäſſerungsgräben ziehen und erhalten, war gewöhnlich. Schon war Erfurt Mittelpunkt eines großen Samenhandels und höheren Gartenbaues, auch von Blumen und feinen Obſtarten. Im Ganzen war, wenn man verſchiedene Zeiten mit einander vergleichen darf, die landwirthſchaftliche Cultur um 1618 nicht geringer als etwa um 1818. Es wird ſich ergeben, daß auch in andern Beziehungen erſt unſer Jahrhundert ausgeglichen hat, was ſeit 1618 verloren wurde.

Die Laſten, welche auf dem Bauernſtande lagen, Dienſtbarkeiten und Abgaben, waren nicht gering, am größten auf den adligen Gütern; aber es gab nicht wenig freie Bauerdörfer im Lande, und das Regiment der Landesherren war weniger hart als im ſüdlichen Franken und in Heſſen. Viele geiſtliche Güter waren zerſchlagen worden, viele Domänen und nicht wenige adlige Güter wurden von Pächtern bewirthſchaftet, die Zeitpacht wurde ein beliebtes Mittel die Bodenrente zu ſteigern. Das alles kam dem Bauer zu Gute. Freilich der Wildſchaden war ein drückendes Leiden, und auf den Gütern des verarmenden Adels war von der alten Hörigkeit noch Vieles geblieben. Aber die große Mehrzahl der Landleute war durch die neuen, römiſch gebildeten Juriſten zu Eigenthümern ihrer Güter erklärt worden: wol der größte Segen, welchen das römiſche Recht im 16. Jahrhundert den Deutſchen gebracht hat. Es iſt ein Irrthum, wenn man die Bureaukratie und Schreiberherrſchaft als Erzeugniß der neuen Zeit betrachtet, es wurde ſchon damals viel regiert, und die Dörfer

hatten dem herzoglichen Amtsboten, der ihnen die Briefe brachte, schon oft sein kleines Zehrgeld zu zahlen. Bereits wurde durch sorgliche Beamte bestimmt, wie viel Feuereimer jeder Ortsnachbar anzuschaffen habe, wie viel Tauben er halten dürfe, daß die Obstbäume geraupt, die Gräben gereinigt und jährlich eine Anzahl junger Bäume gesetzt werden müsse.*) Die Gemeinderechnungen wurden seit fast hundert Jahren ordentlich geführt und von den Landesregierungen beaufsichtigt; auch auf Ortszeugnisse und Heimatscheine ward schon gehalten, und die Gemeinden empfahlen einander nachbarlich in gewählten Ausdrücken ihre Angehörigen, welche aus einem Dorfe nach dem andern zogen. Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Durch Thüringen führte fast gleichlaufend mit den Bergen eine große Handelsstraße von der Elbe zum Rhein und Main, und am Abfall des Gebirges gegen die Werra lag der große Heerpfad, welcher den Norden Deutschlands mit dem Süden verband. Das Fuhrwesen auf den kunstlosen Straßen erforderte zahlreichen Vorspann und brachte den Dörfern Verdienst und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit Geld auszugeben.

Seit der Reformation waren wenigstens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer oft Theologen; auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden sich zuweilen. Es wurde ein kleines Schulgeld gezahlt und ein Theil der Dorfbewohner war in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Der Gegensatz zwar zwischen dem Landmanne und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer" war in den Stuben der Handwerker noch immer ein Lieblingsgegenstand unholder Scherze; als hervorstechende Eigenschaften wurden ihm Rohheit, Einfalt, unredliche Pfiffigkeit, Trunkliebe und Freude am Prügeln nachgerühmt. Aber

*) Z. B. in: Des Raths zu Leipzig Vornewerte Ordnung im Artikul wegen der Dorfschafften. 1596, einer Erbschaft des wirthschaftlichen Kurfürsten August.

wie abgeſchloſſen und arm an wechſelnden Eindrücken ſein Leben auch damals war, man würde ſehr Unrecht thun, wenn man ihn für weſentlich ſchwächer und untüchtiger hielte, als er jetzt iſt. Im Gegentheil war ſein Selbſtgefühl nicht geringer und oft beſſer berechtigt. Wol war ſeine Unkenntniß fremder Verhältniſſe größer; denn es gab für ihn noch keine regelmäßigen Zeitungen und Ortsblätter, und er ſelbſt war zumeiſt nicht weiter gewandert als bis zur nächſten Stadt, wo er ſeine Erzeugniſſe verkaufte, etwa einmal über die Berge, wenn er Kühe trieb, als Thüringer nach Erfurt auf den Waidmarkt, als Franke vielleicht ins Katholiſche nach Bamberg mit ſeinem Hopfen. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht modiſch, wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welche der Bürger für unfläthig hielt, er ſchwor und fluchte alterthümlich und ſein Begrüßungsceremoniell war anders verſchränkt als in den Städten, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war ſein Leben nicht arm an Gemüth, an Sittſamkeit, ſelbſt nicht an Poeſie. Noch hatte der verklingende deutſche Volksgeſang einiges Leben und der Landmann war der eifrigſte Bewahrer deſſelben, noch waren die Feſte des Bauern, ſein Familienleben, ſeine Rechtsverhältniſſe, ſeine Käufe und Verkäufe reich an alten ſinnigen Bräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Darſtellung ſeines Weſens. Auch die echte deutſche Freude an hübſcher Handwerksarbeit, das Behagen an ſaubern und kunſtvollen Erbſtücken theilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgeräth war ſtattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, ſauber ausgeſchnittene Tiſche, geſchnitzte Stühle und Wandſchränke haben ſich einzeln — ſelten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unſere Zeit erhalten und werden jetzt mit den irdenen Apoſtelkrügen und ähnlichem Trinkgeſchirr von Kunſtſammlern angekauft. Groß muß der Schatz der Bauerfrauen an Betten, Kleidern, Wäſche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck geweſen ſein, und nicht

weniger begehrungswürdig waren die zahlreichen Würste und Schinken im Rauchfang. Auch viel baares Geld lag versteckt in den Winkeln der Truhe oder sorglich in Töpfen und Kesseln vergraben, denn das Aufsammeln der blanken Stücke war eine alte Bauernfreude, es war seit Menschengedenken Friede gewesen und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfnisse, er kaufte in der Stadt die Nesteln für seine Kleider, den silbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für seinen sauern Wein und was von Metallwaaren und Geräth in Hof und Küche nöthig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und schnitten die Frauen im Hause oder der Nachbar im Dorfe. Der Landmann nahm seine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor dem gelehrten Juristen, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Rechtshändel; aber er wälzte wol auch ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblase oder ein paar alte Scherben in sich herum, die er gefüllt mit schweren Joachimsthalern im Milchkeller oder unter seinem Ehebett versteckt hatte.

So lebte der Bauer in Mitteldeutschland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen, wo die Länder des Kaisers lagen, um den er sich wenig kümmerte. Er kaufte wol von einem verschmitzten Händler ein fliegendes Blatt, oder ein Spottlied auf den verlorenen König von Böhmen; er gab einem zerschlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an seine Thür kam, von seinem Brot und Käse und hörte die Schauergeschichten desselben mit Kopfschütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er sah, daß auch ihm zugemuthet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte sich und eilte seinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine schlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn

das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde ſehr roth, und alle Waaren wurden theurer; auch er wurde in die heilloſe Verwirrung hineingezogen, welche ſeit 1620 durch das maſſenhafte Ausprägen werthloſen Geldes über das Land kam. Er behielt Getreide und Fleiſch zu Hauſe und zog gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit Städtern und ſeinen Nachbarn, weil auch er das neue Geld bei ſeinen Zahlungen loswerden wollte und nur gutes altes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böſer Ahnungen. So ging es bis zum Jahre 1623. Da ſah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebſtähle und Einbrüche mehrten ſich, fremdes Geſindel wurde oft auf den Landſtraßen geſehen, Trompeter ſprengten mit ſchlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk zog prahleriſch und frech vor ſeinen Hof, forderte Unterhalt, ſtahl Würſte und nahm Hühner im Schnappſack mit. Defenſioner, die neu errichtete Landmiliz, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, drängten ſich zu ihm in Quartier und beläſtigten ihn mehr als die Spitzbuben, welche ſie von ſeinen Viehſtällen abhalten ſollten.

Endlich begannen — für Thüringen ſeit 1623 — die Durchmärſche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges ſenkten ſich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Ausſehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marſchirte in ſein Dorf, legte ſich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Kriegsſteuern, außerdem Geſchenke, und zerſchlug, verwüſtete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, ſeit 1626 mit jedem Jahre ſchlimmer, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer ſetzte ſich um ihn herum in Winterquartieren feſt, die Lieferungen und Quälereien ſchienen endlos. Mit Entſetzen ſah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuſchrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde verſteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu ſchlau geweſen war, ſo wurde ſein

Loos noch ſchlechter, dann wurde er ſelbſt ergriffen und durch Qualen, welche niederzuſchreiben peinlich iſt, gezwungen, den Verſteck ſeiner Schätze anzugeben. Von dem Schickſal ſeiner Frau und ſeiner Töchter ſchweigen wir, das Greuliche wurde ſo gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Und noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, ſeine Magd, ſein kleiner Knabe wurden nicht nur viehiſch gemißhandelt, ſie waren auch in dringender Gefahr, durch Ueberredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte der rohe unſelige Troß von Dirnen und Knaben. Aber die Wirthſchaft des Landmanns ward noch in anderer Weiſe verwüſtet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden Soldaten ertragen, zuletzt lief er ſelbſt unter die, welche ſchlugen; die Geſpanne wurden vom Pfluge geriſſen, die Herden von der Weide geholt und dadurch die Beſtellung der Felder oft unmöglich gemacht.

Und doch, wie jammervoll und hilflos ſeine Lage war, in der erſten Hälfte des Krieges, bis zum Tode Guſtav Adolf's, war doch das Schrecklichſte noch verhältnißmäßig erträglich. Denn noch war ſelbſt in Plünderung und Zerſtörung ein gewiſſes planvolles Verfahren, einige Mannszucht hielt wenigſtens die regelmäßigen Heerhaufen zuſammen, und ein und das andere Jahr verlief ohne große Truppenzüge. Es iſt uns möglich, in dieſer erſten Zeit zu erkennen, wie viel einzelnen Gemeinden zugemuthet wurde; denn ſchon ſaßen in dieſer Zeit die Landesbehörden feſt in ihren Schreibſtuben, und nach den Durchmärſchen wurden von den betroffenen Gemeinden gewöhnlich Berechnungen über ihre Leiſtungen eingefordert, deren Beträge ihnen freilich nicht wieder erſtattet wurden. Wer ſolche Aufſtellungen in den Gemeindearchiven durchblättert, der wird die Namen berüchtigter Heerführer, die er aus der Geſchichte oder aus Schiller's Wallenſtein kennt, in ſehr nüchterner und trauriger Verbindung mit den Geſchicken eines thüringiſchen Dorfes finden.

Die Wirkungen, welche ein ſolches Leben voll Unſicherheit und Qual auf die Seelen der Landleute ausübte, waren ſehr trübſelig. Die Furcht, eine bebende, klägliche Furcht umzog entnervend die Herzen. Immer war ihr Gemüth voll von Aberglauben geweſen, jetzt wurde mit rührender Leichtgläubigkeit Alles aufgeſucht, was als Eingreifen überirdiſcher Gewalten gedeutet werden konnte. Man ſah am Himmel die ſchrecklichſten Geſichter, man fand die Anzeigen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten, Geſpenſter erſchienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerſtadt z. B., Herzogthum Hildburghauſen, leuchteten weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als ſie in die Kammerkanzlei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geiſt entgegen und winkte ihnen zurück, und niemand konnte ſich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzuge hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein ſtarkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershauſen machte eine Magd großes Aufſehen im ganzen Lande. Sie erfreute ſich der Beſuche eines kleinen Engels, der ſich bald in rothem, bald in blauem Hemdlein vor ihr aufs Bett oder den Tiſch ſetzte, wehe ſchrie, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte und ſchreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menſchheit nicht das Läſtern, die Hoffart und die geſtärkten und geblauten Krägen — damals eine neue Mode — abſchaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen erſieht, welche die geiſtlichen Herren verſchiedener Würden über die Halbblödſinnige aufnahmen, verurſachte ihnen nur der eine Umſtand Bedenken, weshalb das Engelein nicht ſie ſelbſt beſuche, ſondern eine einfältige Magd.

Neben dem Schrecken zogen Trotz und wilde Verzweiflung in die Seelen. Die ſittliche Verwahrloſung nahm im Landvolke furchtbar überhand. Weiber entliefen den Männern, Kinder den Eltern; die Gewohnheiten, Laſter und Krankheiten der durchziehenden Heere blieben zurück, ſelbſt wenn die Räuber aus dem verwüſteten und halb zerſtörten Dorfe ab-

zogen. Das Branntweintrinken, das ſeit dem Bauernkrieg in das Volk gekommen war, wurde ein gewöhnliches Laſter. Die Achtung vor fremdem Eigenthum verſchwand. Im Anfange des Krieges waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich geſinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorfe Vieh forttrieben und daſſelbe bei der nächſten Nachtraſt wieder verkauften, ſo gaben die Käufer den neuen Erwerb oft den frühern Eigenthümern um den Einkaufspreis zurück. Das thaten in Franken ſelbſt katholiſche und proteſtantiſche Ortſchaften einander zu Liebe. Allmählich aber begann der Landmann zu ſtehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten ſich zuſammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was ſie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter in dichtem Walde oder in Gebirgspäſſen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja ſie überboten die Fertigkeit der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht greuliche Unthat von ſolchen verübt iſt, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunſtloſes Lied geſungen hatten. Es entwickelte ſich allmählich ein grimmiger Standeshaß zwiſchen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas Anderes die Dörfer Deutſchlands verdorben hat. — Auch zwiſchen den Landſchaften und einzelnen Oertern entbrannten Fehden. Hier ſei aus der düſtern Zeit nur eine harmloſe berichtet.

So hatten die Bürger von Eisfeld noch mehre Jahre nach dem Kriege heftige Feindſchaft mit dem Kloſter Banz wegen zwei wohltönenden Glocken ihrer alten Stadtkirche, des „Banzer“ und der „Meſſe“. Ein ſchwediſcher Oberſt hatte die beiden Glocken aus Banz abgeführt und dem Städtchen verkauft. Und zweimal, wenn katholiſche Völker in Eisfeld lagen, waren die Mönche mit Wagen und Seilen hingezogen, ihre Glocken wiederzuholen; aber das erſte Mal bekamen die

Mönche mit einem gewiſſenhaften Kroaten der Einquartierung Händel, weil ſie eine Thurmuhr obenein mitnehmen wollten. Der Kroat drang mit dem Säbel auf die frommen Männer ein, und er und ſeine Kameraden liefen auf den Thurm und läuteten heftig mit den Glocken, ſo daß die Mönche von Banz für unmöglich fanden, die Glocken herunterzuholen und an ihrer Statt nur die Thurmuhr mitnahmen. Das zweite Mal ging's ihnen nicht beſſer; endlich nach dem Frieden wurde ihnen als Erſatz eine andere kleine Glocke angeboten. Als ſie aber auf dieſer den Spruch ſahen: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort", gingen ſie kopfſchüttelnd wieder nach Hauſe. Endlich verglich Herzog Ernſt der Fromme die Sache, nahm als Dank die kleine Glocke für ſich ſelbſt und hing ſie in Gotha auf dem Friedenſtein auf.

Nach Kräften ſuchten ſich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. Solange noch Geld aufzubringen war, machten ſie Verſuche, durch Zahlung einer Geldſumme an die vorausgeſandten Offiziere die Einquartierung abzukaufen, und mancher Schurke benutzte ſolche Furcht und erhob in der Maske eines anmeldenden Fouriers hohe Steuern von den getäuſchten Dorfſaſſen. Auf die Kirchthürme und hohen Punkte der Flur wurden Wachen geſtellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne ſichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe, eilig in einen entfernten Verſteck. Solche Verſtecke wurden mit großem Scharfſinn ausgeſucht, durch Nachhilfe noch unzugänglicher gemacht, und Wochen, ja Monate lang friſteten dort die Flüchtlinge ihr angſtvolles Daſein. Im ſchwarzen Moor zwiſchen Gräben, Binſen und Erlengebüſch, in dunkler Waldesſchlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk ſuchten ſie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Theilnahme auf ſolche Stellen. Zu Aspach in einem alten Thurm iſt ſechzehn Fuß über dem Boden ein

großes Gewölbe mit eiſerner Thür, dorthin flüchteten die Aspacher, ſo oft kleine Banden auf das Dorf marſchirten; für längere Flucht aber hatten ſie ein Feld von mehren Ackern, das mit Hainbuchen dicht umwachſen war, darum pflanzten ſie Dorngebüſch, welches auf dem fruchtbaren Boden hoch wie Bäume wurde und dicht wie eine Mauer ſtand. In dieſem Verhack, zu dem man nur auf dem Bauche kriechend gelangen konnte, hat ſich die Gemeinde oft verborgen. Nach dem Kriege wurden die Dornen ausgereutet und der Boden in Hopfen-, dann in Krautländer verwandelt. Noch heißt ein Theil dieſes Grundes „der Schutzdorn". — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre Häuſer zurück und beſſerten nothdürftig aus, was verwüſtet war. Nicht ſelten freilich fanden ſie nur eine rauchende Brandſtätte.

Auch nicht Alle, welche geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenderen ſuchten ſich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig ſtraffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land und wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die meiſten hat ſicher das Elend dort nicht weniger hart geſchlagen. — Aber auch die im Lande blieben, kehrten nicht alle zur heimiſchen Flur. Das wilde Leben im Verſteck und Walde, die rohe Freude an Gewaltthat und Beute machte die Trotzigſten zu Räubern. Mit roſtigen Waffen verſehen, die ſie vielleicht getöteten Nachzüglern und Freibeutern abgenommen hatten, führten ſie unter den Fichten der Berge ein geſetzloſes Leben, als Gefährten des Wolfes und der Krähe, als Wilddiebe und Wegelagerer.

So verminderte ſich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehre Dörfer ganz verlaſſen, und um die geſchwärzten Balken und das Stroh der zerriſſenen Dächer ſchlichen die Thiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgeſtalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da nahm das Unheil in ſolcher Steigerung zu, daß ſich

nichts in der neueren Geſchichte damit vergleichen läßt. Zu den zerſtörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine ſchlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Theuerung entſtand, Hungersnoth folgte, und in den Jahren 1635 und 1636 ergriff eine Seuche, ſo ſchrecklich, wie ſie ſeit faſt hundert Jahren in Deutſchland nicht gewüthet hatte, die kraftloſen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langſam über das ganze deutſche Land, über den Soldaten wie über den Bauer; die Heere fielen auseinander unter ihrem ſengenden Hauch, viele Oerter verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wüthete von dieſer Schreckenszeit ab noch zwölf lange Jahre. Auch er war ſchwächer geworden, die Heerhaufen kleiner, die Unternehmungen aus Mangel an Lebensmitteln und Thieren unſtäter und planloſer; aber wo die Kriegsfurie aufflackerte, fraß ſie erbarmungslos weg, was ſich noch von Leben zeigte. Das Volk erreichte die letzte Tiefe des Unglücks, ein dumpfes hartherziges Brüten wurde allgemein. Von den Landleuten iſt aus dieſer letzten Zeit wenig zu berichten. Sie friſten ihr Daſein verwildert und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten ſind in Dorfurkunden, Pfarrbüchern und kleinen Chroniken zu finden. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja faſt die laute Klage verlernt. Wo ein Heer verwüſtet hatte und der Hunger wüthete, fraßen Menſchen und Hunde von demſelben Leichnam, Kinder wurden aufgefangen und geſchlachtet. Daß jetzt eine Zeit gekommen war, wo ſolche, die zwanzig Jahre des Leidens ausgehalten hatten, ſelbſt Hand an ſich legten, das leſen wir aus den Berichten der Geſandten, welche Jahre lang vergeblich an dem großen Frieden arbeiteten.

Man mag fragen, wie bei ſolchen Verluſten und ſo gründlichem Verderb der Ueberlebenden überhaupt noch ein deutſches

Volk geblieben ist, das nach geschlossenem Frieden wieder Land bauen, Steuern zahlen und nach einem dürftigen Dasein von hundert Jahren wieder Thatkraft, Begeisterung und ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft zu erzeugen vermochte. Allerdings ist wahrscheinlich, daß sich das Landvolk ganz in schwärmende Banden aufgelöst hätte, und daß die Städte niemals im Stande gewesen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutschen Landmann vor der gänzlichen Zerstreuung bewahrt hätten: seine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen seiner Obrigkeit und vor allem der Eifer seines Seelsorgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eigenen Flur, noch jetzt ein starkes Gefühl, welches gegen die wohlthätigsten Ackergesetze feindlich arbeitet, war im 17. Jahrhundert noch um Vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eignen Dorfflur sehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem andern Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren schwer zu übersteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus seinem Versteck nach dem zerstörten Hofe und versuchte immer wieder die zerstampften Aehren zusammenzulesen, oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu streuen, den er sich gerettet hatte. Wenn sein letztes Zugthier geraubt war, spannte er sich selbst an den Pflug. Er hütete sich wohl, seinem Hause ein wohnliches Aussehen zu geben, er gewöhnte sich in Schmutz und Trümmern zu hausen, und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Neste suchten. Die kärgliche Speise versteckte er an Orte, vor welchen selbst dem ruchlosen Feinde graute, in Gräber, in Särge, unter Totenköpfe. So hauste er unter dem Zwange der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß seine Arbeit ihm selbst zu Gute kommen werde. Hielt ein Gutsherr tapfer auf seinem Dorfe aus, so begleitete er in den Zeiten der Ruhe bis an die Zähne

bewaffnet ſeine letzten Zugthiere auf den Acker, bereit, mit anſprengenden Räubern um die Thiere zu kämpfen.

Kaum geringeres Bedürfniß die Dörfer zu erhalten als der Bauer ſelbſt, hatten ſein Landesherr und deſſen Beamte. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, deſto höher ſtieg der einzelne im Werth. Von der Reſidenzſtadt aus kümmerten ſich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schöſſer während des ganzen Krieges um das Schickſal der Dörfer, ja der Einzelnen. Die Actenſchreiberei wurde nur in der ärgſten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugniſſe, Berichte und Erlaſſe liefen bei all dem Elend hin und her,*) Eingaben und Koſten-Aufſtellungen wurden unermüdlich eingefordert, und manch armer Schulmeiſter verrichtete gehorſam ſeinen Dienſt als Gemeindeſchreiber, während der Schnee durch die ausgeſchlagenen Fenſter in ſeine Schulſtube hineinwehte, die Gemeindekaſſe zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er ſchrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finſtern ungeſetzlichen Anſchlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dies Schreiberweſen in vielen Fällen war, es zog doch zahlloſe Fäden, durch welche der Einzelne an die Ordnung ſeines Staates gebunden wurde. Und daß das Getriebe der Verwaltung ſich erhielt, war in den Unterbrechungen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.

Das beſte Verdienſt aber um die Erhaltung des deutſchen Volkes hatten die Landgeiſtlichen und ihr heiliges Amt. Zuverläſſig war ihr Einfluß in den katholiſchen Landſchaften

*) Der Schöſſer Johann Martin zu Heldburg berichtet z. B. den 13. September 1640 zu Gunſten des hilfloſen Pfarrers und trägt auf deſſen Verſetzung an, weil in deſſen Pfarrdorfe nur noch eine Witwe nebſt noch einer Weibsperſon ſich aufhalte, und er ſelbſt, der Schöſſer, könne von den jährlichen Amtsgefällen ſeines Bezirkes, die ſich ſonſt auf einige hundert Thaler belaufen, jetzt nicht einen Groſchen herausbringen.

nicht geringer als in den proteſtantiſchen, wenn uns auch wenig Nachrichten darüber geblieben ſind, denn die katholiſchen Dorfpfarrer waren damals ebenſo dem Schreiben abhold, als die evangeliſchen ſchreibeluſtig. Doch an der Bildung ihrer Zeit hatten die proteſtantiſchen Pfarrer einen weit größeren Antheil. Die deutſche gelehrte Bildung war durch die Reformatoren weſentlich theologiſch geworden, und die Dorfgeiſtlichen vertraten dieſe höhere Schulung gegenüber dem adligen Gutsherrn und den Bauern. Sie waren meiſt in den alten Sprachen gut bewandert, geübt Latein zu ſchreiben und elegiſche Verſe zu machen. Sie waren ſtarke Disputirer, wohlerfahren in dogmatiſchen Streitigkeiten, voll eifrigen Zorns gegen Schwenkfeldianer, Theophraſtianer, Roſenkreuzer und Weigelianer, hartnäckig, rechthaberiſch, und ihre Lehre war ſtärker im Haß gegen die Ketzer als in der Liebe gegen ihre Mitmenſchen. Ihr Einfluß auf das Gewiſſen der Laien hatte ſie hochmüthig und herrſchſüchtig gemacht, und die begabteren unter ihnen kümmerten ſich mehr um Politik, als für ihre Tugend gut war. Wenn man einen Stand verantwortlich machen darf für Unvollkommenheiten der Zeitbildung, welche er nicht geſchaffen hat, ſondern nur in hervorragender Weiſe aufzeigt, ſo hatte die lutheriſche Geiſtlichkeit eine ſchwere und verhängnißvolle Schuld an der Verödung des Gemüthes, der unpraktiſchen Kraftloſigkeit, dem trockenen, langweiligen Formelweſen, welche damals im deutſchen Leben ſehr oft zu Tage kamen. So waren die Geiſtlichen als Stand weder bequem noch beſonders liebenswerth, und ſelbſt ihre ſittlichen Anſchauungen waren engherzig und nicht immer menſchenfreundlich. Aber all dies Unrecht ſühnten ſie in den Zeiten der Armuth, der Trübſal und Verfolgung. Und unter ihnen am meiſten die armen Dorfpfarrer. Sie waren den größten Gefahren ausgeſetzt, den kaiſerlichen Soldaten am meiſten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen, ſich dem Feinde bemerkbar zu machen; die Rohheiten, welche ſie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tötlich ihr Anſehen in der

eigenen Gemeinde. Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, ſie waren nicht geübt und wenig geeignet, ſich durch körperliche Arbeit die Tage zu friſten; unter jeder Verringerung des Wohlſtandes, der Sittlichkeit, der Menſchenzahl ihres Dorfes hatten ſie am meiſten zu leiden. Man muß einer ſehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugniß geben, daß ſie alle dieſe Gefahren als echte Streiter Chriſti ertrugen. Die meiſten hielten bei ihren Gemeinden aus bis faſt zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüſtet und ausgebrannt, Kelch und Crucifix geſtohlen, der Altar durch eklen Unrath beſchmutzt, die Glocken vom Thurm geworfen und weggeführt. Da hielten ſie den Gottesdienſt in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldverſteck. Wenn die Gemeinde zuſammenſchmolz, daß der Geſang der Zuhörer aufhörte und kein Cantor mehr die Bußlieder anſtimmte, da riefen ſie den Reſt ihrer Beichtkinder noch zur Betſtunde zuſammen. Sie waren ſtark und eifrig im Tröſten und Strafen, denn je größer das Elend war, deſto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden ſie auch in ihrer Gemeinde. Häufig waren ſie die erſten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebſtahl und frecher Muthwille wurden am liebſten gegen ſolche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage den größten Einfluß geübt hatten. Ihre Schickſale ſind daher vorzugsweiſe kennzeichnend für jene eiſernen Jahre, und wir ſind glücklicherweiſe in der Lage, gerade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu beſitzen, oft in Kirchenbüchern, denen ſie ihr Leid klagten, während kein Menſch ſie hören wollte. Aus ſolchen Bemerkungen thüringiſcher und fränkiſcher Pfarrgeiſtlichen ſeien hier nur wenige Beiſpiele mitgetheilt.

Magiſter Michael Ludwig war ſeit 1633 Pfarrer zu Sonnenfeld. Dort predigte er im Walde unter freiem Himmel ſeiner Gemeinde, ließ ſie mit der Trommel ſtatt mit der Glocke zuſammenrufen, und Bewaffnete mußten Wache ſtehn, während er predigte; acht Jahre hielt er ſo aus, bis ſeine Gemeinde

ganz verſchwand. Da rief ein ſchwediſcher Oberſt den tapfern Mann als Prediger zum Regiment, er wurde ſpäter Präſident des Feldconſiſtoriums bei Torſtenſon und Superintendent zu Wismar. — Georg Faber, Prediger zu Gellershauſen, hielt mit drei, vier Zuhörern Betſtunden bei ſteter Lebensgefahr, ſtand jeden Morgen um drei Uhr auf, ſtudirte und lernte ſeine Predigten von Wort zu Wort auswendig, ſchrieb dabei noch gelehrte Abhandlungen über bibliſche Bücher.

In den benachbarten Landſtädtchen hatten die Geiſtlichen nicht weniger zu ertragen. In Eisfeld z. B. war ſeit 1635 Rector Johann Otto, ein junger Mann, der erſt geheiratet hatte; er hat acht Jahre in der allerſchlimmſten Zeit mit noch einem Lehrer die ganze Schule halten müſſen und dabei die Cantorſtelle unentgeltlich verſehen. Was ſeine Einnahme geweſen, kann man aus Bemerkungen ſehen, die der tüchtige Mann in ſeinen Euklid geſchrieben hat: „2 Tage gedroſchen im Herbſt. 1 Tag im Holz gearbeitet 1646. 2 Tage gedroſchen im Januar 1647. 5 Tage gedroſchen im Februar 47. ½ Tag geſchnitten. 4 Hochzeitsbriefe geſchrieben, item ½ Tag Hafer gebunden, 1 Tag geſchnitten" u. ſ. w. Er dauerte aus und ſtand ſeinem Amt zweiundvierzig Jahre in Ehren vor. Sein Nachfolger, der große Lateiner Johann Schmidt, Lehrer des berühmten Cellarius, war unter die Soldaten gerathen und las einſt auf der fürſtlichen Schloßwache in einem griechiſchen Dichter; das ſah ſein Offizier mit Erſtaunen und meldete es Ernſt dem Frommen, der ihn zum Lehrer machte.

Der Superintendent Andreas Pochmann ebendaſelbſt war als elternloſe Waiſe mit zwei kleinen Brüdern von den Kroaten geraubt worden. Er rettete ſich mit den Brüdern in der Nacht. Später wurde er als lateiniſcher Schüler wieder von Soldaten aufgefangen, zum Fourierſchützen und dann zum Musketier gemacht. In der Garniſon aber ſtudirte er fort, fand unter ſeinen Kameraden Studenten aus Paris und London, mit denen er das Lateiniſche übte. Einſt blieb er als

Soldat krank am Wachtfeuer liegen, unter seinem Aermel die Pulvertasche mit anderthalb Pfund Pulver, die Flamme erreichte den Aermel und verbrannte ihn zur Hälfte; die Pulvertasche blieb unversehrt. Als er aufwachte, sah er sich allein im verlassenen Lager ohne einen Pfennig Geld. Da fand er in der Asche zwei Thaler. Damit schlug er sich auf Gotha zu; auf dem Wege kehrte er zu Langensalza in ein einsames Häuslein an der Mauer ein, eine alte Frau nahm den Todmüden auf und legte ihn auf ein Bett. Es war die Pestwärterin, das Lager ein Pestbett, und die Krankheit wüthete damals in der Stadt: er blieb unversehrt. Wie sein Leben, ist das seiner meisten Zeitgenossen voll von wunderbaren Lebensrettungen, plötzlichen Uebergängen, unerwarteter Hilfe ebenso wie von Todesgefahr, Mangel und häufiger Veränderung des Ortes. Solche Zeiten muß man genauer ansehen, um zu verstehn, wie sich gerade in einer Periode, in welcher Millionen untergegangen und verdorben sind, bei den Ueberlebenden ein fatalistischer Glaube an die göttliche Vorsehung, welche auf wunderbare Weise in das Leben des Menschen eingreift, ausgebildet hat.

Fast aus jedem Kirchdorf kann man Erinnerungen an die Leiden, die Ergebenheit und Ausdauer seiner Pfarrer zusammentragen. Freilich nur die Stärksten überwanden eine solche Zeit, ohne selbst zu verkümmern. Die endlose Unsicherheit, der Mangel an Nahrung und das gesetzlose Treiben der Soldaten und der eigenen Pfarrkinder machten viele auch in ihrer Gesinnung armselig, kriechend, bettelhaft. Ein Beispiel statt vieler. Johannes Elfflein, seit 1632 Pfarrer zu Simau, wurde so arm, daß er Tagelöhnerarbeit thun mußte, Holz im Walde hauen, hacken, graben, säen; zweimal wurde ihm eine Beisteuer aus der Armenbüchse von Koburg, die man bei Kindtaufen aufstellte, zugetheilt. Endlich ließ das Consistorium zu Koburg einen Kelch seiner Kirche verkaufen, damit er sich Brot dafür schaffe. Für ein besonderes Glück hielt

er, als es einmal eine vornehme, adlige Leiche gab. Da bekam er einen guten alten Reichsthaler und ein Viertel Korn. Und als er kurz darauf einem vertrauten Nachbar seinen Hunger klagte und dieser in verzweifeltem Entschluß erwiderte, er wüßte wol, was er in solchem Fall thun würde, da sagte Magister Elfflein in starkem Glauben: „Mein Gott weiß schon Mittel; ehe ich sollte Hunger sterben, eher müßte ein reicher Edelmann sterben, damit ich wieder Geld zu einem Viertel Korn kriegte.“ Und er betrachtete als eine Schickung der Vorsehung, daß dies melancholische Ereigniß bald darauf eintrat. Seine Lage war so jämmerlich, daß sogar die raubgierigen Soldaten in der Nachbarschaft ihren Buben, die sie auf Beute schickten, dringend empfahlen, sie sollten den Pfarrer von Simau in Ruhe lassen, denn der arme Tropf hätte selbst nichts. Endlich bekam er eine andere Pfarre.

An den Quellen der Itz, da wo sich das Gebirge in hohem Gelände nach dem Main hinabsenkt, liegt das alte Kirchdorf Stelzen, ein heiliger Ort wol schon in der Heidenzeit. Dicht an der Kirche quillt ein Wunderbrunnen aus der Ecke einer geräumigen Höhle, die von uralten Buchen und Linden überschattet war. Bei dem Brunnen stand vor der Reformation eine Kapelle der heiligen Jungfrau, und manchmal waren viele hundert Grafen und Edelleute mit unzähligem Volk als Pilger dort zusammengeströmt. Das Dorf wurde zu Michaelis 1632 ganz ausgebrannt, nur Kirche, Schule und Hirtenhaus blieben stehn. Da schrieb der Pfarrer Nicolaus Schubert an die Behörde im Winter Folgendes: „Ich habe nichts mehr denn meine acht kleine, arme, nackende, hungrige Kinder davon gebracht. Ich wohne ex mandato noch immer in dem sehr alten und wegen Mangel eines Schlots, Bodens u. s. w. gefährlichen Schulhaus, darin ich meines Studirens nicht abwarten und mich nicht behelfen kann. Denn mir fehlen Nahrung, Kleider, longe enim plura deficiunt. — Datum in meiner Elendsburg Stelzen,

den 29. Januar 1633. Unterdienſtwilliger und gehorſamer armer verbrannter Pfarrer daſ.: Nicolaus Schubert.“ — Er wurde verſetzt. Sein Nachfolger, wieder ausgeplündert und durch einen Reiter mit einem Stoßdegen in die linke Hüfte geſtochen, wurde auch verſetzt; auch ein zweiter Nachfolger konnte ſich nicht halten. Seitdem lag die Pfarre fünfzehn Jahre unbewohnt, der benachbarte Pfarrer Götz von Sachſendorf kam aber doch an jedem dritten Sonntag hin und hielt das Amt in dem zerſtörten Dorfe. Zwei Jahre lang kam kein Heller in den Kirchkaſten und das Klingelſäcklein. Endlich brannte 1647 die Kirche bis auf die kahlen Wände ganz ab. —

Gregor Ewald war Pfarrer zu Königsberg. Im Jahre 1632 brannte Tilly die Stadt ab, Ewald wurde von zwei Kroaten in den Weinbergen gefangen und geplündert; als ein goldener Ring nicht vom Finger abgehn wollte, machten ſie Anſtalt den Finger abzuſchneiden, und hatten endlich die Nachſicht, den Ring nur mit der Haut abzuziehen und tauſend Thaler Ranzion zu fordern. Ewald befreite ſich dadurch, daß er den einfältigen Soldaten, welcher ihm mitgegeben wurde die Ranzion zu holen, zuerſt an eine Kellerthür führte um ihm einen Trunk Wein zu geben, und unter dem Vorwande, den Schlüſſel zu holen, entfloh, während der Soldat vor der Kellerthür ſtehn blieb. Auch er nahm in der Noth eine Beſtallung als ſchwediſcher Feldprediger an, lebte nach der Schlacht bei Nördlingen als Exulant ein Jahr in der Fremde, von da kehrte er zu ſeiner zerfallenen Gemeinde zurück, wo er noch einige Jahre mit ſeiner Familie Hunger und Elend ertrug.

Unter den biographiſchen Aufzeichnungen proteſtantiſcher Pfarrer iſt eine der lehrreichſten die des Franken Martin Bötzinger. Sowol das Dorfleben zur Zeit des Krieges als auch die Verwilderung der Menſchen wird aus ſeiner Erzählung zum Erſchrecken deutlich. Bötzinger war kein großer

Charakter, und die kläglichen Schickſale, welche er zu ertragen hatte, haben ihn nicht ſtärker gemacht. Ja man wird ihm die Bezeichnung eines recht armen Teufels ſchwerlich verſagen. Dabei beſaß er aber zwei Eigenſchaften, welche ihn für uns werthvoll machen: eine unzerſtörbare Lebenskraft, welche mit nicht geringem Leichtſinn verbunden war, und jenes verzweifelte deutſche Behagen, das auch der troſtloſeſten Lage immer noch erträgliche Seiten abzugewinnen weiß. Er war ein Poet. Seine deutſchen Verſe ſind, wie die vorgeſetzte Probe zeigt, durchaus erbärmlich, aber ſie dienten ihm in der ſchlechteſten Zeit als zierliche Bettelbriefe, durch welche er ſich Mitleiden zu verſchaffen ſuchte. So hat er alle Amtleute und Schöſſer der Parochie Heldburg in einem gewiſſermaßen epiſchen Gedicht gefeiert, ſo die traurigen Verhältniſſe von Koburg, wo er eine Zeit lang als Flüchtling verweilte.

Von dem Lebenslauf, welchen er niederſchrieb, waren der Anfang und der letzte Theil ſchon abgeriſſen, als ihn im Jahre 1730 Krauß ſeiner Hildburghäuſiſchen Kirchen-, Schul- und Landeshiſtorie einverleibte. Aus dieſem Fragment wird das Folgende treu mitgetheilt. Nur die Reihenfolge der Begebenheiten, welche in ſeiner Selbſtbiographie durcheinander laufen, iſt hier nach den Jahren geordnet. — Bötzinger war Gymnaſiaſt zu Koburg, während der Kipperzeit Student zu Jena geweſen, wurde 1626 Pfarrer zu Poppenhauſen. Im Frühjahr 1627 war der junge Pfarrer im Begriff, Herrn Michael Böhme's, Bürgers und Raths zu Heldburg, einzige Tochter Namens Urſula zu freien.

„Als nun Anno 1627, Dienſtag nach Jubilate, alle Präparatoria dazu gemacht waren, kamen an eben ſolchem Tag 8000 Mann ſachſen-lauenburgiſches Volk nebſt dem Fürſten ſelbſt vor Heldburg, ſchlugen ein Feldlager auf dem Samen, verderbten in acht Tagen die Stadt und das Amt dermaßen, daß weder Kalb noch Lamm, weder Bier noch Wein mehr zu bekommen war. Es wurde aus allen Aemtern Pro-

viant zugeführet, und konnten dennoch kaum die fürſtlichen Offiziere und Beamten unter ihnen aushalten. Wurden wegen Kälte, ſo einfiel, in die Stadt und Dorfſchaften etliche Tage eingelegt. Da bin ich zu Poppenhauſen im Pfarrhaus das erſte Mal geplündert worden. Denn ich hatte nicht allein nichts verwahret, ſondern vielmehr zugeſchicket, als wenn ich einen ehrlichen Gaſt oder Offizier herbergen wollte. Kam um mein Weißzeug, Bettgeräth, Hemden u. ſ. w. Denn ich wußte noch nicht, daß die Soldaten Mauſer ſind und Alles mitnehmen. Es mußte der Landesfürſt, Herzog Caſimir, ſelber nach Heldburg reiſen, er ſtellte dem Lauenburger ein fürſtliches Banquet an, ſchenkte ihm etliche ſtattliche Roſſe und achttauſend Thaler, damit er ihn nur hinwegbrächte. Nach dieſem Unglück fand ſich allenthalben der Segen Gottes wieder ein zur Verwunderung. Denn die Winterſaat war wegen der Hütten, Quartiere und Feuer, deren viel tauſend zu ſehen waren, in Grund weg, viel tauſend Hütten, viel hundert Schock Stroh und Anderes waren da beiſammen, ſie machten mehr eine Wüſte als Acker aus. Gleichwol wuchs aus dieſen gebrannten Hüttenſtätten und Gruben ſo eine dicke Saat, daß in demſelben Jahr ein Ueberfluß an Winterfrucht war. Miraculum! — So gewann meine Hochzeit ihren Fortgang am Dienſtag nach Exaudi, und ward gehalten auf dem Rathhaus. —

Fünf Jahre lang war ein ruhiger Stand im Lande bis Anno 1632, außer daß mancher kaiſerliche Zug zu zwei, drei und mehr Regimentern hin- und herzog, die im Amt Heldburg auch oft Quartier nahmen und ausmergelten. Ich hatte zu Poppenhauſen keine Noth. Wollte wünſchen, daß ich's jetzo ſo gut hätte, als ich's vorm Krieg gehabt. Da aber das Feuer des Krieges wollte ankommen, reformirten die benachbarten Biſchöfe ſtark, ſchickten Jeſuiten und Mönche mit Diplomatibus ins Land, repetirten die geiſtlichen Güter und Klöſter. Die Fürſten hatten ihre Defenſioner hin und wieder, welche

bisweilen im benachbarten Papſtthum mauſeten und dort die Horniſſen aufſtöberten. Ein jeder Verſtändige konnte wol merken, die Sache würde ärger werden. Es flüchteten auch die Edelleute, ihre Pfarrer, Vögte ꝛc. das Ihrige in unſere Städtlein und Dörfer, hofften ſicherer zu ſein als in ihren Orten.

Anno 1631 Michaelis kam König Guſtavus aus Schweden plötzlich über den Wald, als wenn er flöge. Königshofen und viel andere Orte bekam er ein, und es ging ſehr bunt daher. Unſere vom Adel warben dem König Volk, welches im Mauſen und Rauben juſt ſo arg war als die Feinde. Sonderlich nahmen ſie den benachbarten Katholiſchen ihre Kühe, Pferde, Schweine, Schafe, und trieben ſie gen Heldburg, da war ein Gekauf, eine Kuh für einen Ducaten, ein Schwein für einen Thaler. Und oft liefen die Papiſten her und ſahen, wie und wer ihr Vieh kaufte, ſie löſten es auch ſelber oft wieder ein. Es wurde ihnen aber ſo oft genommen, daß ſie des Löſens müde wurden, und waren die armen benachbarten Papiſten übel dran. Wir allhier zu Poppenhauſen verwahrten ihnen aus Nachbarſchaft ihr Bißchen Habe in Kirche und Häuſern, ſoweit es helfen wollte. Da ſich aber Anno 1632 das Blatt wandte, und die drei Generäle, Friedländer, Tilly und Baierfürſt, Koburg und das Land einnahmen, halfen die benachbarten Papiſten rauben und brennen, und fanden wir bei ihnen keine Treue noch Sicherheit.

Als man am Abend vor Michaelis die große Kartaune von Koburg hörte, als Loſungsſchuß, daß der Feind ankäme und ſich jeder in Acht nähme, zog ich mit all denen, ſo ich etliche Wochen geherbergt, nach Heldburg, wohin ich ſchon mein Weib und Kind geſchickt hatte. Die Stadt hielt ihre Wache, meinete nicht, daß es ſo übel würde daher gehn. Bürgermeiſter und etliche des Raths riſſen aus, mein ſeliger Schwiegervater war Verwalter über Pulver, Blei und Lunten, daß er der Wache ihre Nothdurft austheilte, er mußte wol

in der Stadt bleiben. Ich hatte mit Weib und Kindern Luſt aus der Stadt zu ziehen, er aber wollte mich nicht, viel weniger ſeine Tochter aus der Stadt laſſen, hieß uns zu Haus bleiben; er hatte einen ziemlichen Beutel mit Thalern gefüllt, damit gedachte er ſich im Unfall los zu machen. Aber es war der Mittag am Feſt Michaelis noch nicht recht heran, da präſentirten ſich vierzehn Reiter, man meinte, es wären Herzog Bernhard's Völker, aber es war ſehr weit gefehlet. Dieſe mußte man nun einlaſſen ohne allen Dank. Ihnen folgten bald etliche Fußgänger, welche zum Anfang Alles durchſuchten und ſchlugen und ſchoſſen, wer nicht pariren wollte. Mitten auf dem Markt hatte einer von dieſen vierzehn meinen Schwiegervater mit einem Piſtol vor den Kopf geſchlagen, daß er wie ein Ochs niedergefallen. Der Reiter iſt abgeſtiegen, hat ihm die Hoſen viſitiret, und haben unſere Bürger, ſo auf dem Rathhaus geweſen, geſehen, daß der Dieb einen großen Klumpen Geld herausgezogen. Als dem Schwieger die Betäubung von dem Schlag vergangen und er aufgeſtanden war, mußte er mit in das Sternwirthshaus, wo ſie zwar zu eſſen fanden, aber nichts zu ſaufen; da ſprach er, er wolle heim und zu trinken bringen. Weil ſie nun gedachten, er möchte ihnen ausreißen, nahmen ſie das Zinn und Eſſen alles mit und kamen in mein Haus. Es währte nicht lange, ſo forderte einer Geld; da er ſich nun entſchuldigte, ſtach ihn der Tropf mit ſeinem eigenen Brotmeſſer in Gegenwart meines und ſeines Weibes, daß er zu Boden ſank. Hilf Gott! wie ſchrie mein Weib und Kind. Ich ſtak in des Baders Haus über dem Ställchen im Stroh, ſprang herab und wagte mich unter ſie. Wunder war, daß ſie mich in der Harzkappe*) nicht fingen. Ich nahm meinen Schwiegervater, der da wie ein Trunkener taumelte, und trug ihn in die Badeſtube, daß er verbunden würde. Ich mußte zuſehen,

*) Kittel, Ueberwurf ohne Aermel, damals Haustracht der Geiſtlichen.

daß einer eurer Mutter*) die Schuh und Kleider auszog, und dich, Sohn Michael, auf den Armen trug. Hiermit räumten ſie das Haus und die Gaſſe. Ich wagte mich weiter, ging durch des Baders Höflein in meines Schwähers Kammer, trug Kiſſen und Betten hinüber, worauf wir ihn legten. Noch weiter mußte ich's wagen, ich ging in den Keller, darin ſein Bruder, Herr Georg Böhme, Pfarrer zu Lindenau, in drei Stückfäſſern zwei Fuder guten Wein liegen hatte, ich ſollte für den Schwiegervater einen Labetrunk holen; aber die Fäſſer waren oben ſo fleißig und dichte zugemacht, daß, wenn ich gleich den Zapfen herausholte, doch nichts herauslaufen wollte, ich mußte gar lange vor dem Zapfen mit großer Gefahr ſtehn, ehe ich einen Löffel voll bekam. Kaum war ich hinüber, ſo kommt ein Schelm in die Badſtube, wirft den Kranken vom Bett und ſucht Alles aus. Ich hatte mich kaum verkrochen unter die Schwitzbank, wo ich wohl zu ſchwitzen bekam, denn am vorigen Tage war Badetag geweſen.

Weil nun in der Stadt ein Metzeln und ein Niederſchießen ſtattfand, auch niemand ſicher war, kamen in einer Stunde unterſchiedliche Bürger, wollten ſich verbinden laſſen. Da gab mein Schwiegervater zu, daß ich ein Loch ſuchte und aus der Stadt käme, mein Weib und Kinder aber wollte er nicht mit mir laſſen. Alſo ging ich auf die Schloßgärten zu, und kam an der Höhe hinter das Schloß, daß ich gen Holzhauſen und Gellershauſen zu ſehen konnte, ob's ſicher wäre. Da fanden ſich Bürger und Weiber zu mir, an mir einen Troſt zu haben und mit mir zu reiſen. Ich kam alſo über den Hundshanger Teich ins Holz, und wollte auf den Strauchhahn zu. Als wir nun bei den Heideäckern waren, ritten acht Reiter, es waren Kroaten, oben auf der Höhe. Da ſie unſer gewahr wurden, errannten ſie uns eilends. Zwei Bürger, Kührlein und Brehme, entkamen, ich mußte am meiſten

*) Bötzinger erzählt ſeinen Kindern.

aushalten. Sie zogen mich aus, Schuhe, Strümpfe und Hosen, und ließen mir nur die Kappe. Mit den Hosen gab ich ihnen meinen Beutel mit Geld, den ich vor drei Stunden hinten in die Hosen gesteckt und so vor den ersten Mausern erhalten hatte. Die Noth war so groß, daß ich nicht an meinen Beutel dachte, bis ich ihn das letzte Mal sah. Sie forderten tausend Thaler, darnach fünfhundert, endlich hundert für mein Leben, ich sollte mit in ihr Quartier, und mußte barfuß eine Stunde lang mit laufen. Endlich wurden sie gewahr, daß ich ein Pap oder Pfaff wäre, welches ich auch gestand; da hieben sie mit ihren Säbeln auf mich hinein, ohne Discretion, und ich hielt meine Arme und Hände entgegen, habe durch Gottes Schutz nur eine kleine Wunde unten an der Faust bekommen. Etliche gaben den Rath mich zu entmannen, der Obrist aber, ein stattlicher Mann, wollte es nicht zugeben.

Unterdessen wurden sie einen Bauer gewahr, welcher sich in den Büschen besser verkriechen wollte. Es war der reiche Caspar von Gellershausen, auf solchen ritten sie alle zu, und blieb nur einer bei mir, welcher ein geborener Schwede und gefangen worden war. Dieser sagte zu mir: „Pape, Pape, leff, leff, du müst sonst sterfen.“ Item, er wäre gut schwedisch. Ich faßte Vertrauen zu dem Rath und bat ihn, wenn ich liefe, sollte er mir zum Schein nachreiten, als wenn er mich einholen wollte. Und also geschah es, daß ich den Kroaten entkam. Der reiche Caspar aber mußte an jenem Ort elend sterben. Denn als er sich nicht ausziehen wollte, welches ich wol sah, haben sie ihm die Kniekehlen entzwei gehauen. Darüber ist er an diesem Ort liegen geblieben, und wurde nach Abzug der Feinde gefunden. Ich aber lief im groben Eichenholz ungefähr eine ganze Stunde fortwährend, konnte keinen dicken Busch ersehen, worin ich mich verbergen konnte, fiel endlich gar in eine Wasserlache, durch welche eine eichene Wurzel gewachsen war. Ich war so matt vom Laufen, daß

ich nicht weiter konnte, das Waſſer fing an s. v. mir zu entgehn, und ich konnte nicht aufhören, meinte, die Blaſe wäre mir zerſprungen. Mein Herz pochte auch ſo ſehr, daß ich nicht wußte, ob ich den Pferdehufſchlag hörte, oder ob's mein Herz wäre.

Alſo ſaß ich, bis es Nacht wurde, ſtand auf und ging immer dem dicken Gebüſch nach, ſo kam ich heraus, daß ich gen Seidenſtadt hinausſehen konnte. Ich ſchlich mich ins Dorf und weil ich Hunde bellen hörte, hoffte ich Leute zu Haus anzutreffen, aber da war niemand, ich ging deswegen in einen Stadel und wollte mich zu Nacht auf dem Heu behelfen. Da ſchickt Gott, daß die Nachbarn, die im Strauchhahn ſich verkrochen gehabt, eben hinter dieſem Stadel zuſammenkommen und berathen, wo ſie ſich wieder ſammeln und wo ſie hingehn wollen. Das konnt' ich deutlich hören, ſtieg deswegen herab und ging auf das Haus zu; da war der Bauer grad hinein, hatte ein Licht angezündet, ſtand im Keller und rahmte die Milch ab, die er eſſen wollte. Ich ſtand oben am Loch, redete ihn an und grüßte ihn, er ſah auf und ſah den untern Theil des Leibes, nämlich das Hemd und nackte Beine und oben ſchwarz. Er erſchrak ſehr, als ich ihm aber ſagte, daß ich Pfarrer zu Poppenhauſen und von Soldaten ausgezogen wäre, trug er die Milch herauf, und ich bat ihn, daß er mir bei ſeiner Nachbarſchaft von Kleidern etwas zu wege brächte, ich wollte mit ihnen, wohin ſie auch gehn würden. Er ging aus, unterdeſſen machte ich mich über ſeinen Milchtopf und leerte ihn ganz aus. Es hat mir mein Lebtag keine Milch ſo wohl geſchmeckt. Er kam nebſt Andern wieder, und brachte mir einer ein Paar alte lederne Hoſen, die von Wagentheer ſehr übel rochen, ein anderer ein Paar alte Riemenſchuhe, ein anderer zwei Strümpfe, einen grünen und einen weißen wollenen. Dieſe Livrée ſchickte ſich weder für einen Reiſenden, noch für einen Pfarrer. Dennoch nahm ich's mit Dank an, konnte aber in den Schuhen

nicht gehn, denn ſie waren hart gefroren. Die Strumpfſohlen waren zerriſſen, und ich ging alſo mit ihnen mehr barfuß als beſchuhet gen Hildburghauſen. Wenn wir uns umſahen, ſo ſahen wir, wie es im Itzgrund an vielen Orten lichterloh aufbrannte. Damals ging auch Ummerſtadt, Rodach, Eisfeld, Heldburg im Feuer zu Grunde.

Ich machte mit meiner Ankunft ein ſolches Spectakel, Schrecken und Furcht zu Hildburghauſen, daß ſich niemand — da doch viel tauſend Fremde dahin gekommen waren — ſicher wußte, obgleich die Stadt ſtarke Wache hielt. Mir aber war nur die Sorge, wie ich ein ehrliches Kleid, Strümpfe, Schuhe ꝛc. bekommen möchte, ehe wir von da ausriſſen. Ging deswegen unbeſchuhet zu Herrn Bürgermeiſter Paul Waltz, zum Diaconus ꝛc., und bat mir etwas zu ſchenken, damit ich mich ehrlich bedecken möchte. Herr Waltz ſchenkte mir einen alten Hut, der war faſt eine Elle hoch, deformirte mich mehr als etwas Anderes; gleichwol ſetzte ich ihn auf. Herr Schnetters Eidam, jetzt Diaconus zu Römhild, ſchenkte mir ein Paar Hoſen, die über den Knien zugingen, die waren noch gut, Herr Dreſſel ein Paar ſchwarze Strümpfe, der Kirchner ein Paar Schuhe. Alſo war ich ſtaffiret, daß ich ohne Scham unter ſo viel tauſend fremden Leuten, die in der Stadt Sicherheit ſuchten, und unter den Bürgern mich durfte ſehen laſſen. Der Hut aber deformirte mich gar ſehr, drum trachtete ich auf Gelegenheit, wie ich einen andern überkommen möchte. Es trug ſich aber zu, daß das ganze Miniſterium, Schulcollegen und Rath ſich heimlich vereinigt hatten, daß ſie ohne Wiſſen der gemeinen Bürgerſchaft Nachts neun Uhr die Thore wollten öffnen laſſen und davon gehn mit Weib und Kind. Dies erfuhr ich, ging deswegen in des Herrn Stadtſchreibers Behauſung, wo die Herren ſich alle verſammelten; niemand aber wollte meiner achten noch mich kennen. Ich ſetzte mich allein über einen Tiſch im Finſtern, da wurde ich gewahr, wie ein fein ehrbarer Hut am Nagel hing. Ich dachte, wenn

dieſer bei ihrem Aufbruch hängen bliebe, ſo wäre es mir gut. Geht doch ohnedies Alles zu Grunde nach dem Abzug. Und was ich wünſchte und gedachte, das gerieth mir. Es ging an ein Scheiden, Heulen und Valediciren, ich legte den Kopf auf den Tiſch wie ein Schlafender. Als nun faſt jedermann im Abziehen war, hängte ich den langen Störcher an die Wand, that einen Tauſch und ging mit den andern Herren hinaus in die Gaſſe.

Da war dieſe Verabredung unter den Leuten offenbar geworden. Und unzählig viele Leute ſaßen mit ihren Packeten auf der Gaſſe, auch viele, viele Wagen und Karren waren angeſpannt, die alle, als das Thor aufging, mit fortwanderten. Als wir ins freie Feld kamen, ſahen wir, daß die guten Leutchen ſich in alle Straßen vertheilten. Da wurden viel tauſend Windlichter geſehen, dieſe hatten Laternen, dieſe Strohſchauben, andere Pechfackeln. In Summa etliche tauſend Leute zogen in Traurigkeit fort. Ich und mein Haufe kamen um zwölf Uhr Mitternacht gen Themar, welche Stadt ſich mit uns auch aufmachte, ſo daß wir abermals etliche hundert mehr wurden. Der Marſch ging auf Schwarzig, Steinbach zu, und als wir gegen Morgen in ein Dorf kamen, da wurden die Leute erſchreckt, daß ſie Haus und Hof auch zurückließen und mit uns fortzogen. Wir waren etwa eine Stunde in der Herberge geweſen, ſo kam ſchon Poſt, daß die Kroaten dieſen Morgen wären zu Themar eingefallen, hätten die Fuhrmannsgüter oder Geleit aufgehauen, geplündert, dem Bürgermeiſter den Kopf aufgeſpalten, die Kirche ausgeplündert, auch die Orgelpfeifen auf den Markt herausgetragen ꝛc. Da war's hohe Zeit, daß wir gewichen waren. Hildburghauſen aber hat ſich darnach mit einer großen Summe Geldes und ſeinen Kelchen ranzioniren müſſen, ſonſt wäre die Stadt auch eingeäſchert worden, wie andere Städte. Auf dieſer Wanderſchaft bekam ich auch ein Paar Handſchuh, Meſſer und Scheide verehret.

Das währte etwa fünf oder ſechs Tage, da kam die Poſt,

die Feinde wären von Koburg aufgebrochen. Jetzt konnte ich nicht länger bleiben. Ich lief geſchwind auf Römhild zu, wo mein Herr Gevatter Cremer Amtsſchreiber war. Mußte Herrn Amtmann referiren, wie mir's gegangen. Nur dieſes Städtlein blieb ungeplündert. Herr Amtmann ließ Feuer unter ſie geben, und Gott erhielt durch des Amtmanns Vorſicht dies Städtlein. Unterdeß wurde Römhild ganz voll Exulanten, die theils bekannt theils unbekannt waren. Ich achtete aber damals keiner Geſellſchaft, überlief viel hundert Menſchen und kam als erſter nach Heldburg zurück, gerade da man die Erſchlagenen auf einem Karren auf den Gottesacker führte. Als ich ſolches ſah, ging ich auf den Gottesacker, und fand ſiebenzehn Perſonen in einem Grab liegen, darunter waren drei Rathsperſonen, eine mein Schwiegervater, der Cantor, etliche Bürger, der Hofmeiſter, Landknecht und Stadtknecht. Waren alle gräulich zugerichtet. Nach dieſem ging ich in meiner Schwiegerin Haus, da fand ich ſie krank und vom Rädeln, Zwicken mit Piſtolſchrauben ſo übel zugerichtet, daß ſie mir kaum Rede geben konnte. Sie gab ſich darein, ſie müßte auch ſterben. Darum befahl ſie, ich ſolle mein Weib und Kinder, welche der Feind mitgenommen, ſuchen laſſen. Es waren aber die Kinder, du, Michel, anderthalb und deine älteſte Schweſter fünf Jahre alt. Gern hätte ich zu Heldburg etwas gegeſſen, es war aber weder zu eſſen noch zu trinken da. Laufe deswegen hungrig und erſchrocken auf Poppenhauſen zu, dort nicht allein mich zu erquicken, ſondern auch Boten zu ſchaffen, die mein Weib und Kinder ſuchten und auslöſten. Aber da erfahre ich, daß auch Poppenhäuſer Kinder wären weggenommen worden, daß der Marſch auf viele Straßen gegangen, dazu ein Bote Leibes und Lebens unſicher wäre. Unterdeſſen bereiteten meine Pfarrkinder zu Poppenhauſen eine Kuh, welche den Kriegsleuten entlaufen war, dieſe erwartete ich mit hungrigem Magen. Da aßen wir Fleiſch genug ohne Salz und Brot. Ueber der Mahlzeit kam mir Poſt, mein Weib wäre

gekommen, welches auch wahr und alſo zugegangen war. Sie war von etlichen Musketieren mitſammt ihren zwei Kindern mitgenommen worden bis Altenhauſen, dort war ſie aus Furcht der Ehre mit zwei Kindern über die Brücke ins Waſſer geſprungen. Da war ſie nun von den Soldaten ſelbſt wieder herausgezogen und mit ins Dorf gebracht worden, wo ſie in der Küche die Abendmahlzeit zuſchicken helfen mußte. Unterdeß kommt ein Haufe anderer Soldaten, die höher und mehr waren, und trieben dieſe aus dem Quartier. Da bekommt mein Weib Gelegenheit zu entlaufen. Drehet ſich aus und läßt die zwei Kinder im Haus unter den Soldaten. Eine arme Bettelfrau führet ſie durch heimliche Winkel aus dem Dorfe und bringt ſie ins Holz in eine alte Spelunke, darin ſie die Nacht und den andern Tag bis gegen Abend verbleibt. Dieſen Tag brach das Volk aus allen Quartieren auf, alſo machte ſich meine Frau auf und kam geſund und in Ehren zu mir, daß wir alle froh waren und Gott dankten. —

Wie es aber zu Heldburg unterdeß mit Mord, Brand ꝛc. hergegangen, will ich auch melden. Die Stadt Heldburg hatte Defenſioner und Ausſchuß und es war decretirt, wenn Truppen vom Feind ankämen, die Stadt zu defendiren. Denn man hoffte immer, Herzog Bernhard's Völker ſollten nicht weit ſein und das Land entſetzen. Als nun die Stadt angezündet ward, eilet mein Herr Schwiegervater mit vielen anderen Bürgern und Bürgersleuten aus der Stadt, und kommt mit meinem Weib und zwei Kindern in der Nacht nach Poppenhauſen, mein Weib richtete ihm ein recht Krankenbettlein zu. Denn es war von Edelleuten und Vögten mein Pfarrhaus mit allerlei Hausgeräth in der Flucht vollgeſtopft. Und obgleich Mauſer darin geweſen, war doch noch genug da. Des Tags darauf kommt ein ganzer Haufe Reiter ins Pfarrhaus, examiniren die Meinigen, laſſen ſie aber paſſiren, weil ein Beſchädigter da lag, beſtellen die Nachtmahlzeit, ziehen fort aufs Beuten, kommen gegen Abend und bringen allerlei

Raub. Da muß man ſieden und braten, es helfen auch die benachbarten Weiberlein weidlich dazu. Da die Reiter aber aufbrechen, rathen ſie meinem Schwiegervater, er ſolle nicht wohl trauen, dieſer Lärm werde noch acht Tage dauern, und weil die Straße daher ginge, möchte er und ſeine Tochter Gewalt erfahren, drum ſollte er, weil die nächſten Dörfer papiſtiſch wären, ſich in ein anderes Dorf machen. Das thut mein Schwiegervater und geht bei Nacht und Nebel gen Gleismuthauſen, Sicherheit zu haben; aber die gottloſen Nachbarn bringen ein Geſchrei aus, daß die Reiter die lutheriſchen Leute verbrennen und erſchlagen wollten. Sie thaten's aber zu ihrem Vortheil, denn die Papiſten liefen mit den Reitern in unſere Dörfer und Häuſer, ſtahlen gerade ſo ſehr als andere. Da wollte mein Schwiegervater auch dort nicht länger verbleiben, er ging mit den Seinigen ins Einöder Holz und blieb da Tag und Nacht. Machte ſich darnach hervor, daß er auf die Heldburger Straße gegen Einöd ſehen konnte. Als er nun eines Tages niemand Sonderliches auf der Straße weder fahren noch reiten ſah und auch das kleine Glöcklein hörte — ſo man pflegt zu läuten, wenn man Kinder tauft — gedachte er, es wäre ſo, ſchleicht der Stadt näher zu und ſieht den ganzen Weg nichts Hinderliches. Sobald er aber in die Stadt kommt, wird ihm nachgelauſcht, wo er einkehre. Da kommt ein ganzer Haufe vom Troß, und führt ihn und mein Weib und die Schwiegerin in Herrn Göckel's Haus. Ach, da war ein Banquetiren und Geſaufe! Als er nun angeſtrengt wird Geld zu geben, und allerlei vorwendet, haben ſie ihm mit Talglichtern ſeine Augen, Bart und Maul ſcheußlich geſchmieret und verſenget, mein Weib aber unverſchämt in der Stube vor jedermann wollen nothzüchtigen, welches aber ſo ſehr ſchrie, daß ihre Mutter mit Gewalt in die Stube ſprang, und ſie durch die Stubenthür, welche zwar zu, aber in welcher das untere Feld mit Leiſten künſtlich eingemacht und zerbrochen war, hinausſchlüpfte. Da hat ſich der Koch

über ſie erbarmt und ſie aus dem Haus geführt, und als ihm mein Weib etliche Ducaten, welche ſie acht Tage lang vorn im Ueberſchlag an ihrem Aermel erhalten, gegeben, hat er meinen Schwiegervater, aber übel zugerichtet, ihr zugeſtellt. Alſo ſind ſie mehr tot als lebendig aus der Stadt gegangen, und weil er der Mattigkeit halber nicht weiter kommen mögen, ins Siechhaus. Da hielten ſich nicht allein die armen ſiechen Leute auf, ſondern auch viele ehrbare Bürger und Weiber, in Hoffnung an dieſem Ort ſicherer zu ſein. Aber weit gefehlt. Obgleich mein Schwiegervater dem Tode nahe auf ein Bett gelegt worden und jedermann ſah, wie blutig und übel er zugerichtet war, dennoch iſt er hin und her geſchleppt und ohne Zweifel von loſen Leuten verrathen worden, daß er ein Reicher wäre. Meine Schwieger hat man gerädelt, mein Weib und Kinder in die Stadt gefangen geführt, ſie hat den Soldaten Hemden machen ſollen. Als ſie nun auf dem Kirchhofe ſitzet, und ihr einer ein Stück Leinwand bringet, ſie ſoll's zerſchneiden, ſpricht er zu ſeinen Kameraden: „Geh hin, mache den Bauer (meinen Schwiegervater meinend) vollends tot.“ Dieſer geht hin, kommt bald wieder und hat in ſeinen Armen meines Schwiegervaters Hoſen und Wamms, und ſpricht zu meiner Frau: „Dein Vater iſt fertig.“ O Grauſamkeit! — Als die Mauſer genug aus der Kirche gemauſet hatten an Kleidern und weißem Zeug, zogen ſie aus der Stadt und mußte mein Weib mit ihnen, es wäre ihr lieb oder leid. —

Nicht lange darnach bekamen ſie vor Leipzig und Lützen ihren Lohn dafür, wie an andern Orten zu leſen. Nach dieſem zog man allenthalben wieder nach Haus, und fanden ſich die Leute wieder. Aber das Schaf- und Rindvieh war alles weg. Ich erhielt mehr nicht als drei Kälber von acht Stück, ohne die achtundvierzig Schafe, die mit der ganzen Herde wegkamen.

Im 1633ſten Jahre ſtarb und ward begraben Herzog

Johann Caſimir eben an dem Tage, da dem Guſtav, König in Schweden, in dieſem Land ſeine Leichenpredigt gethan ward. War ſolche Zeit ein ſehr großes Rauben und Plündern, auch von Herzog Bernhard's Völkern, deren neun Regimenter im Itzgrund lagen, damit man in Sicherheit den fürſtlichen Leichnam begraben konnte.

Anno 1634 war es noch viel ärger, und man merkte wol, daß in kurzem Alles drüber und drunter gehn würde. Darum that ich aus dem Weg, was ich konnte, gen Stelzen zum Pfarrer, meine Betten, zwei Kühe und Kleider ꝛc.; aber es ging im Herbſt, nachdem Lamboy ſich eingelagert, Alles an allen Orten darauf, und koſtete mich das Winterquartier in fünfunddreißig Wochen mehr als fünfhundert Gulden, wie ich's dem Hauptmann Krebs liquidiren mußte. Hatte in meinem Hauſe elf Perſonen, ohne Troß und Mägde. Es iſt nicht zu beſchreiben, was ich, mein Weib und Kinder die Zeit über haben leiden und ausſtehn müſſen. Konnte endlich nicht länger vor ihnen ſicher ſein, machte mich krank aus dem Staube, kam nach Mitwitz und Mupperg, wo ich ebenſo wenig Ruhe hatte, als zu Heldburg. Sonderlich quälete mich meine Stiefmutter (ſie iſt vom Donner erſchlagen worden), ſie konnte mich nicht ſehen in meinem Exil bei meinem alten Vater. Mußte mich nach Neuſtadt machen zu Herrn Rector M. Val. Hoffmann, jetzigem Superintendent. Aber ich war nicht allein ſehr arm, ſondern auch täglich kränker, weswegen ich nur gedachte, wie ich wieder gen Poppenhauſen oder Heldburg käme und da ſtürbe. Denn ich war meines Lebens ganz müde.

Wunderlich kam ich in Finſterniß und Nacht durch die Wege und Dörfer, da es noch allenthalben unſicher war, und endlich nach Poppenhauſen. Da waren meine armen Pfarrkinder und Schulmeiſter ja ſo froh, als wenn unſer Herrgott gekommen wäre. Es war aber ſolch große Mattigkeit und Mangel, daß wir den toten Leuten ähnlicher ſahen

als den lebendigen. Viele lagen ſchon aus Hunger darnieder, und mußten gleichwol alle Tage etliche Male Ferſengeld geben und uns verſtecken. Und obgleich wir unſere Linſen, Wicken und arme Speiſe in die Gräber und alten Särge, ja unter die Totenköpfe verſteckten, wurde es uns doch alles genommen. — —

Damals mußten die noch lebendigen Leute von Haus und Hof gehn oder Hungers ſterben. Wie denn zu Poppenhauſen die meiſten begraben wurden. Es blieben etwa noch acht oder neun Seelen, die Anno 1636 vollends darauf gingen oder entwichen. Dieſelbe Gelegenheit hatte es auch mit Lindenau, welche Pfarre mir 1636 vicariatsweiſe vom fürſtlichen Conſiſtorium anbefohlen war. Ich konnte keine Einkünfte genießen. Aepfel, Birnen, Kraut und Rüben war meine Beſoldung. So bin ich von Anno 1636 bis 1641 auch der Lindenauer Pfarrer geweſen. Ich ließ zwar die Pfarre zurichten, konnte aber wegen Unſicherheit und Plackerei nicht beſtändig drunten wohnen und verrichtete die labores von Heldburg aus. Mein Zeugniß von den Lindenauern iſt noch vorhanden, worin ſie bekennen, daß ich in fünf Jahren nicht zehn Gulden an Geld bekommen habe, ſie haben mir aber ſeither den Reſt mit Holz und Aepfeln richtig gemacht.

Als Anno 1640 zwiſchen Oſtern und Pfingſten die kaiſerlichen und die ſchwediſchen Armeen zu Saalfeld ein Feldlager ſchlugen, wurde Franken und Thüringen nah und fern verderbet. Am Sonntag Exaudi früh vier Uhr fielen kaiſerliche ſtarke Parteien zu Heldburg ein, als die meiſten Bürger noch in den Betten ruhten. Meine ganze Gaſſe oben herein und hinten mein Hof war in Eile voll Pferde und Reiter, nicht anders als wenn ihnen mit Fleiß mein Haus wäre gezeigt worden. Da wurde ich und mein Weib wol fünf Mal in einer Stunde gefangen; wenn ich von einem loskam, nahm mich ein anderer. Da führt' ich ſie halt in Kammer und Keller, ſie möchten ſelber ſuchen, was ihnen dienen könnte.

Endlich verließen mich zwar alle und ließen mich allein im Haus, doch war Schrecken, Furcht und Angſt ſo groß, daß ich an meine Baarſchaft nicht gedachte, welche ich zehn Mal hätte können retten, wenn ich mich getraut hätte damit fortzukommen. Aber es waren alle Häuſer und Gaſſen voll Reiter, und wenn ich meinen Mammon zu mir gefaſſet, hätte geſchehen können, daß ichs einem zugetragen hätte. Aber ich dachte vor Angſt an kein Geld. Es ließen ſich Männer und Weiber durch die Gil de Haſiſchen Reiter, ſo bei uns im Quartier lagen, hinausconvohiren. Da kam ich wieder zu Weib und Kindern, wir begaben uns ins nächſte Holz, gen Hellingen, da blieb Alt und Jung, Geiſtliche und Weltliche Tag und Nacht. Der meiſten Leute Speiſe waren ſchwarze Wachholderbeeren. Nun wagten es etliche Bürger, gingen in die Stadt, kamen und brachten eſſende Waare und ſonſt, was ihnen lieb geweſen. Ich dachte: ach! wenn du auch könnteſt in dein Haus kommen und die baaren Pfennige ertappen, und damit dich und deine Kinder könnteſt fortbringen. Ich wagte es, ſchlich hinein und ging durchs Spittelthor aufs Mühlthor zu, welches mit Paliſaden vermacht war. Da hatte inwendig ein und der andere auf der Lauſche geſtanden, die mich unwiſſenden erhaſchten, wie eine Katze eine Maus. Da ward ich mit neuen Stricken gebunden, daß ich mich weder mit Gehen noch Greifen behelfen konnte, ſollte entweder Geld geben oder reiche Leute verrathen. Mußte den Dieben für ihre Pferde im Herrnhof Futter ſchwingen, den Pferden zu trinken vorhalten und andere loſe Arbeit thun. Da ich mich nun etwas frei zu ſein däuchte, lief ich davon, aber unwiſſend, daß vor dem Hofthor ein ganzer Haufe Soldaten ſtand, lief ich ihnen alſo in die Arme. Welche mich mit Degen und Bandelieren ſehr wohl abſchlugen, mich beſſer mit Stricken verwahrten, und von Haus zu Haus führten, und ſollte ihnen ſagen, wem dies oder jenes Haus wäre. Alſo ward ich auch in mein Haus geführt, da ſehe ich in dem Hausflur den

kupfernen Schöpftopf liegen, in welchem meine Baarſchaft, dreihundert Thaler, geweſen, und dachte: hätteſt du das gewußt, daß die Vögel und Füchſe weg wären, ſo wäreſt du draußen geblieben. Weil ich nun niemand verrathen wollte, ſetzte mir einer meine eigene Kappe, die in meinem Hauſe auf der Erde lag, auf und hieb mir mit einem Hirſchfänger auf den Kopf, daß das Blut zu den Ohren herein lief, und war kein Loch durch die Haube, denn ſie war von Filz. Noch mehr: eben dieſer ſetzte mir aus Muthwillen den Hirſchfänger auf den Bauch, wollte probiren, ob ich feſt wäre, drückte ziemlich hart auf, dennoch wollte Gott nicht, daß er mir weiter Blut abgewinnen ſollte. Zweimal in einer Stunde, nämlich in der Schneiderin Wittich Hof auf dem Miſt, zum andern Mal in des Wildmeiſters Stadel, haben ſie mir den ſchwediſchen Trunk mit Miſtjauche gegeben, wodurch meine Zähne faſt alle wackelnd geworden. Denn ich wehrte mich, als man mir einen großen Stecken in den Mund ſteckte, ſo gut ich Gefangener konnte. Endlich führten ſie mich mit Stricken fort und ſagten, ſie wollten mich aufhängen, brachten mich zum Mühlthor hinaus auf die Brücke; da nahm einer von ihnen den Strick, womit beide Füße zuſammengezogen waren, der andere den Strick am linken Arm, ſtießen mich ins Waſſer, und hielten die Stricke, womit ſie mich regierten, auf und nieder zogen. Und weil ich um mich fehmete und Steurung ſuchte, erhaſchte ich die Rechenſtecken, welche aber auf mich zu wichen, und konnte daran keinen Anhalt finden, nur daß durch Gottes Schickung mir ein Loch gemacht wurde, daß ich konnte unter die Brücke ſchlüpfen. So oft ich mich wollte anhalten, ſchlugen ſie mich mit gedachten Rechenſtecken, daß dieſelben entzwei ſprangen, wie ein Schulbakel. Als ſie ſich nun nicht allein müde gearbeitet hatten, ſondern auch dachten, ich hätte meinen Reſt, ich würde im Waſſer erſaufen, ließen ſie beide Stricke fahren; da wiſchte ich unter die Brücke wie ein Froſch, und konnte mir keiner beikommen. Da ſuche ich

im Hoſenſack und finde ein Meſſerlein, ſo ſich zuſammenlegen ließ, welches ſie nicht hatten haben wollen, ob ſie mich ſchon oft durchſucht. Damit ſchnitt ich die Stricke an beiden Füßen los und ſprang hinunter Stockwerk hoch, wo die Mühlräder liegen. Es ging mir das Waſſer über den halben Leib; da warfen die Schelme Stöcke, Ziegelſteine und Prügel hinter mir her, um mir den Reſt vollends zu geben. Ich war auch willens mich ganz hinaus zu arbeiten, gegen des Müllers hintere Thür, konnte aber nicht, entweder weil die Kleider voll Waſſers mich zurück dehneten, oder vielmehr weil Gott ſolches nicht haben wollte, daß ich da ſterben ſollte. — Denn wie ein trunkener Mann hin und her taumelt, alſo auch ich, und komme auf die andere Seite gegen den hintern Brauhof. Da ſie nun merkten, ich würde im Zwinger ausſteigen, laufen ſie alle in die Stadt und nehmen mehr Geſellen zu ſich, paſſen unten bei den Gerbhäuſern auf, ob ich ihnen kommen würde. Aber als ich dieſes merkte, daß ich jetzo alleine war, blieb ich im Waſſer liegen und ſteckte meinen Kopf unter einen dicken Weidenbuſch und ruhte im Waſſer vier oder fünf Stunden, bis es Nacht und in der Stadt ſtille wurde; dann kroch ich halb tot heraus, konnte der Schläge wegen faſt keinen Athem holen. Ich ging hinab bis an die Gerbhäuſer, wurde da gewahr, daß es noch nicht ſicher war, daß einer dort Gras mähete, einer Gerberkeſſel ausriß, und wäre ſchier auf dieſen gekommen. Mußte alſo da ſtecken bis in die Nacht. Ging dann über die Brunnenröhren, den Waſſerfluß immer hinab, und kletterte über einen Weidenſtamm, daß ich die andere Seite gegen Poppenhauſen erreichte.

Als ich an den Poppenhäuſer oder Einöder Weg kam, lag's da und dort voll Weißzeug, welches die Soldaten weggeworfen oder verloren hatten. Ich konnte mich nicht bücken, etwas aufzuheben, kam endlich nach Poppenhauſen, und fand niemand einheimiſch denn Claus Hön, deſſen Frau eine Sechswöchnerin war, der mußte mir die Kleider vom Leibe ſchneiden,

denn ich war verſchwollen, legte die naſſen Kleider ab, damit ſie trocken wurden. Er mußte mir auch ein Hemd leihen; da beſah er mir die Haut, welche ganz bunt von Schlägen war, ſpäter wurde mein Rücken und Arme ſchwarz vom Geblüte. Den andern Tag gebot mir das ſchöne Pfarrkind auszuziehen, denn er fürchtete ſich, man möchte mir nachſtellen und er meinetwegen in Unglück kommen. Alſo zog ich die naſſen Kleider mit ſeiner Hilfe an und ging fein ſachte auf Lindenau zu, immer durch die dickſten Büſche, und hielt mich jenſeit in den Lindenauer Gärten, vor denen ich das Dorf ſehen konnte. Wurde endlich gewahr, daß etliche Leute in ein Haus gingen, ging darauf zu, man wollte mich aber nicht einlaſſen, denn die Furcht war zu groß. Endlich, da ſie durch das Fenſter ſahen, daß ihr Pfarrer kam, kam ich ein und blieb etliche Tage bei ihnen. Denn ſie hatten einen im Quartier, der ein Lindenauer Kind war; der half ein wenig. Ich aber hatte da ein neues Unglück. Als der im Quartier liegende mit den Lindenauern nach Schloß Einöd ging, da abzuholen, was ſie noch von ihrer Habe fanden, hielt unter der Zeit der Schultheiß, der Schmied und ich auf dem Thurm Wache; wir verſehen alle drei den Dienſt, es kommen etliche Reiter in das Dorf, ſehen uns auf dem Thurm, gehen ſtracks auf den Thurm und finden uns da beiſammen. Als wir nun aus dem ungeſtümen Auftreten und Sprache merkten, daß es Reiter wären, lernte ich leider ſteigen, ſo übel mir war, ich kletterte auf den Glockenſtuhl hinauf und legte mich wie ein Kätzchen hinter das Uhrhaus; aber es ſtieg gleichwol ein Dieb hinan und fand mich. Meine Pfarrkinder ſagten, ich wäre ihr Schulmeiſter, baten für mich, ich wäre ſchon von den Soldaten übel geſchlagen worden. Es half mir aber nichts. Dieſer Schulmeiſter mußte immer mit herabſteigen, und ging der Schultheiß voran, darnach ein Reiter, ferner der Schmied, darnach ein Reiter, endlich folgte ich zögernd. Als ſie nun alle zum Kirchthor hinaus waren, blieb ich drinnen,

riegelte das Thürlein zu, und lief zum andern Thor hinaus und verkroch mich in einer Rübengrube. Hilf Gott! wie wehe geſchah mir, daß ich niederbücken und ſo auf allen Vieren eine Stunde liegen mußte. Alſo kam ich davon. Meine ſchönen Mitwächter mußten mit in eine Mühle und Säcke mit Mehl auffaſſen.

Acht Tage vor Pfingſten kam ich mit vielen Bürgern nach Koburg am Sonntag Exaudi. Es hatte mir ein Dieb meine Schuhe ausgezogen und mir alte ſchlechte dafür gegeben, die ich faſt acht Tage trug, es waren beide Sohlen heraus-gefallen. Wenn es nun bei Tage Ausreißens galt, drehten ſich die Schuhe ringsum und ſtand oft das vorderſte zu hinterſt. Ich mußte mich oft laſſen auslachen. Alſo kam ich nach Koburg. Nun war mein Marthyrium ſchon vor etlichen Tagen nach Koburg gekommen, auch die Sage, ich wäre tot-gemacht. Als ich nun ſelber kam, verwunderten ſich Bürger und alte Bekannte. Dr. Kesler, Generalſuperintendent, item Conſul Körner luden mich die Pfingſtfeiertage etliche Mal zu Gaſt, und thaten die Koburger mir, Weib und Kindern vier Wochen lang viel Gutes, wie ich ſolches in einem Druck am Johannistag gerühmet.

Ach welch ein Jammer und Noth ward da geſehen und gehöret, da alle umliegende kleine Städtlein, Eisfeld, Held-burg, Neuſtadt, ſammt den Dorfſchaften ſich in der Stadt elendiglich behelfen mußten. Da war heiſchen und betteln keine Schande. Doch wollte ich meinen guten Wirth Herrn Hoffmann, Apotheker, nicht gar zu ſehr beſchweren. Ging mit dem Pfarrer zu Walburg, Eiſentraut, victum quaerendi gratia drei Wochen in die Welt, gen Kulmbach, Baireuth, Hirſchheid, Altorf, Nürnberg und wieder gen Koburg. Da ich nun fand, daß mein Weib und Kinder wieder zu Poppen-hauſen eingezogen waren und aufs Neue Gil de Haſiſche Reiter hatten, zog ich heim, und war weder zu ſchleißen noch zu beißen um ſie. Was mir Gott auf der Reiſe beſcheret,

mußte ich aufs Rathhaus tragen und den Soldaten geben, und waren die Kinder ſchier vor Hunger verdorben. Denn ſie hatten die Zeit über nicht Kleie genug kaufen können zu Brot. Mein Superintendent Herr Grams ſtarb wegen ſchwediſchen Trunks auf dem Schloß etwa vier oder fünf Wochen nach dieſem Tumult.

Weil nun die Exactiones und Preſſuren immer fortgingen, ich keine Beſoldung haben konnte und doch neben meiner Pfarre auch die Pfarre zu Heldburg mußte helfen verſehen, ging ich cum testimonio et consilio Dr. Kesler's und mit Recommendationſchreiben gen Eiſenach zu Herzog Albert und trug unterſchiedlichen im Conſiſtorio meine Armuth vor. Bekam Vergünſtigung und andere Recommendation an Ihro Fürſtlicher Gnaden beide Herren Brüder, ob ich in Dero Landen könnte befördert werden. Alſo kam ich von Eiſenach nach Gotha, eben als unſer gnädiger Fürſt und Herr, Herzog Ernſt, das Kaufhaus zur Reſidenz machen ließ. Denn ich habe die Huldigung zu Gotha mit angeſehen. Das fürſtliche Conſiſtorium ließ mir bald die Pfarre Notleben vorſchlagen. Weil aber die Notleber mit ihrem alten Pfarrer ſtritten und vier Wochen Aufſchub hatten ihren Krieg auszuführen, ſuadirte Herr Dr. Glaß, ich ſollte interim mit meiner Recommendation nach Weimar gehn und für meine arme Hausgenoſſen etwas ſammeln. Mein Vagiren aber währte bis Anno 1641. Ich kam Dienſtags den 18. Januar wieder nach Gotha, und ſtand die Pfarre für mich noch offen, welche ich in höchſter Unterthänigkeit und Dankbarkeit angenommen, und ex Matth. 20 vom Weinberge die Probepredigt gethan habe. Ich habe aber zu Notleben nicht allein unſicher gelebt, da man täglich auf die Flucht denken mußte, ſondern auch Streitigkeiten mit den Bauern gehabt, die in Kirchen- und Schulſachen das Maul immer nach Erfurt hingen, und denen alle fürſtliche Ordnungen wegen des Catechismi odios waren. Ich Pfarrer mußte das bei dem Rath und Bauern entgelten, und weil

alle Beſoldung in der Länderei ſtak, wozu ich weder Hofmeiſter noch andere Mittel haben konnte, daß ich zurecht gekommen wäre, ſuchte ich unterthänig an um eine Translocation. Und hat unſer gnädiger Fürſt und Herr, ſobald er nach der Erbtheilung die Pfarre Krock und dies Dorf Heubach erhalten, mich zum Pfarrer hierher vorgeſchlagen, welches ich länger als ein Jahr zuvor erfuhr. Habe alſo Anno 1647 dieſe Verſetzung unterthänig angenommen und am Sonntage Judica meine Probepredigt gethan, in Gegenwart der Herren Commiſſarien und Eingepfarrten. Die Vocation bekam ich des andern Tages und bin alſo im Namen Gottes herausgezogen mit Weib und Kind. Und dies wäre mein vierter Kirchendienſt, wo ich für meine Perſon begehre zu ſterben, ſo es Gottes Wille wäre, aber mein Weib ſehnet ſich weg, wegen großen beſchwerlichen Mangels an Dienſtboten, an einen beſſeren und ebenern Ort. Ich ſtell's Gott und der Obrigkeit heim."

So weit reicht, was von den Aufzeichnungen Bötzinger's erhalten iſt. — In Heubach endlich erlebte er den Frieden und verwaltete dort noch ſechsundzwanzig Jahre ſein Amt. Er ſtarb 1673, vierundſiebenzig Jahre alt, nachdem er ſiebenundvierzig Jahre ein Leben geführt hatte, dem man die Bezeichnung „friedlich" nicht geben kann. Heubach war eine neue Pfarre, welche Herzog Ernſt der Fromme von Gotha eingerichtet hatte, Bötzinger der erſte Pfarrer. Er mußte in dem fürſtlichen Jagdhauſe wohnen, welches Herzog Caſimir ſich am Walde für die Zeit der Auerhahnsbalz gebaut hatte. In dem Forſthauſe nebenan hauſte ein trotziger Förſter, die Gegend war wild, wenig bewohnt, und das Volk durch den Krieg und geſetzloſes Waldleben verdorben. Es ſcheint, daß der neue Pfarrer den Waldmenſchen nicht beſonders willkommen war; beſonders der Förſter wurde ſein heftiger Gegner, und verſtohlen klagt der Pfarrer in lateiniſchen Diſtichen, die er in das Kirchenbuch ſchrieb, ſeinem Nachfolger das bittere

Leid, welches ihm dieser Diener des Waldes zufüge. Er warnt den zukünftigen Pastor brüderlich vor der Schlechtigkeit des Mannes und vor dessen böser Frau. Aber trotz dieser Händel läßt sich schließen, daß der vielgeplagte Dulder nicht ganz unglücklich war, eine harmlose Selbstbeschaulichkeit ist auch aus seinen lateinischen Versen zu erkennen. Als er endlich starb, wurden, wie damals Sitte war, von ansehnlichen Amtsbrüdern rühmende Gedichte auf ihn gemacht, von denen uns lateinische und deutsche erhalten sind. Sogar Herr Andreas Bachmann, Hofprediger zu Gotha, ein vornehmer Mann, gönnte „seinem lieben alten, nunmehr seligen Amtsbruder" die Krone der Ehre, welche folgendermaßen anfängt und hier schließen soll:

„Martinus Bötzinger, ein treuer Gottesknecht,
Im Pfarramt lange Zeit, wie Hiob schlecht und recht,
Doch nimmer ohne Kreuz, ein wohlgeplagter Mann,
Wie seines Lebens Lauf des weitern zeugen kann."

4.

# Der dreißigjährige Krieg.

Die Kipper und Wipper und die öffentliche Meinung.

Eintönig ſchwirrt die Totenklage aus unzähligen Chroniken und Aufzeichnungen der Mitleidenden. Wo tauſend Einzelne gerettet wurden, verdarben Millionen. Wie den Landbewohnern, zerfraß der Krieg auch den Städtern die Häuſer, den Wohlſtand, das Leben. Noch mannigfaltiger war hier die Arbeit der zerſtörenden Gewalten, aber auch höhere Kraft war raſtlos bemüht, das letzte Verderben abzuwenden.

Es iſt ein wunderbares Geſchick, daß den Deutſchen der Krieg in denſelben Jahren aufbrannte, in welchen die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten ſo weit entwickelt war, daß die erſten Zeitungen entſtehen konnten. In Glaubensſachen hatten Sittlichkeit und Urtheil des Einzelnen ſeit hundert Jahren gegen die herrſchenden Gewalten gearbeitet. In der Politik war nur ſelten und unbehilflich von Privatleuten eine ernſte Auseinanderſetzung gewagt worden. Gerade als die Werbetrommeln der Fürſten auf jedem Muſterplatze raſſelten, begann die öffentliche Meinung ihren erſten politiſchen Oppoſitionskampf in der Preſſe. In einer wichtigen ſocialen Frage erhoben ſich die geiſtigen Führer des Volkes gegen die Gewiſſenloſigkeit der eigenen Landesherren. Die öffentliche Meinung jener Jahre wird vorzugsweiſe erkannt aus der Flugſchriftenliteratur, welche für und gegen den Böhmenkönig ſtreitet, die Kipper und Wipper verurtheilt, der Größe

Guſtav Adolf's huldigt, bis ſie zuletzt dünn und kraftlos wird wie die Nation.

Etwa ſeit 1500 erfährt das Volk Neuigkeiten durch die Preſſe. In doppelter Form. Es ſind entweder einzelne Bogen, auf einer Seite bedruckt, faſt immer mit einem Holzſchnitt, ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts mit einem Kupferſtich verziert, unter welchem der erklärende Text, häufig in Verſen, ſteht. Durch ſolche fliegende Blätter werden Himmelserſcheinungen, Kometen, Mißgeburten, bald auch Schlachten zu Land und zur See, Bildniſſe von Tagesberühmtheiten und Aehnliches verbreitet. Viel von der guten Laune und dem derben Scherz der Reformationszeit iſt auf ihnen zu finden. Die Kunſt der Holzſchneider war raſtlos thätig, auch die großen Maler drückten auf ihnen manche Eigenthümlichkeiten ihres Talentes vielleicht am unmittelbarſten ab. Die andere Form waren kleine Druckſchriften, vorzugsweiſe in Quart, oft ebenfalls mit Holzſchnitten geziert. Sie verkündeten zunächſt alles Neue: Krönungen, Schlachten, entdeckte Länder; jedes auffällige Ereigniß flatterte in ihnen durch das Land. Seit der Reformation wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Unter dem Titel Zeitungen, Relationen, Aviſos, Poſtreiter kamen ſie faſt in allen Druckerſtätten ans Licht. Neben ihnen gingen die kleinen Streitſchriften der Reformatoren, Sermone, Geſpräche, Lieder. Früh benutzten auch die Fürſten die Erfindung des Bücherdrucks, ihre Streitigkeiten der Oeffentlichkeit mitzutheilen und für ſich Partei zu machen. Selbſt der Privatmann, der in ſeinem Rechte geſchädigt war, focht durch eine Streitſchrift gegen den einzelnen Gegner, eine Stadtbehörde, einen fremden Landesherrn. Im ganzen 16. Jahrhundert iſt das Beſtreben der kleinen nichttheologiſchen Literatur, zunächſt Neuigkeiten mitzutheilen, dann dem Vortheil der Einzelnen oder der Fürſten zu dienen, oder die Anſichten der Gewalthaber bekannt zu machen; das Urtheil des Einzelnen über politiſche Ereigniſſe erſcheint noch vorzugsweiſe in einer Form,

welche man damals für besonders kunstvoll hielt, als Pasquill oder Dialog. Die Verbreitung der kleinen Neuigkeitsblätter geschah schnell und massenhaft. Seit der Reformation bildete sie sich zu einem eigenthümlichen Geschäftszweig aus. Den Buchhändlern oder, wie sie damals hießen, Buchführern, welche solche Zeitungen neben größeren Werken in ihren Läden und Buden feilboten und auf die Märkte fremder Städte brachten, wurden die Buchdrucker, Buchbinder und Briefmaler gefährliche Nebenbuhler.*) Wichtige Zeitungen wurden überall nachgedruckt. Zumal längs den großen Handels- und Poststraßen am Rheine, im südlichen Deutschland machten einzelne Handlungen und Druckereien besonderes Gewerbe aus der Veröffentlichung von Tagesneuigkeiten. Noch kamen solche Blätter unregelmäßig, aber sie enthielten schon briefliche Mittheilungen aus verschiedenen Städten, in denen nicht nur politische, auch kaufmännische Nachrichten gegeben wurden.**) Endlich (1612) erscheinen die einzelnen Zeitungsbogen hier und da

*) Nur ein Beispiel aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1575 beklagten sich die Buchführer in Breslau bei dem Rath über „lose Buben in Jahrmärkten, auch zwischen den Jahrmärkten, mit mancherlei Bildern, neuen Zeitungen und Liedern, die sie nicht allein verkauft, sondern auch öffentlich ausgeschrien und gesungen, Gott gebe, es sei die Wahrheit oder nicht.“ Und ebenso im Jahre 1593 über den Buchdrucker Georg Baumann, „der sich abermals unterstanden hatte, am Sonntage, als die neuen Zeitungen aus Siebenbürgen kamen, die Chorknaben aus den Schulen zu nehmen und diese Zeitungen vor jeder Pfarrkirche gemeiner Stadt verkaufen zu lassen.“ Der Buchhendler Beschwer. In Breßlaw, Anno 1590 u. folg. (Manuscript im Besitz des Herrn Dr. Kirchhoff in Leipzig.)

**) Ein solches Blatt: Gantz Gedenckwürdige ungerische und niederlandische Newe Zeitungen. 1599. (o. O.) 4 Bll. hat bereits Form und Inhalt unserer Zeitungen. Es enthält elf kurze Correspondenzen aus verschiedenen Städten in Briefform. Darunter Nachrichten über vier Schiffe, die mit Spezereien zu Amsterdam angekommen waren, über neue Zölle, die der Hof zu Brüssel auf die Kaufmannsgüter gelegt, auf 1 Pfund Seide 10 Stüber u. s. w.

ſogar mit Nummern, alſo in einem gewiſſen Zuſammenhang. Unterdeß war es ſchon längſt Brauch der Kaufleute, ihren Geſchäftsfreunden ſolche Mittheilungen ſchriftlich mit einiger Regelmäßigkeit zu machen*); daneben waren einzelne Neuigkeitsſchreiber vorhanden, welche geſchriebene Zeitungen verſandten. Auch dieſe Art Neuigkeiten zu verbreiten war den Deutſchen von Italien gekommen. In Venedig gab es ſeit dem Jahre 1536 Notizie scritte, handſchriftliche Neuigkeiten in fortlaufender Reihe, die ſich dort bis zur franzöſiſchen Revolution erhielten. Dort war auch kurz vor 1600 die erſte regelmäßige Zeitung erſchienen, welche, wie berichtet wird, den Namen Gazette von einer kleinen Münze erhielt, mit der man die Nummer bezahlte.

Bald darauf kam auch den deutſchen Zeitungen die Regelmäßigkeit. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt am Main durch Egenolf Emmel, Buchhändler und Buchdrucker, die erſte wöchentliche Zeitung ausgegeben, gegen welche 1616 der Reichspoſtverwalter Johann van der Brighden ein Concurrenzblatt: Politiſche Aviſen, herausgab. Aus dieſen beiden Unternehmungen ſind die älteſten Zeitungen Deutſchlands, das Frankfurter Journal und die Oberpoſtamtszeitung, hervorgegangen.

Aber lange blieben dieſe und andere Wochenzeitungen nur Neuigkeitsblätter, in denen das Urtheil über die mitgetheilten Thatſachen vorſichtig zurücktrat. Der große Strom der öffentlichen Meinung lief noch faſt zweihundert Jahre in den alten Richtungen, den Flugblättern und gelegentlichen Broſchüren.

Gleich bei Beginn des Krieges wurden auch die entfernten Leſer zu leidenſchaftlicher Parteinahme gezwungen. Ueberall erſchienen Streitſchriften, Anſichten, Rathſchläge, Bedenken. Die Nation war auch bei dieſem geiſtigen Kampf in große

*) Zeitungen in die Fremde zu ſchreiben ward 1631 den Kaufleuten von Leipzig verboten. Heydenreich, Chronik S. 456.

Parteien zerriſſen. Und es iſt belehrend zu ſehen, wie die Schreibeluſt der Kämpfenden in genauem Verhältniß ſteht zu den Erfolgen, welche ihre Partei errungen hat. Bis zur Schlacht am Weißen Berge ſind neun Zehntheile aller Relationen und Streitſchriften proteſtantiſch. Ihre Zahl reicht wol in die Tauſende. Heftig brennt der Haß gegen die Jeſuiten auf; bitter iſt der Groll gegen den Kaiſer, unaufhörlich wird vor der Liga gewarnt. Nächſt Prag iſt Straßburg einer der Mittelpunkte dieſer kriegeriſchen Thätigkeit. Während zu Prag der Libellſchreiber von Röhrig als Huß redivivus in vielen „politiſchen Discurſen“ leidenſchaftlich gegen die Feinde Sturm läutete, verklagten die Straßburger Magiſter nach dem Muſter des Italieners Boccalini dieſelben Gegner vor Apollo und dem Hofſtaat des Parnaſſus, und ihr Apollo hatte menſchenfreundliche und aufgeklärte Urtheile zu fällen. Vorſichtig und unſicher ſind die Vertheidigungen, wie überhaupt die katholiſche Partei während des ganzen Krieges im ernſten Federkampf den Proteſtirenden nicht gewachſen war. Aber die ſchnelle Flucht des neuen Königs von Böhmen ändert plötzlich das Ausſehen des literariſchen Marktes. Erbeutete Geheimſchriften der böhmiſchen Partei werden von den Gegnern veröffentlicht; um ſie, die wohlbeleibten Quartanten, tobt jahrelang der Kampf dünnerer Flugblätter. Siegesfroh und rachſüchtig lärmten die Kaiſerlichen. Zwar in ihren Broſchüren iſt immer noch Mäßigung, denn noch waren die lutheriſchen Sachſen zu ſchonen, aber um ſo empfindlicher treffen ſie die Feinde in Bilderbogen und Spottverſen. Endlos, erbarmungslos ſind die Satiren auf den flüchtigen Winterkönig, er ſelbſt mit ſeinem Stolz, ſeiner Kopfloſigkeit, ſeine Gemahlin und ſeine Kinder werden in jeder kläglichen Lage abgeſchildert, Brot ſuchend, auf ſchlechtem Wagen abziehend, ſich eine Grube grabend.

Aber dieſer Kampf wurde unterbrochen durch einen anderen, der für immer von hohem Intereſſe ſein ſoll. Es

ist der Sturm der deutschen Presse gegen die Kipper und Wipper.

Von allen Schrecken des beginnenden Krieges erschien dem Volke selbst keiner so unheimlich, als eine plötzliche Entwerthung des Geldes. Für die Phantasie des leidenden Geschlechts wurde das Uebel um so ärger, weil es in die trübe Stimmung der Jahre scheinbar plötzlich einfiel, weil es überall die gehässigsten Leidenschaften aufwühlte und Unfrieden in den Familien, Haß und Empörung zwischen Gläubiger und Schuldner, Hunger, Armuth, Bettelhaftigkeit und Entsittlichung zurückließ. Es machte ehrsame Bürger zu Spielern, Trunkenbolden und Troßknechten, jagte Prediger und Schullehrer aus ihren Aemtern, brachte wohlhabende Familien an den Bettelstab, stürzte alles Regiment in heillose Verwirrung und bedrohte in einem dicht bevölkerten Lande die Bewohner der Städte mit dem Hungertode.

Es war das dritte Jahr der Kriegsunruhen. Zwar hatte in Böhmen und in der Pfalz die Kriegsflamme bereits Vieles verdorben, und überall züngelte dort noch die Glut aus den Trümmerhaufen, in welchen die kaiserlichen Truppen das Kreuz des alten Glaubens aufrichteten. Ueberall war schwüle Luft, in allen Kreisen des Reiches rüstete und sorgte man für die Zukunft. Aber der Verkehr mit den Gegenden, in denen der Krieg schon gehaust hatte, war damals verhältnißmäßig gering, die geschlagenen Länder waren, mit Ausnahme der Pfalz, Provinzen, die dem Kaiser selbst gehört hatten, und an Elbe und Niederrhein, in Thüringen, Franken und den Gebieten der Niedersachsen frug man noch, ob auch für die eigene Heimat Gefahr nahe sei. Im August 1621 sah der Bauer auf eine mittelmäßige Ernte; in Handel und Verkehr waren einige Stockungen eingetreten, aber auch ein erhöhter Eifer, wie bei starken Rüstungen natürlich ist, und die männliche Jugend wurde durch das wilde Treiben der Kriegsmänner noch mehr gelockt als eingeschüchtert. Allerdings war

ſchon ſeit längerer Zeit an dem Gelde, welches im Lande umging, Ungewöhnliches bemerkt worden. Des guten ſchweren Reichsgeldes wurde immer weniger, an ſeiner Statt war viel neue Münze von ſchlechtem Gepräge und röthlichem Ausſehen in Umlauf. Noch befremdlicher fiel auf, daß die fremden Waaren fortwährend im Preiſe ſtiegen. Man empfand eine anhaltende Theuerung. Wer ein Pathengeſchenk machen wollte oder fremde Kaufleute bezahlen mußte, der zahlte für die alten ſeinen Joachimsthaler ein immer wachſendes Aufgeld. Aber im örtlichen Verkehr zwiſchen Stadt und Land wurde das zahlreiche neue Geld ohne Anſtand genommen, ja es wurde mit erhöhtem Schwunge umgeſetzt. Die Maſſe des Volkes merkte nicht, daß die verſchiedenartigen Münzen, mit denen es zu bezahlen pflegte, ihm unter der Hand werthloſes Blech geworden waren; die Klügeren aber, welche das Sachverhältniß ahnten, wurden zum großen Theil Mitſchuldige an dem unredlichen Wucher der Fürſten.

Es läßt ſich noch jetzt deutlich erkennen, wie dem Volke die Erkenntniß ſeiner Lage kam, und noch jetzt werden wir erſchüttert durch den plötzlichen Schreck, die Angſt und Verzweiflung der Maſſe, und durch die Sorge und den männlichen Zorn der Denkenden. Noch jetzt fühlen wir beim Leſen der alten Berichte etwas von der Empörung, womit man die Schuldigen betrachtete. Und wenn wir auf manchen wunderlichen Irrthum der öffentlichen Meinung von damals herabſehen und auf die wohlmeinenden Einfälle Einzelner, welche gute Rathſchläge gaben, ſo iſt uns doch gegenüber dieſer Zeit der Trauer und Demüthigungen ein frohes Lächeln erlaubt über die Tüchtigkeit, mit welcher ſchon damals von Männern aus dem Volke der Grund des Uebels erkannt und in einer der ſchwierigſten nationalen Fragen die rechte Antwort und dadurch einigermaßen Abhilfe gefunden wurde. Bevor verſucht wird, ein Bild der Kipper- und Wipperjahre zu geben, ſind einige Bemerkungen über das Geldprägen jener Zeit unvermeidlich.

Alle gewerbliche Fertigkeit war in alter Zeit mit Würde, Geheimniß und einer reichen Zahl von Formeln umgeben. Nichts iſt bezeichnender für die Eigenthümlichkeit der germaniſchen Natur, als ihr Beſtreben, auch die einförmigſte Handarbeit durch eine Fülle von gemüthlichen Zuthaten zu adeln. Und ſobald das Gemüth durch die herzliche Freude am Schaffen erregt wurde, war auch die Phantaſie des Handwerkers mit Bildern und Symbolen beſchäftigt, und behend hatte er ſein „Wiſſen“ zu einer hohen, ja heiligen Sache gemacht. — Was allen Handwerken des Mittelalters zukam, das war der Kunſt Münzen zu ſchlagen in hervorragendem Maße eigen. Das Gefühl der eigenen Wichtigkeit war in dem Münzer ungewöhnlich ſtark, die Arbeit ſelbſt, das Behandeln edler Metalle im Feuer, galt für beſonders vornehm, die unverſtandenen chemiſchen Vorgänge, welche durch die Alchymie mit einem Wuſt von phantaſtiſchen Bildern umgeben waren, machten auf die Arbeitenden gewaltigeren Eindruck, als unſer Jahrhundert der nüchternen Fabrikthätigkeit begreift. Dazu kam das Verantwortliche des Dienſtes. Wenn der Münzer die ſilbernen Probirgewichte aus der ſchönen Kapſel hervorholte und die kleinen Näpfchen der Eicheln auf die kunſtvoll gearbeitete Probirwage ſetzte, um das Probirkorn darin abzuwägen, ſo that er dies mit einem entſchiedenen Bewußtſein von Ueberlegenheit über ſeine Mitbürger.*) Und wenn er die Silberprobe in der „Capelle“ vom Blei reinigte und das fließende Silber zuerſt mit zarten Regenbogenfarben überlaufen wurde, dann der bunte Ueberzug zerriß und wie ein Blitz der helle Silberſchein durch die geſchmolzene Maſſe fuhr, ſo erfüllte ihn dieſer „Silberblick“ mit einem ehrfurchtsvollen Erſtaunen, und er fühlte ſich mitten in dem geheimnißvollen Schaffen der Naturgeiſter, die er fürchtete und durch

*) Quellen für die folgende Darſtellung waren, außer den fliegenden Blättern und Broſchüren zunächſt aus den Jahren 1620—24, auch ſpätere Schriften des 17. Jahrhunderts über Münzweſen, eine reiche Literatur.

die Kunſt ſeines Handwerks, ſo weit deſſen Vorſchrift reichte, doch beherrſchen konnte. Es war demnach in der Ordnung, daß die Münzer eine geſchloſſene Körperſchaft bildeten mit Meiſtern, Geſellen und Lehrlingen, und daß ſie eiferſüchtig auf ihre Vorrechte hielten. Wer des heiligen römiſchen Reiches Münze prägen wollte, mußte zuerſt ſeine freie eheliche Geburt erweiſen, vier Jahre niedrige Dienſte thun, in dieſer Zeit nach altem Brauch eine Narrenkappe tragen, ſich für Unrecht und Ungeſchick ſtreichen und ſtrafen laſſen; dann erſt wurde er zur Münzarbeit ſelbſt zugelaſſen und als Münzgeſell des Reiches in die Brüderſchaft aufgenommen.

Aber dieſe ſtrenge Ordnung, welche von Kaiſer Maximilian II noch im Jahre 1571 den Münzgeſellen beſtätigt wurde, vermochte ſchon damals nicht zu bewirken, daß in der Genoſſenſchaft ehrlich und fromm gearbeitet wurde. Ebenſo wenig bewirkten dies die Ueberwachungsbeſtimmungen, welche auf Reichstagen und durch die Landesherren gefaßt wurden. Dem Münzmeiſter ſollte zur Aufſicht bei jeder Münze ein Wardein zur Seite geſtellt werden, welcher Feingehalt und Gewicht der geſchlagenen Münzen zu prüfen hatte. Die zehn Kreiſe des Reiches ſollten jährliche „Approbationstage" halten, um ihre Münzen gegenſeitig zu vergleichen und die ſchlechten auf geringern Werth herabzuſetzen; jedem Kreiſe ſollte ein Generalwardein vorſtehn; für jeden Kreis ward eine beſtimmte Anzahl von Münzſtätten feſtgeſtellt, in welchen namentlich die kleineren Landesherren ihr Geld ausprägen ſollten. Aber alle dieſe Beſtimmungen wurden nur unvollkommen ausgeführt.

Es gab zuverläſſige Landesherren und treue Münzbeamte auch damals im Lande; aber ihre Anzahl war gering, und häufig war das Verhalten des Münzmeiſters, welcher von einem deutſchen Kreiſe für tüchtig befunden war und in einer geſetzlichen Münze arbeitete, doch eine Thätigkeit voll befremdlicher Kniffe. Die Ueberwachung war bei dem unvollkommenen Münzverfahren ſchwierig, die Verſuchung groß, die ſittlichen

Anſchauungen im Allgemeinen viel niedriger als jetzt. Vom Landesherrn bis zum Handlanger und dem jüdiſchen Lieferanten herab betrog beim Münzen jeder den andern. Der Landesherr ließ den Münzmeiſter eine Reihe von Jahren arbeiten und reich werden, er ließ vielleicht ſtillſchweigend geſchehen, daß die Landesmünze zu leicht ausgebracht wurde, um in der rechten Stunde dem Schuldigen den Proceß zu machen. Dann wurde dieſem wie einem Schwamme durch einen Druck Alles ausgepreßt, was er in vielen Jahren tropfenweis aufgeſogen hatte. Es half ihm auch nicht, wenn er den Dienſt längſt aufgegeben hatte, die habſüchtige Gerechtigkeit wußte nach vielen Jahren noch an ihn zu kommen. Der Münzmeiſter aber, welcher nicht in der bequemen Lage des Löwen war, durch einen einzigen Schlag mit der Tatze ſeine Beute zu ſichern, pflegte unabläſſig ſeinen Münzherrn, die Lieferanten, ja ſogar ſeinen Kaſſirer, die Geſellen und Jungen zu bevortheilen, vom übrigen Volke ganz zu geſchweigen. Nicht beſſer machten es die andern genannten Helfer. Jedes Hand war gegen die des andern, und der Fluch, welcher nach der Sage auf dem Gold der deutſchen Zwerge liegt, ſchien im 17. Jahrhundert noch alle die zu verderben, welche die glänzenden Metalle in Geld verwandelten. — Das gewöhnliche Geſchäftsverfahren war folgendes.

Der Münzmeiſter kaufte das Metall ein, beſtritt die Koſten des Prägens und zahlte für jede Mark Kölniſch, welche er ſchlug, dem Landesherrn noch einen Schlagſchatz, welcher, wie es ſcheint, für gewöhnlich vier gute Groſchen betrug. Er mußte aber das feine Silber theuer bezahlen, die Löhne und die Zuthaten ſtiegen fortwährend im Preiſe. Da half er ſich. Wenn er dem Münzherrn wöchentlich für tauſend bis zweitauſend Mark den Schlagſchatz zahlte, ſo verſchwieg er ihm fünfzig Mark, die er außerdem geprägt hatte, und behielt den Schlagſchatz derſelben für ſich; er prägte ferner ſcharf, d. h. er machte das Geld am Silbergehalt um einen halben Gran

ſchlechter, als es ſein ſollte (was geſetzlich noch erlaubt war), er ſchlug je hundert Mark am Gewicht um etwa vier Loth zu leicht, was von niemandem gemerkt wurde, und wenn er wußte, daß das Geld ſogleich in entfernte Gegenden, beſonders nach Polen verführt werden ſollte, ſo brach er am Gewicht noch dreiſter ab. Nicht ſauberer war der Verkehr mit den Lieferanten, welche ihm das Metall herbeiſchafften. Durch ganz Deutſchland zog ſich damals ein heimlicher Handel, der vom Geſetz hart verpönt und von den ſtädtiſchen Thorwächtern mit vielem Spürſinn verfolgt wurde, der Handel mit gemünztem Metall und mit eingeſchmolzenem Geld. Was der Soldat an Beute gewonnen, was der Dieb aus der Kirche geſtohlen hatte, wurde von den Hehlern zu flachen Kuchen oder kegelförmigen Maſſen verſchmolzen, welche in der Kunſtſprache „Plantſchen“ und „Könige“ hießen; was dem Gelde durch Beſchneiden abgekippt war und was ſonſt unter falſchem Namen vorſichtig verſandt werden mußte, das wurde aus dem Schmelztiegel über naſſe Beſenreiſer gegoſſen und ſo gekörnt. Außerdem aber wurde von unermüdlichen Aufkäufern das gut geprägte Geld gegen ſchlechteres eingetauſcht; kleine Wechsler, meiſt wandernde Juden, zogen von Dorf zu Dorf, bis weit über die Grenzen des deutſchen Reiches, und ſammelten, ähnlich wie jetzt die Lumpenſammler, ihre Waare von dem Landmann, dem Kriegsknechte, dem Bettler. Aller Herren Angeſicht, alle Wappen und Umſchriften, Roß und Mann, Löwe, Schaf und Bär, Thaler und Heller, die Heiligen von Köln und Trier und die Denkmünzen des Ketzers Luther wurden für die Münzen zuſammengekauft, getauſcht, geſammelt. Die heimliche Waare wurde dann in Fäſſer mit Ingwer, Pfeffer, Weinſtein gepackt, als Bleiweiß verzollt, in Tuchballen und Rauchwerk geſchlagen. Es gab Reiſewagen mit doppeltem Boden, welche beſonders zu ſolcher Beförderung eingerichtet waren. Noch beſſerer Schutz war als Reiſegefährte ein Geiſtlicher, für den allerbeſten galt ein Trom-

peter, welcher dem Händler den Anſchein eines fürſtlichen Couriers gab. Traf ſich's, daß ein vornehmer Herr nach derſelben Gegend reiſte, ſo war es am bequemſten dieſen zu beſtechen, denn er und ſein Gefolge, ihre Wagen und Pferde wurden an den Stadtthoren nicht unterſucht. Oder der Agent verkleidete ſich ſelbſt in einen vornehmen Herrn oder Soldaten, und ließ die Laſt durch die Reitpferde oder ſeine Knechte fortſchaffen. Zuweilen mußte der Münzmeiſter unter dem Vorwande eines Beſuches bei guten Freunden dem Agenten bis an die Grenze entgegenfahren; dann gingen fern von Menſchenwohnungen auf einſamer Haide oder in einer Waldeslichtung die koſtbaren Waaren auf Kaufmanns Parole aus einer Hand in die andere.

Unterdeß trug der kleine jüdiſche Händler ſeinen Lederſack mit alten Groſchen bei Nacht auf Seitenwegen über die Grenze, in zwiefacher Furcht, vor den Räubern und vor den Hütern des Geſetzes. Der lederne Sack, ſein breitkrämpiger Hut und der gelbe Tuchring am Rocke, das Abzeichen des Juden im Reiche, wurde am häufigſten in der Münze geſehen. Und es beſtand zwiſchen dem Händler und dem Münzmeiſter ein vertrauliches Geſchäftsverhältniß: der Münzmeiſter erlaubte zuweilen dem Juden, das Bruchſilber im verſiegelten Lederſack in die Schmelztiegel zu werfen, damit nicht geſtohlenes Gut an das Tageslicht komme.*) Aber allerdings war auch dieſe Vertraulichkeit nicht ohne Hintergedanken. Denn dem Juden begegnete wol, daß ſich unter hundert Mark die er in Thalern lieferte, eine Mark falſcher Thaler miſchte, oder daß ihm die Säcke mitſammt den Münzen unterwegs naß geworden waren, was ihrer Schwere einige Loth zuſetzte, oder daß ihm zwiſchen gekörntes Silber feiner weißer Uhrenſand kam, der doch mitwog. Dafür entſchädigte ſich der Münz-

*) Noch im 18. Jahrhundert, ſ. z. B. Entdeckter jüdiſcher Baldober. Koburg 1737. S. 408.

meiſter, indem er die Wagſchalen ſo zu hängen wußte, daß die eine Seite des Balkens kürzer wurde, oder indem er durch Heraufſchnellen und langſames Herunterlaſſen der Wagſchalen trotz dem lothrechten Stand des Züngleins die Waare um einige Loth leichter machte, oder er fälſchte gar die Gewichte. Und was der Meiſter nicht that, das wagten die Münzjungen. Wenn der Lieferant noch ſo vorſichtig war, ſie wußten ihm unter die Schmelzproben des bereits abgewogenen Silbers Kupferſtaub zu miſchen, um die Probe ſchlechter zu machen, als ſie wirklich war. In ſolcher Weiſe war der Verkehr auch bei den Münzſtätten, welche auf das Geſetz noch Rückſicht nahmen.

Außer den geprüften Münzern aber gab es in den meiſten der zehn Kreiſe noch andere von leichterem Gewiſſen und kühnerer Thätigkeit. Nicht geradezu Falſchmünzer in unſerem Sinne, obgleich auch dergleichen Arbeit mit großer Rückſichtsloſigkeit betrieben wurde. Es waren Münzer im Dienſt eines Kreisſtandes, welcher das Recht zu prägen hatte; dieſer Standesherren und Städte waren aber zur Zeit ſehr viele, und allen lag ihr Münzrecht am Herzen, weil es Einnahme brachte. Deshalb wurde von ihnen auch gegen die Reichsbeſchlüſſe, welche die Pflicht auferlegten, das Geld in einer geſetzlichen Kreismünze prägen zu laſſen, auf ihrem eigenen Gebiet kräftig gemünzt. Zuweilen verpachteten ſie ihr Münzrecht gegen eine Jahresrente, ja ſie verkauften ihre Münzſtätte an andere Herren, ſogar an gewinnſüchtige Unternehmer. Dergleichen unregelmäßige Prägſtellen wurden „Heckenmünzen“ genannt. Und in ihnen fand eine planmäßige Verderbniß des Geldes ſtatt. Nach der Berechtigung des Münzers wurde nicht gefragt, wer mit Feuer und Eiſen umzugehen wußte, verdang ſich zu ſolchem Werk. Auf den vorgeſchriebenen Feingehalt und das Gewicht des Geldes ward wenig Rückſicht genommen, es ward mit falſchen Stempeln geprägt und auf leichte Münzen Bild des Landesherrn und Jahreszahl aus

einer beſſern Zeit geſchlagen, ja es wurden in wirklicher Falſchmünzerei die Stempel fremder Münzen nachgeſtochen. Den neugeprägten Münzen ward dann durch Weinſtein oder Lothwaſſer der neue Glanz genommen. Alles unter dem Schutz des Landesherrn. Das Vertreiben des ſo geprägten Geldes erforderte alle Schlauheit und Vorſicht der Händler, und es bildete ſich hier ein Geſchäftsbetrieb, bei welchem, wie ſich vermuthen läßt, viele Zwiſchenträger betheiligt waren. Auf Reichstagen und Kreisverſammlungen hatte man ſeit ſiebenzig Jahren gegen die Heckenmünzen donnernde Verfügungen erlaſſen, aber ohne Erfolg. Ja, ſeit Einführung des guten Reichsgeldes waren ſie häufiger und arbeitſamer geworden, denn ſeit der Zeit lohnte ihre Arbeit beſſer.

So war es ſchon vor dem Jahre 1618. Die kleinen wie die großen Landesherren brauchten Geld und wieder Geld. Da fingen einige Reichsfürſten an — die Braunſchweiger waren leider unter den erſten — die Arbeiten der verrufenſten Heckenmünzer zu übertreffen. Sie ließen ſtatt von Silber in einer ſchlechten Miſchung von Silber und Kupfer ſchwere und leichte Landesmünze ſchlagen. Bald wurde verſilbertes Kupfer daraus. Zuletzt ſchlug man z. B. in Leipzig das kleine Geld gar nicht mehr von Kupfer, das man höher verwerthen konnte, ſondern die Stadt gab ſtatt deſſen eckiges Blech mit einem Stempel aus. Wie die Peſt griff dieſe Entdeckung, Geld ohne große Koſten zu machen, um ſich. Aus den beiden ſächſiſchen Kreiſen verbreitete ſie ſich nach den rheiniſchen und ſüddeutſchen. Hundert neue Münzen wurden errichtet. Wo ein verfallener Thurm für Schmiede und Blaſebalg feſt genug ſchien, wo Holz zum Brennen vollauf und eine Straße war, das gute Geld zur Münze und ſchlechtes hinauszufahren, da niſtete ſich eine Bande Münzer ein. Kurfürſten und Herren, geiſtliche Stifter und Städte wetteiferten miteinander, aus Kupfer Geld zu machen. Auch das Volk wurde angeſteckt. Seit Jahrhunderten hatten Goldmacher-

kunſt und Schatzgräberei die Einbildungskraft des Volkes beſchäftigt, jetzt ſchien die glückliche Zeit gekommen, wo jeder Fiſchtiegel ſich auf des Münzers Wage in Silber verwandeln konnte. Es begann ein tolles Geldmachen. Daß reines Silber und altes Silbergeld im kaufmänniſchen Verkehr auffallend und unaufhörlich theurer wurden, ſo daß endlich für einen alten Silbergulden vier, fünf und mehr Gulden gezahlt werden mußten, und daß die Preiſe der Waaren und Lebensmittel langſam höher ſtiegen, das kümmerte die Menge nicht, ſolange das neue Geld, deſſen Erzeugung ſich ja ins Unendliche vermehren ließ, immer noch willig genommen wurde. Das geſammte Volk, ohnedies aufgeregt, gerieth zuletzt in einen wilden Taumel. Ueberall ſchien Gelegenheit, ohne Arbeit reich zu werden. Alle Welt legte ſich auf Geldhandel. Der Kaufmann machte Geldgeſchäfte mit dem Handwerker, der Handwerker mit dem Bauer. Ein allgemeines Umherlungern, Schachern, Uebervortheilen riß ein. Der moderne Schwindel mit Actien und Börſenpapieren gibt nur eine ſchwache Vorſtellung von dem Treiben damaliger Zeit. Wer Schulden hatte, jetzt eilte er ſie zu bezahlen. Wem der gefällige Münzer einen alten Braukeſſel in Geld umſchlug, der konnte dafür Haus und Acker kaufen.*) Wer Gehalte, Sold und Löhne auszuzahlen hatte, der fand es ſehr bequem, die Summen in weißgeſottenem Kupfer hinzuzahlen. In den Städten wurde nur noch wenig gearbeitet und nur um ſehr hohes Geld.

*) „Das neue Geld war faſt lauter Kupfer, nur geſotten und weiß gemacht, das hielt etwa acht Tage, dann wurde es zunderroth. Da wurden die Blaſen, Keſſel, Röhren, Rinnen und was ſonſt von Kupfer war, ausgehoben, in die Münzen getragen und zu Gelde gemacht. Ein ehrlicher Mann durfte ſich nicht mehr getrauen, jemanden zu beherbergen, denn er mußte Sorge tragen, der Gaſt breche ihm in der Nacht die Ofenblaſe aus und laufe ihm davon. Wo eine Kirche ein altes kupfernes Taufbecken hatte, das mußte fort zur Münze und half ihm keine Heiligkeit, es verkauften's die darin getauft waren.“ Müller, Chronika von Sangerhauſen, S. 10.

Denn wer einige alte Thaler, Goldgulden oder anderes gutes Reichsgeld als Nothpfennig in der Truhe liegen hatte, — wie damals fast jedermann, — der holte seinen Vorrath heraus und setzte ihn vergnügt in das neue Geld um, da der alte Thaler merkwürdigerweise vier, ja sechs und zehn Mal so viel zu gelten schien als früher. Das war eine lustige Zeit. Wenn Wein und Bier auch theurer waren als sonst, sie waren es doch nicht in demselben Verhältniß wie das alte Silbergeld. Ein Theil des Gewinnes wurde im Wirthshaus verjubelt. Auch geneigt zu geben war man in solcher Zeit. Die sächsischen Stände bewilligten auf dem Landtage zu Torgau mit Leichtigkeit einen hohen Zuschlag zur Landsteuer, war doch Geld überall im Ueberfluß zu haben! Auch zum Schuldenmachen war man sehr bereit, denn überall wurde Geld zu günstigen Bedingungen angeboten und überall konnte man Geschäfte damit machen. Deshalb wurden von allen Seiten große Verpflichtungen übernommen. — So trieb das Volk in starker Strömung zum Verderben.

Aber es kam die Gegenströmung, zuerst leise, dann immer stärker. Zuerst klagten alle die, welche von festem Gehalt ihr Leben bestreiten mußten, am lautesten die Pfarrgeistlichen, am schmerzlichsten die Schullehrer, die armen Kalmäuser. Wer sonst von zweihundert Gulden gutem Reichsgeld ehrlich gelebt hatte, der bekam jetzt zweihundert Gulden leichtes Geld, und wenn auch, wie allerdings oft geschah, die Gehalte um einiges, bis zum vierten Theil, erhöht wurden, er konnte selbst mit dem Zuschuß nicht die Hälfte, ja bald nicht den vierten Theil der nothwendigsten Ausgaben bestreiten. Die geistlichen Herren schlugen wegen dieses unerhörten Falls in der Bibel nach, fanden darin einen unverkennbaren Widerwillen gegen alle Heckenmünzerei und begannen gegen das leichte Geld von den Kanzeln zu predigen. Die Schullehrer auf den Dörfern hungerten, solange es gehn wollte, dann entliefen sie und vermehrten den Troß der Vagabunden, Bettler, Soldaten. Die

Dienſtboten wurden zunächſt aufſäßig. Der Lohn von durchſchnittlich zehn Gulden aufs Jahr reichte ihnen jetzt kaum hin, ihre Schuhe zu bezahlen. In allen Häuſern gab es Gezänk mit der Brodherrſchaft, Knechte und Mägde entliefen, die Knechte ließen ſich anwerben, die Mägde verſuchten es auf eigne Hand. Unterdeß verlor ſich die Jugend von den Schulen und Univerſitäten. Wenige bürgerliche Eltern waren damals ſo wohlhabend, daß ſie ihre Söhne in der Studienzeit ganz aus eigenen Mitteln erhalten konnten. Dafür gab es eine Menge Stipendien, ſeit Jahrhunderten hatten fromme Leute den armen Studenten Geld geſtiftet. Der Werth der Stipendien ſchwand dem Schüler jetzt plötzlich dahin, ſein Credit in der fremden Stadt war bald erſchöpft, vielen Studirenden wurde der Lebensunterhalt unmöglich, ſie verfielen der Armſeligkeit und den Verſuchungen der blutigen Zeit. Noch kann man in mehren Selbſtbiographien ehrbarer Theologen leſen, welche Noth ſie damals ertragen mußten. Dem einen wurde zur Rettung, daß er in Jena alle Tage für vier Pfennige Semmel auf das Kerbholz ſeines Magiſters ſchneiden durfte, ein anderer vermochte durch Stundengeben in der Woche achtzehn Batzen zu erwerben, die er aber ſämmtlich für trockenes Brot ausgeben mußte.

Die Unzufriedenheit griff weiter. Zunächſt die Kapitaliſten, welche ihr Geld ausgeliehen hatten und von den Zinſen (damals in Mitteldeutſchland fünf, ſelten ſechs Procent) lebten. Sie waren vor Kurzem als wohlhabende Leute viel beneidet worden, jetzt reichten ihre Einnahmen vielleicht kaum hin, ihr Leben zu erhalten. Sie hatten tauſend gute Reichsthaler ausgeliehen, und jetzt zählte ihnen der Schuldner eilig tauſend Thaler in neuem Gelde auf den Tiſch. Sie forderten ihr gutes altes Geld zurück, zankten und klagten vor Gericht; aber was ſie zurückerhalten hatten, trug des Landesherrn Bild und das alte Werthzeichen, es war geſetzlich geprägtes Geld, und der Schuldner konnte ſich mit Recht darauf

berufen, daß auch er ſolches Geld in Kapital, Zinſen und für Arbeit empfangen hatte. So entſtanden zahlloſe Rechtshändel und die Juriſten kamen in arge Verlegenheit. Endlich geriethen die Städte, die Landesherren ſelbſt in Beſtürzung. Sie hatten gern das neue Geld ausgegeben, und viele von ihnen hatten es maßlos gemünzt. Jetzt aber bekamen ſie bei allen Steuern und Abgaben auch nur ſchlechtes Geld wieder ein, für hundert Pfund Silber jetzt hundert Pfund verſilbertes Kupfer, während auch für ſie Alles theurer geworden war und ein Theil ihrer Ausgaben durchaus in gutem Silber gemacht werden mußte. Da verſuchten die Regierungen ſich durch neue Unredlichkeiten zu helfen. Sie hatten erſt das gute Reichsgeld durch einen Zwangscurs niederzuhalten geſucht, jetzt ſetzten ſie plötzlich den Werth ihres eigenen Geldes herab, wieder mit Zwangscurs und Strafdrohung für alle, die ihm weniger Werth gönnen würden. Aber das falſche Geld ſank doch unaufhaltſam unter den verordneten Werth. Da verboten einzelne Regierungen ihr eigenes Landesgeld, das ſie eben erſt gemünzt hatten, für Steuern und Abgaben. Sie ſelbſt weigerten ſich wiederzunehmen, was ſie in den letzten Jahren geprägt hatten. Jetzt erſt merkte das Volk die ganze Gefahr ſeiner Lage. Ein allgemeiner Sturm gegen das neue Geld brach los. Es ſank auch im Tagesverkehr bis auf ein Zehntheil ſeines Nennwerthes. Die neuen Heckenmünzen wurden als Neſter des Teufels verſchrien, die Münzer und ihre Agenten, die Geldwechsler und wer ſonſt aus dem Geldhandel Geſchäft gemacht, wurden Gegenſtände des allgemeinen Abſcheus. Damals wurde in Deutſchland für ſie die Volksbezeichnung Kipper und Wipper allgemein. Die Wörter kamen von den Niederſachſen: kippen ſowol auf der Geldwage betrügeriſch wiegen als auch Geld beſchneiden, und wippen das ſchwere Geld von der Wagſchale werfen.*) Man ſang Spottlieder auf ſie. In dem

*) In den Reichstagsabſchieden kommen die Worte vor dem dreißigjährigen Kriege nicht vor, ſie erſchienen 1621 noch ziemlich neu.

Rufe der Wachtel glaubte man ihren Namen zu hören, und der Pöbel ſchrie „kippediwipp“ hinter ihnen her, wie „hep“ hinter den Juden. An vielen Orten rottete ſich das Volk zuſammen und ſtürmte ihre Wohnungen. Noch lange Jahre nachher, nach allen Schrecken des langen Krieges, galt es für eine beſondere Schande, wenn einer in der Kipperzeit zu Geld gekommen war. Ueberall entſtanden Unordnungen, Aufläufe; die Bäcker wollten nicht mehr backen, ihre Läden wurden zerſchlagen; die Fleiſcher wollten zur vorgeſchriebenen Taxe nicht mehr ſchlachten; Bergleute, Studenten, Soldaten tobten in wildem Aufruhr; die Stadtgemeinden verſanken in Schulden bis zur Zahlungsunfähigkeit, z. B. das wohlhabende Leipzig. Aller Handel und Verkehr hörte auf, das alte Gefüge der bürgerlichen Geſellſchaft krachte und drohte auseinander zu brechen. Die kleine Literatur trieb und ſteigerte die Stimmung, und wurde ſelbſt durch den wachſenden Unwillen gehoben. Die Gaſſenlieder begannen, die fliegenden Bilderbogen folgten. Die Kipper wurden unermüdlich abconterfeit, mit Höllenflammen an Haupt und Füßen, auf einer unſicheren Kugel ſtehend, von zahlreichen, düſteren Abzeichen umgeben, worunter der Strick und lauernde Raben nicht fehlten, oder in ihrer Münzſtätte, Geld einſammelnd und ausfahrend, ihnen gegenüber die betende Armuth; die verſchiedenen Stände wurden abgeſchildert, wie ſie den Geldwechslern ihren ſauern Verdienſt aufzählen, Soldaten, Bürger, Witwen und Waiſen; der Höllenrachen wies ſich geöffnet und die Wechsler wurden durch einige Teufel emſig hineingeſchleppt, Alles im Zeitgeſchmack mit allegoriſchen Figuren und lateiniſchen Sinnſprüchen verziert und durch zornige deutſche Verſe für jedermann verſtändlich gemacht.

Wie im Volke erhob ſich der gewaltige Sturm unter den Gelehrten. Die Pfarrgeiſtlichen ſchrien und verdammten laut, nicht nur von der Kanzel, auch durch Flugſchriften. Eine Broſchürenliteratur begann, welche anſchwoll wie ein Meer.

Einer der erſten, welche gegen das neue Geld ſchrieben, war W. Andreas Lampe, Pfarrer zu Halle. In einer kräftigen Abhandlung: „Von der letzten Brut und Frucht des Teufels, Leipzig 1621", bewies er mit zahlreichen Sprüchen aus dem alten und neuen Teſtament, daß alle Handwerke und Berufsarten durch göttliche Anordnung in die Welt gekommen ſeien, ſogar die Scharfrichter, die Kipper aber durch den Teufel, worauf er mit guten Strichen das Unheil, welches ſie angerichtet, charakteriſirte. Er hatte noch harte Anfechtungen zu erdulden, und wie vorſichtig er auch die Obrigkeit ſchonte, es wurde ihm doch mit Klagen gedroht, ſo daß er für gut fand, ein rechtfertigendes Urtheil des Schöppenſtuhls zu Halle zu erwerben. Bald aber folgten ihm zahlreiche Amtsbrüder. Die Streitſchriften dieſer geiſtlichen Herren erſcheinen uns unbehilflich; man thut doch gut, ſie mit Achtung durchzuſehen, denn die proteſtantiſche Geiſtlichkeit vertrat immer noch die Bildung und Redlichkeit des Volkes. Im Jahre 1621 freilich waren die Herren nicht gewöhnt irdiſches Behagen zu entbehren, und die Rückſicht auf ihr eigenes Wohlbefinden hatte einen reichlichen Antheil an dem Feuer, mit welchem ſie die Kipperei verfolgten.

Die Prediger bannten den böſen Feind, die theologiſchen Facultäten ließen bald das ſchwere Geſchütz ihrer lateiniſchen Gründe folgen, und wie grimmig Prieſterhaß ſei, zeigte z. B. das Conſiſtorium zu Wittenberg, als es den Kippern den Genuß des Abendmahls und ehrliches Begräbniß verſagen wollte. Endlich kamen auch die Rechtsgelehrten mit ihren Fragen, Informationen, ausführlichen Münzbedenken und Recapitulationen. Die Antworten, welche ſie in dicken Abhandlungen gaben, waren faſt immer ſehr weitſchweifig und ihre Beweisgründe nicht ſelten ſpitzfindig; aber ſie waren doch dringend nöthig geworden, denn der Streit über Mein und Dein, zwiſchen Gläubiger und Schuldner ſchien unabſehbar, und unzählige Rechtshändel drohten die Leiden des Volkes ins Unerträgliche zu verlängern. Ob,

wer ſchweres Geld ausgeliehen, Kapital und Zinſen in leichtem Geld zurücknehmen müſſe, und wieder, ob einer, der leichtes Geld ausgeliehen, die Rückzahlung der vollen Kapitalſumme in ſchwerem Gelde beanſpruchen dürfe, das war am häufigſten Gegenſtand der Unterſuchung. Es muß hier bemerkt werden, daß in vielen Fällen, wo das Geſetz und der Scharfſinn ſtreitender Juriſten nicht ausreichten, ein gutes Billigkeitsgefühl, welches im Volke lebte, den Streit beendigte. Denn damals, wo die Regierungen im Allgemeinen ſchlecht und auch das gewiſſenhafte Rechtsverfahren ſehr umſtändlich und koſtſpielig war, mußte der praktiſche Sinn den Einzelnen über Vieles weghelfen. Ein kleines Flugblatt, worin erzählt wird, wie ſich in einem beſtimmten Falle der geſunde Menſchenverſtand des Dorfſchulzen zu ſeinem Recht verholfen hatte, hat ſicher nicht weniger genützt als eine dickleibige, halb lateiniſche, halb deutſche „Informatio“.

In der papiernen Fluth, welche uns von der damaligen Aufregung Kunde gibt, ſind es einzelne Bogen, an denen unſer Antheil am meiſten haftet, die Aeußerungen gebildeter und welterfahrener Männer, welche in volksthümlicher Form kurz und wirkſam zu ſagen wiſſen, worauf es ankommt. Aus verſchiedenen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ſind uns einzelne ſolcher Flugſchriften erhalten, in denen wir noch heute entweder Entſchiedenheit des Charakters oder Kraft der Sprache oder echt ſtaatsmänniſche Einſicht zu bewundern haben. Vergebens fragen wir nach dem Namen der Verfaſſer. Hier ſei nur an eine ſolche Schrift erinnert. Ihr Titel iſt: „Expurgatio oder Ehrenrettung der armen Kipper und Wipper, geſtellt durch Kniphardum Wipperium. 1622. Fragfurt.“

Der Verfaſſer hat den wackern Lampe zum Gegenſtand ſeines Angriffs gewählt; der vorſichtige Eifer des ſächſiſchen Geiſtlichen, deſſen vornehme Amtsgenoſſen ſelbſt in dem Rufe ſtanden, Kipper zu ſein (z. B. der berüchtigte Hofprediger Hoe, der böſe Geiſt des Kurfürſten), hatte die Entrüſtung eines

ſtärkeren Geiſtes hervorgerufen. Es iſt ein männliches Urtheil und eine ſehr berechtigte demokratiſche Stimmung, welche aus den ſtarken Ausdrücken dieſer Schrift zu uns redet. Was ihr eigentlicher Inhalt ſei, mag man nach folgenden Stellen beurtheilen.

„Ich habe noch keinen einzigen Pfennig, geſchweige gröbere Münze geſehen, worauf der Kipper und Wipper Namen, Wappen oder Gepräge ſtände, noch viel weniger wird man als Umſchrift den neuen Wachtelgeſang „Kippediwipp" darauf finden. Sondern man ſieht darauf wol ein ſonſt bekanntes Gepräge oder Bild, und wird der Kipper oder Wipper nicht mit dem geringſten Buchſtaben gedacht."

„Kann aber der Herr Magiſter die Sache noch nicht recht verſtehn, ſo frage er doch, wer die alten Keſſel am theuerſten eingekauft hat, damit die Münzen befördert würden; wenn das geſchieht, wird der Herr Magiſter in Wahrheit erfahren, wer das kupferne und blecherne Geld geprägt hat. Denn wahrlich, ſo mancher alte Keſſel, worin ſo mancher gute Grütz- oder Hirſebrei gemacht iſt, auch ſo manche gute alte Pfanne, worin ſo viel gutes Bier und ſo mancher ſchöne Trunk Breihahn gekocht wurde, iſt verſchmolzen und vermünzet worden, und dieſes iſt nicht von den gemeinen Kippern, ſondern von den Erzkippern geſchehen. Denn die andern haben keine Regalia zu münzen, und ob ſie gleich als die Spür- und Jagdhunde ſolches ausgeſpürt und aufgetrieben, ſo haben ſie es doch nur auf Befehl andern abgejagt und ſind alſo nicht in ſo ſchwerer Verdammniß, als diejenigen (ſie mögen heißen wie ſie wollen) ſo die Regalia vom Reich haben und dieſelben zum merklichen Schaden deutſchen Landes mißbrauchen." —

„Keiner will in jetziger Zeit der Katze die Schelle anhängen oder, wie Johannes dem Herodes, die Wahrheit ſagen. Aber auf die armen Schelme, die Kipper und Wipper, ſchimpft jedermann, während dieſe doch bei ſolchem Wechſelgeſchäft nichts aus eigener Macht thun, ſondern was ſie thun, geſchieht alles

mit Wiſſen, Willen und Beifall der Obrigkeit. Und leider bekommen ſie in jetziger Zeit viel Concurrenten. Denn ſobald jemand einen Pfennig oder Groſchen bekommt, der ein wenig beſſer iſt als ein anderer, ſo will er ſogleich damit wuchern. Deshalb geht es auch ſo her, wie die Erfahrung zeigt: die Aerzte verlaſſen ihre Kranken und denken viel mehr an den Wucher als an Hippokrates und Galenus; die Juriſten vergeſſen ihre Acten, hängen ihre Praxis an die Wand, nehmen die Wucherei zur Hand und laſſen über Bartholus und Baldus leſen, wer da will. Daſſelbe thun auch andere Gelehrte, ſtudiren mehr Arithmetik als Rhetorik und Philoſophie; die Kaufleute, Krämer und andere Handelsleute treiben jetziger Zeit ihr größtes Gewerbe mit der kurzen Waare, die mit dem Münzſtempel bezeichnet iſt." —

„Aus dieſem iſt nun zu erſehen, daß zwar die „ungehangenen, diebiſchen, eidvergeſſenen, ehrloſen" Kipper und Wipper nicht ganz zu entſchuldigen, aber doch auch nicht in ſo großer Verdammniß ſind, als wenn ſie eben causa principalis von dem Verderben des deutſchen Landes wären. Leider habe ich allerdings große Sorge, wenn's einmal an ein Teufelholen oder Aufhenken gehn wird, ſo werden die Kipper und Wipper, Wechsler und Wucherer, Juden und Judengenoſſen, Helfer und Helfershelfer, ein Dieb mit dem andern zum Teufel hinſchlendern oder mit einander zugleich aufgehenkt werden, wie jener Wirth mit ſeinen Geſellen. Doch mit einem Unterſchied. Denn es behalten ihre Principale und Patrone billig die Prärogative und Präeminenz, wie denn etliche davon allbereits dahin vorausgeſandt ſind. Die andern werden in kurzem auch an den vorbeſtimmten Ort folgen, und es hilft alsdann nichts, man mache ihnen carmina oder crimina, Verhöre oder Lobgedichte zu dieſer Hinnenfahrt, — facilis descensus Averni, — ſie werden den Weg wol finden und bedürfen kein Glück dazu, der Teufel wird ſie kuppeln all an einen Strick, und wären die Schelme noch ſo dick. Fiat." —

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß den Landesherren von mehren Seiten eine ähnliche Auffassung ihrer gesellschaftlichen Aussichten im Jenseits zu Ohren kam. Jedenfalls erkannten auch sie, daß nur die schleunigste Hilfe retten könnte. Es gab keinen anderen Ausweg als die Herabsetzung und die eiligste Einziehung der neuen Münzen und eine Rückkehr zu den alten guten Reichsmünzen. Die Fürsten und Städte verriefen also in der ersten Sorge ihr neues Geld, benutzten diese Verfügungen, um ihren — nicht eben alten — Abscheu vor schlechter Münze auszusprechen, und ließen wieder ehrlich mit dem Schrot und Korn prägen, die das Reichsgesetz vorschrieb. Und um der maßlosen Theuerung zu steuern, beeilten sie sich Tarife der Waaren und Löhne bekannt zu machen, worin die höchsten erlaubten Preise festgesetzt wurden. Es versteht sich, daß dies letztere Heilmittel auf die Dauer so wenig nutzen konnte, als das berühmte Edict Diocletian's dreizehnhundert Jahre vorher. Allein für den Augenblick half der Zwang, welchen es z. B. den städtischen Wochenmärkten, den Tagearbeitern wie den Innungen anthat, doch dazu, die ausgetretenen Fluthen in das alte Bett zurückzuführen.

Und jetzt folgte dem Taumel, dem Schrecken, der Wuth eine trostlose Ernüchterung. Die Menschen sahen einander an wie nach einer großen Pest. Wer sicher auf seinem Reichthum gesessen hatte, war heruntergekommen. Mancher schlechte Abenteurer ritt jetzt als vornehmer Herr in Sammt und Seide. Im Ganzen war das Volk viel ärmer geworden. Es war lange kein großer Krieg gewesen und viele Millionen in Silber und Gold, die Ersparnisse der kleinen Leute, hatten sich in Dorf und Stadt vom Vater auf den Sohn vererbt; dieses Sparbüchsengeld war in der bösen Zeit zum größten Theil verschwunden, es war verjubelt, für Tand ausgegeben, zuletzt für Lebensmittel zugesetzt. Aber nicht dies war das größte Unheil, ein größeres war, daß in dieser Zeit Bürger und Landmann gewaltsam aus dem Gleise ihrer redlichen Tages-

arbeit herausgeriſſen wurden. Leichtſinn, abenteuerndes Weſen und ruchloſe Selbſtſucht griffen um ſich. Die zerſtörenden Gewalten des Kriegs hatten einen ihrer böſen Geiſter vorausgeſandt, das feſte Gefüge der bürgerlichen Geſellſchaft zu lockern und ein friedliches, arbeitſames und ehrliches Volk zu gewöhnen an das Heer von Leiden und Verbrechen, welches kurz darauf über Deutſchland hereinbrach.

Die Jahre 1621—23 hießen fortan die Zeit der Kipper und Wipper. Die Verwirrung, die Aufregung, die Händel und die Flugſchriften dauerten bis in das Jahr 1625. — Die Lehre, welche ſich die Fürſten aus den Folgen ihres frevelhaften Thuns ziehen konnten, hielt gegenüber ſpätern Verſuchungen nicht Stand. Es ſchien noch am Ende des 17. Jahrhunderts unmöglich, den Heckenmünzen und der immer wieder eintretenden Verſchlechterung des Geldes gründlich abzuhelfen. —

Während Tilly die Niederſachſen beſiegte, als Wallenſtein im nördlichen Deutſchland hauſte, wogte die kleine Literatur in niedrigeren Wellen. Nach jedem Treffen, jeder Einnahme einer Stadt erſchienen Kupferſtiche mit Text, welche die Aufſtellung der Truppen, das Ausſehen der Stadt ſchilderten; unregelmäßige Zeitungen und Trauerlieder gaben Kunde von den Fortſchritten der Kaiſerlichen, dem Untergange des Mansfelders. Dazwiſchen entſetzten greuliche Verordnungen des Kaiſers, der jetzt die Evangeliſchen aus ſeinem geſicherten Beſitz hinauswarf oder durch Gewalt zu ſeiner Kirche zurückzwang, fruchtloſe Schreiben des Kurfürſten von Sachſen an den Kaiſer. Der Kurfürſt ließ endlich gegen die wachſenden Angriffe der katholiſchen Theologen eine Vertheidigung der augsburgiſchen Confeſſion drucken. Dieſes umfangreiche Werk, „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels“ genannt (1628), rief ſogleich einen theologiſchen Krieg hervor, maſſenhaft eilten Gegner und Bundesgenoſſen ins Feld. „Brill auf den evangeliſchen Augapfel“, „Scharfes rundes Auge auf den römiſchen

Pabſt", „Wer hat das Kalb ins Aug geſchlagen?" „Katholiſcher Oculiſt oder Staarſtecher", „Venetiſche Brillen auf lutheriſche Naſen" u. ſ. w., das ſind die herausfordernden Titel einiger der geleſenſten Zankſchriften. Aber dieſer gelehrte Streit wurde übertönt zuerſt durch lautes Klagegeſchrei gegen Wallenſtein, das von Pommern her durch alle Landſchaften drang: der Kampf um Stralſund, die ſchändliche Behandlung des Pommerherzogs und ſeines Landes, zuletzt noch die greuliche Mißhandlung der Männer und Frauen von Paſewalk. Und wieder ſchwand die Klage in einem Freudengeſchrei aller Proteſtirenden. Wieder erhob ſich Hoffnung und Zuverſicht; diesmal war es ein Mann, dem die Nation in dem echt deutſchen Bedürfniß zu lieben und zu verehren entgegenjauchzte. Was die Deutſchen ſeit hundert Jahren entbehrt hatten, das ſtieg aus dem Norden zu ihnen ans Land, ein Liebling, ein Held. Aber er war ein Fremder.

Auch für uns liegt in der Geſtalt Guſtav Adolf's noch viel von dem hellen Glanze, der ihn vor den Augen der Mitlebenden ſo ſehr von allen Feldherren und Fürſten unterſchied. Es ſind nicht ſeine Siege, nicht ſein ritterlicher Tod, auch nicht der Umſtand, daß er wie eine letzte Hilfe dem hoffnungsarmen Volksthum erſchien, was ihn zu einer einzigen Geſtalt in dem langen Kampfe machte. Es war der Zauber einer großen Perſönlichkeit, die feſt, ſicher, wie unfehlbar über die blutigen Kampffelder dahinritt, von Kopf zu Fuß Beharrlichkeit, Entſchloſſenheit, markige Thatkraft. Und ſieht man näher zu, ſo erſtaunt man, welch ſtarke Gegenſätze ſich in dieſem Charakter zu bewundernswerther Einheit banden. Kein Feldherr war planvoller und größer im methodiſchen Kriege. Zucht im Heere, Ordnung in der Verpflegung, ſichere Baſen und Rückzugslinien für jede ſtrategiſche Unternehmung, das waren die Forderungen, die er bei ſeiner Ankunft auch an die deutſche Kriegführung ſtellte. Auch ihn, den ſtarken Kriegsfürſten, drängte eine unwiderſtehliche Noth-

wendigkeit von seinen guten Grundsätzen ab, aber unaufhörlich stemmte er die ganze Kraft seines Wesens wider den wilden Freibeuterkrieg, der um ihn raste. Und doch denselben regelmäßigen Mann trieb still im Innersten ein tollkühner Muth zu dem Gewagtesten, auch in der Schlacht war sein Wesen wunderbar gehoben, wie bei einem edlen Kampfroß. Dann leuchtete es wie ein Wetter in seinen Augen, höher war seine Gestalt, ein Lächeln auf seinem Antlitz. Und wieder, wie wundervoll ist in ihm, dem Menschen, die innige Verbindung von offener Biederkeit und von schlauer Politik, von aufrichtiger Frömmigkeit und von sehr irdischer Klugheit, von hochsinnigem Opfermuth und von rücksichtslosem Ehrgeiz, von herzlicher Menschenliebe und erbarmungsloser Strenge! Und alles dies wird verklärt durch eine innere Freiheit und Sicherheit, die ihm möglich macht, humoristisch auf die verworrenen Verhältnisse, die verkümmerten Fürsten Deutschlands zu blicken. Darin zumeist ruht die unwiderstehliche Wirkung, die er auf alle ausübt, welche vor sein Antlitz treten, in der Frische seiner Natur, der überlegenen Laune und, wo es noth that, einer ironischen Gemüthlichkeit. Unübertrefflich ist die Art, wie er die stolzen aber unsichern Herren, die bedenklichen Städte der protestantischen Partei behandelt; er wird nicht müde, sie zum Kriege, zum Bündniß zu treiben, immer wieder predigt er denselben Grundgedanken gegen den Abgesandten des Brandenburgers, wenn er den Nürnbergern schmeichelt, den Frankfurtern eine Strafrede hält.

Er war durch Stamm und Glauben mit dem deutschen Norden eng verbunden, aber er war ein Fremder. Wol empfanden die Fürsten das jeden Augenblick. Es war nicht nur Mißtrauen gegen die höhere Kraft, was die Unentschlossenen, z. B. den Kurfürsten von Brandenburg, von ihm entfernt hielt, bis die bitterste Noth zur Vereinigung zwang. Wenn sie in ihm einen neuen Herrn ahnten, so scheuten sie doch auch eine unberechenbare nichtdeutsche Gewalt, welche so plötzlich und

drohend in dem Reiche aufſtieg. Es war in wenigen von ihnen immer noch etwas von Luther's volksthümlicher Anſchauung des Reiches. Sie hatten kein Bedenken, mit Frankreich, den Niederlanden, Dänemark, ja mit dem unzuverläſſigen Bethlen Gabor zu verhandeln; alle dieſe waren außerhalb des Reiches. Innerhalb der Grenzen aber ſtanden der fanatiſche Kaiſer und ſein unerträglicher Feldherr immer noch als neue Leute, ſie mochten wieder vergehn, wie ſie groß geworden waren, alt aber war die Herrlichkeit des deutſchen Reiches, und Grundpfeiler derſelben war ihre eigene Würde. Solche Empfindung hatte nicht mehr die höchſte politiſche Berechtigung, denn der deutſche Kaiſer war des deutſchen Reiches tötlicher Feind geworden. Aber ſolcher Sinn verdient doch keine Verachtung. Und wie mehre der Fürſten, empfand im Grunde auch die Nation, ihr Streit mit dem Kaiſer war doch wie ein häuslicher Streit, der die Fremden nichts angehn ſollte. Aber ſolche Empfindung ward dem Volke verdeckt durch die Freude an der ſchönen Heldenkraft des proteſtantiſchen Königs. Während zwei Jahren huldigte ihm die öffentliche Meinung, wie ſie ſeitdem nur dem großen Friedrich von Preußen gehuldigt hat. Jedes Wort, jede kleine Anekdote wurde von Stadt zu Stadt getragen, jedem Fortſchritt ſeiner Waffen folgte ein lauter Jubelruf. Und es waren nicht nur die eifrigen Proteſtanten, welche ſo empfanden; auch in den katholiſchen Heeren und in den Landſchaften der Liga verſtummte ſchnell der Spott, den die Landung des „Schneekönigs“ hervorgerufen hatte, fortwährend wuchs die Zahl ſeiner Bewunderer. Viele bedeutſame Züge von ihm ſind uns aufbewahrt, faſt jede Unterredung, die er mit Deutſchen hatte, gibt Gelegenheit, Einiges von ſeiner Art zu erkennen. Hier möge ein kurzes Geſpräch folgen, das nach ſeiner Landung in Pommern von einem klugen Unterhändler aufgezeichnet wurde.

Der Kurfürſt von Brandenburg hatte einen Bevollmächtigten, von Wilmerstorff, abgeſchickt, den König zu einem

Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer zu bringen, dann wollte der Kurfürſt die Friedensvermittlung übernehmen, er, dem bereits Wallenſtein die Herrſchaft über das eigene Land genommen und der Kaiſer jede Nichtachtung gezeigt hatte. Die Unterredung des Königs mit dem Geſandten*) gibt ein gutes Bild von der Art des Königs zu verhandeln. Er iſt auch hierbei kurz, feſt und gerade aus, trotz allen Hintergedanken, und von ſo überlegener Sicherheit, daß ſein lebhaftes Temperament ohne Gefahr durchblitzen darf. Der Geſandte berichtet:

„Nachdem Seine Königliche Majeſtät mich gnädigſt angehört, aber, da ich an den Vorſchlag des Waffenſtillſtandes kam, etwas gelächelt hatte, ſo hat Sie mir ſelbſt, da niemand dabei geweſen, weitläufig geantwortet:

„Ich hätte mich wol einer andern Legation von meines Herren Schwagers Liebden verſehen, nämlich, daß Sie mir vielmehr entgegenkommen und ſich mit mir zu Ihrer eignen Wohlfahrt conjungiren werde, nicht aber, daß Seine Liebden ſo ſchlecht ſein ſollte, dieſe Gelegenheit, die Gott ſonderlich geſchickt, nicht zu gebrauchen. Seine Liebden will die helle und klare Intention Ihrer Feinde nicht verſtehn, Sie unterſcheidet nicht den Prätext von der Wahrheit, und bedenkt nicht, wenn dieſer Vorwand aufhören ſollte, das heißt, wenn man von mir nichts mehr zu beſorgen hätte, daß bald ein anderer gefunden werden würde, dennoch in Seiner Liebden Lande zu bleiben.

Ich hätte nicht erwartet, daß Seine Liebden ſich vor dem Kriege ſo ſehr entſetzen würde, daß Sie ſich darüber ſtillſitzend um all das Ihrige bringen ließe. Oder weiß denn Seine Liebden noch nicht, daß des Kaiſers und der Seinigen Intent dieſes iſt, nicht eher aufzuhören, bis die evangeliſche Religion im Reiche ganz ausgerottet werde, und daß Seine Liebden nichts Anderes zu erwarten habe, als entweder Ihre Religion

*) Abgedruckt in K. G. Helbig: Guſtav Adolf und die Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, — einem werthvollen Beitrag zur Geſchichte des Krieges.

zu verleugnen oder Ihr Land zu verlaſſen? Meinet Sie, daß Sie mit Bitten und Flehen und dergleichen Mitteln etwas Anderes erlangen werde? Um Gottes willen, bedenke Sie ſich doch ein wenig und faſſe einmal mascula consilia. Sie ſehe dieſen frommen Herrn, den Herzog von Pommern an, welcher auch ſo unſchuldiger Weiſe, da er gar nichts verwirkt, ſondern nur ſein Bierchen in Ruhe getrunken hat, ſo jämmerlich um das Seine gebracht worden iſt, und wie wunderbarlich Gott ihn fato quodam necessario — denn er mußte wol — errettet hat, daß er ſich mit mir verglich. Was derſelbe aus Noth gethan, das mag Seine Liebden freiwillig thun.

Ich kann nicht wiederum zurück, jacta est alea, transivimus Rubiconem. Ich ſuche bei dieſem Werke nicht meinen Vortheil, gar keinen Gewinn als die Sicherheit meines Reiches, ſonſt habe ich nichts davon als Unkoſten, Mühe, Arbeit und Gefahr an Leib und Leben. Man hat mir Urſach genug dazu gegeben; man hat zuerſt den Polen, meinen Feinden, zweimal Hilfe geſchickt und verſucht mich herauszuſchlagen, dann hat man ſich der Oſtſeehäfen bemächtigen wollen; daraus konnte ich wol erſehen, was man mit mir im Sinne hatte. Eben ſolche Urſachen hat Seine Liebden, der Kurfürſt, auch, und es wäre nunmehr Zeit, die Augen aufzumachen und ſich etwas von den guten Tagen abzubrechen, damit Seine Liebden nicht länger in Seinem Lande ein Statthalter des Kaiſers, ja eines kaiſerlichen Dieners ſein möge; qui se fait brebis, le loup le mange.

Jetzt gerade iſt die beſte Gelegenheit, da Ihr Land der kaiſerlichen Soldateska ledig iſt, daß Sie Ihre Feſtungen ſelbſt gut beſetze und vertheidige. Will Sie das nicht thun, ſo gebe Sie mir eine, etwa nur Küſtrin, ſo will ich ſie defendiren, und bleibet dann in eurer Unthätigkeit, die euer Herr ſo ſehr liebt.

Was wollt ihr ſonſt machen? denn das ſage ich euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität nichts wiſſen noch hören. Seine Liebden muß Freund oder Feind ſein. Wenn

ich an Ihre Grenzen komme, muß Sie ſich kalt oder warm erklären. Hier ſtreitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, wohl, ſo trete Sie zu mir, will Sie es aber lieber mit dem Teufel halten, ſo muß Sie fürwahr mit mir fechten; tertium non dabitur, deß ſeid gewiß.

Und nehmt dieſe Commiſſion auf euch, es Seiner Liebden recht zu hinterbringen; denn ich habe nicht Leute bei mir, die ich entbehren könnte, an Sie zu ſchicken. Wenn mit Seiner Liebden zu tractiren wäre, ſo wollte ich ſehen, wie ich ſelber an Sie kommen könnte; aber ſo, wie Sie ſich anſtellt, iſt nichts zu thun.

Seine Liebden trauet weder Gott noch Ihren guten Freunden. Darüber iſt es Ihr ſchlecht gegangen in Preußen und in dieſen Landen. Ich bin Seiner Liebden Diener und liebe Sie von Herzen, mein Schwert ſoll zu Ihren Dienſten ſein, das ſoll Sie bei Ihrer Hoheit, bei Land und Leuten erhalten. Aber Sie muß dazu auch das Ihrige thun.

Seine Liebden hat ein großes Intereſſe an dieſem Herzogthum Pommern, daſſelbe will ich defendiren Ihr zu Gut; aber unter derſelben Bedingung, wie in dem Buche Ruth dem nächſten Erben das Land angeboten wird, daß er nämlich die Ruth ſelbſt zum Weibe nehme, ſo muß auch Seine Liebden dieſe Ruth mitnehmen, das heißt, ſich in dieſer gerechten Sache mit mir verbinden, wenn Sie überhaupt das Land erben will. Wo nicht, ſo ſage auch ich klar heraus, daß Sie es nimmer bekommen ſoll.

Dem Frieden bin ich nicht abgeneigt, habe mich genugſam dazu bequemt. Ich weiß gar wohl, daß der Würfel des Krieges zweifelhaft iſt, ich habe das in ſo vielen Jahren, in denen ich Krieg mit verſchiedenem Glück geführt habe, wohl erfahren. Aber daß ich jetzt, da ich durch Gottes Gnade ſo weit gekommen bin, wieder hinausziehen ſollte, das kann mir niemand rathen, auch der Kaiſer ſelber nicht, wenn er Vernunft gebrauchen will. —

Einen Waffenſtillſtand könnte ich auf einen Monat wol geſchehen laſſen. Daß Seine Liebden mit vermitteln, kann mir recht ſein. Aber Sie muß ſich zugleich in Poſitur ſtellen und die Waffen zur Hand nehmen; ſonſt wird alles Vermitteln nichts helfen. Etliche Hanſeſtädte ſind bereit ſich mit zu verbinden. Ich warte nur darauf, daß ſich ein Haupt im Reiche erſt hervorthue. Was könnten die beiden Kurfürſten Sachſen und Brandenburg mit dieſen Städten nicht durchſetzen! Wollte Gott, daß ein Moritz da wäre!"

Darauf habe ich replicirt, daß ich von Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht keinen Befehl hätte, mit Seiner Majeſtät über ein bewaffnetes Bündniß zu reden. Für meine geringe Perſon aber zweifelte ich ſehr daran, daß Kurfürſtliche Durchlaucht ſich dazu werde verſtehn können, ohne Ehre und Treue zu verletzen, salvo honore et fide sua.

Da unterbrach Seine Majeſtät ſtracks: „Ja, man wird euch bald honoriren, daß ihr um Land und Leute kommen werdet. Die Kaiſerlichen werden euch wol Treue halten, wie ſie die Capitulation gehalten haben."

Ich: Man muß die Zukunft vor Augen haben und bedenken, wie Alles über den Haufen fallen würde, wenn das Unternehmen übel glückte.

König: Das wird doch geſchehen, wenn ihr ſtill ſitzet, und wäre ſchon geſchehen, wenn ich nicht wäre hereingekommen. Seine Liebden ſollten ſo thun, wie ich thue, und den Ausgang Gott befehlen. Ich habe in vierzehn Tagen nicht auf dem Bett gelegen. Möchte der Mühe auch wol überhoben ſein und bei meiner Gemahlin ſitzen, wenn ich nicht mehr bedenken wollte. —

Ich habe darauf weiter geredet: Weil Eure Königliche Majeſtät zufrieden ſind, daß Kurfürſtliche Durchlaucht ſich zum Vermittler mache, ſo müßte doch Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht wenigſtens die Neutralität gelaſſen werden.

König: Ja, ſo lange bis ich an Ihr Land komme. Solch Ding iſt doch nichts als lauter Spreu, die der Wind

aufhebt und wegweht. Was iſt doch das für ein Ding: Neutralität? — Ich verſtehe es nicht!

Ich: Eure Königliche Majeſtät hat es in Preußen doch wol verſtanden, wo Sie es ſelbſt Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht und der Stadt Danzig an die Hand gegeben haben.

König: Dem Kurfürſten nicht, aber der Stadt Danzig wol, denn da war es zu meinem Vortheil. —

Hernach iſt er wieder auf den Herzog von Pommern gekommen, daß der gute Herr gar wohl mit ihm zufrieden wäre. Er hätte ihm Stralſund, Rügen, Uſedom, Wollin und alles ſchon wiedergegeben. Der Herzog habe begehrt, Seine Majeſtät ſolle ſein Vater ſein. „Aber ich", ſagte Seine Majeſtät, „habe geſagt, ich wolle lieber ſein Sohn ſein, weil er doch keine Kinder hätte."

Darauf habe ich geantwortet: Ja, Königliche Majeſtät, das möchte wol ſein, wenn nur Kurfürſtliche Durchlaucht Ihr Recht der Erſtgeburt in Pommern behielten.

König. Ja, das ſoll Seine Liebden wol behalten, Sie müſſen's aber mit defendiren und nicht wie Eſau um einen Brei verkaufen." —

So weit der Bericht.

Als der große König, Herr des halben Deutſchlands, im Staube der Schlacht dahinſank, ging ein Wehruf durch alle proteſtantiſchen Landſchaften. In Dorf und Stadt ward ein Trauergottesdienſt gehalten, endlos floſſen die Klagegedichte dahin, ſelbſt die Feinde bargen ihre Freude hinter einer männlichen Theilnahme, wie ſie in jenen Zeiten dem Gegner ſelten gegönnt wurde.

Als ein nationales Unglück wurde ſein Ende betrachtet, dem Volke war der „Befreier", der „Erretter" verloren. Auch wir, ob Proteſtanten, ob Katholiken, vermögen nicht nur mit innigem Antheil auf ein reines Heldenleben zu ſehen, welches in den Jahren der höchſten Kraft ſo plötzlich erloſch, wir ſollen auch mit großem Dank die Einwirkung betrachten,

die der König auf den deutſchen Krieg hatte. Denn er hat in verzweifelter Zeit das, was Luther für die ganze Nation errungen, die Freiheit der Geiſter und die Fähigkeit zu nationaler Kraftentwicklung, gegen die furchtbarſten Feinde deutſchen Weſens, gegen eine gemüthloſe Zwingherrſchaft in Staat und Kirche, vertheidigt. Aber wir vermögen auch bei ihm zu erſehen, daß das Schickſal, welches ihn traf, vorzugsweiſe deshalb tragiſch wirkt, weil es ſelbſtverſchuldet war. Die Geſchichte lehrt einige Charaktere kennen, welche nach mächtigen Thaten, ſchnellem Wechſel des Geſchickes plötzlich auf der Höhe ihres Ruhmes, mitten unter gewaltigen, aber unfertigen Bildungen endeten. Solche Helden hat eine volksthümliche Miſchung von Seeleneigenſchaften einigemal zu bevorzugten Lieblingen der Nachwelt wie der Kunſt gemacht. So geſchah der faſt märchenhaften Heldengröße des Alterthums, dem macedoniſchen Alexander, ſo in beſchränkterer Thätigkeit, bei kleineren Mitteln auch dem Schwedenkönige Guſtav Adolf. Aber wie zufällig uns das tötliche Fieber oder die Kugel erſcheint, welche ſie fortriß, auch an ihnen iſt das Verderben durch die eigene Größe eingetreten. Der Beſieger Aſiens war zum aſiatiſchen Gewaltherrſcher geworden, bevor er ſtarb; den „Befreier“ Deutſchlands erſchoß ein kaiſerlicher Söldner, als er durch den Staub des Schlachtfeldes ſtürmte, nicht wie ein Feldherr des 17. Jahrhunderts, ſondern wie ein Seekönig der alten Zeit, der ſeine Schlachten in wilder Kampfesfreude ficht unter dem Schutz der Schlachtjungfrauen Odhin's. Schon oft hatte den König ein unvorſichtiger Heldenmuth zu tollkühnem Wagniß und unnöthiger Gefahr gebracht, und lange hatten ſeine Getreuen gefürchtet, daß er einmal ſo enden werde. Ja noch mehr. Es war eine weiſe Politik, daß er ſich an den deutſchen Küſten feſtzuſetzen ſuchte, um ſeinen Schweden die Herrſchaft über die Oſtſee zu ſichern, daß er die Seeſtädte in ſein Machtbereich zog und feſte Stützpunkte an der Oder, Elbe und Weſer begehrte. Welche Pflicht hatte er gegen das deutſche

Reich, deſſen eigener Kaiſer nationales Leben und volksthümliche Bildung durch romaniſches Geld und die herbeigerufenen Kriegshorden von halb Europa unterdrücken wollte? Aber als Guſtav Adolf daran dachte, ſich zum Oberherrn der deutſchen Fürſten zu machen, als er darauf ausging, ſich in Süddeutſchland eine eigene Hausmacht zu gründen, da war er nicht mehr der große Zeitgenoſſe Richelieu's, ſondern wieder der Nachkomme eines alten Normannenhäuptlings. Möglich, daß ſeine beſonnene Kraft in längerem Leben nach vielen Siegen den größeren Theil Deutſchlands mit oder ohne Kaiſerkrone untergezwungen hätte; aber daß die Grundlage ſeiner Gewalt, daß Schweden nicht im Stande war, auf die Dauer eine Oberherrſchaft über Deutſchland auszuüben, ein entferntes kleineres Land über das größere, das durfte auch damals keinem nüchternen Politiker zweifelhaft ſein. Der König konnte noch einige Jahre Schwedens Bauernſöhne auf den deutſchen Schlachtfeldern opfern und den ſchwediſchen Adel durch deutſche Kriegsbeute verderben, ein feſtes Haus vermochte auch er nicht für beide Völker zu zimmern. Bald hätten gewöhnliche Menſchenkräfte wieder in natürliches Verhältniß gebracht, was ſein Genie vielleicht verrücken konnte. Daher meinen wir, er ſtarb gerade da, wo ſein gewaltiges Begehren gegen ein Grundgeſetz des neuen Staatenlebens zu ringen begann, und wir dürfen außerdem annehmen, daß auch ein längeres Leben voll Erfolge für uns nicht viel geändert hätte. Als er ſtarb, war ſein natürlicher Erbe in Deutſchland bereits zwölf Jahre alt. Dieſer Erbe war Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt von Brandenburg. Guſtav Adolf aber ſtarb als der vorletzte Fürſt des Nordens, welchem der alte Zug der Skandinavier nach den Südländern Verhängniß wurde. Karl XII, der vor Friedrichshall blieb, war der letzte.

Als die Leichenklagen in Deutſchland verhallt waren, trat auch in der öffentlichen Meinung die Gegenſtrömung gegen die Fremden hervor. Die katholiſche Faction hatte während des ganzen

Krieges den zweifelhaften Vorzug, daß ihre Händel und inneren Gegenſätze in der Preſſe nicht zu Tage kamen; die proteſtantiſche Oppoſition aber zerfiel wieder in Parteien. Zumal ſeit Sachſen 1635 im Prager Sonderfrieden eine ruhmloſe Verſöhnung mit dem Kaiſer geſucht hatte, gab es im Norden wie im Süden eine kaiſerliche und eine ſchwediſche Partei, daneben liefen ſchwächere Gegenſätze. Die Franzoſen ſuchten am Rhein auch durch die Preſſe ſich Anhänger zu ſchaffen, ohne Erfolg. Bernhard von Weimar fand warme Verehrer, welche in ihm den Nachfolger Guſtav Adolf's prophezeiten. Er beſaß Feldherrnbegabung und einige von den herzgewinnenden Eigenſchaften des großen Königs, aber ſein Erbe wurde er nur darin, daß er das übergroße politiſche Wagniß ſeines Lehrers in der gefährlichſten Weiſe wiederholte. Er wollte eine fremde Macht benutzen und täuſchen, welche größer und ſtärker war als er ſelbſt; es war ein ungleicher Kampf, er ſelbſt als der ſchwächere wurde von Frankreich bei Seite gebracht, und die Fremden bemächtigten ſich ſeiner politiſchen Hinterlaſſenſchaft, ſeiner Feſtung und ſeines Heeres.

Während ſo Liebe und Haß in finſterer Zeit getheilt waren, bildete ſich in den Beſten der Nation ein eigenthümlicher Patriotismus, der das deutſche Volk mit ſeinen Leiden und Bedürfniſſen den eigennützigen Beſtrebungen der Gewalthaber, von denen jeder das Ganze verderben half, gegenüberſtellte. Es gab keine Partei mehr, welcher ein kluger Mann von ganzem Herzen den Sieg wünſchen konnte. Der Gegenſatz im Glauben hatte ſich abgeſchwächt, die Soldaten quälten ohne Rückſicht auf das Glaubensbekenntniß ihrer Opfer. Da begannen zunächſt die Politiker eine neue Politik, Ratio status genannt, der alten rückſichtsloſen und doch ränkevollen Eigenſucht der Regierenden gegenüberzuſtellen. Auch die Staatsraiſon, der Vortheil des Ganzen, wie ſie ihn verſtanden, war noch ohne Größe, ohne tiefen ſittlichen Inhalt, ohne Scheu im Gebrauch der ſchlechteſten Mittel. Und doch war es ein Fortſchritt. Aber auch der

ruhige Bürger war durch achtzehn Jahre der Noth gezwungen worden, ſich um dieſe Politik zu kümmern. Die Charaktere der Mächtigen und ihre Forderungen wurden überall beſprochen. Jedermann war aus ſeiner örtlichen Beſchränktheit aufgeſchreckt und hatte dringende Gründe, auch um die Schickſale entfernter Gegenden zu ſorgen. Hunderttauſende von Flüchtlingen, die kräftigſten ihrer Heimat, hatten ſich in entfernten Landſchaften verbreitet, auch ſie Landsleute, durch daſſelbe Unglück geſchlagen. So bildete ſich unter den Schrecken des Krieges eine deutſche Geſinnung voll Mißtrauen gegen die Regierenden, voll Sehnſucht nach einer beſſern Lage der Nation. Es war ein großer, aber theuer erkaufter Fortſchritt der öffentlichen Meinung. Er iſt in der politiſchen Literatur vorzugsweiſe ſeit dem Prager Frieden zu erkennen. Eine Probe von ſolcher Stimmung ſei hier aus einer kleinen Flugſchrift mitgetheilt, welche 1636 unter dem Titel: „Der Deutſche Brutus. Das iſt: Ein abgeworffenes Schreiben“*) erſchien.

„Ihr Schweden beklagt euch, Deutſchland ſei undankbar, es ſtoße euch mit Gewalt aus, man habe der Gutthaten vergeſſen, die Gott durch Joſua erzeigt, man gedenke keiner Bündniſſe, in Summa, ihr ſeiet weniger werth geworden als ein altes abgemergeltes Pferd oder ein kraftloſer Jagdhund, die man beide, wenn ſie nicht mehr taugen, mit der Welt Danke belohnet. So geſchehe euch groß Unrecht vor Gott und der Welt. —

Wohlan. Noch ſind Leute übrig, die euch euer Glück von Herzen gönnen, die für euch beten und ihre Devotion nach Möglichkeit erweiſen. Solcher Leute Land kann man keiner

*) Der Titel iſt in Erinnerung an das gleiche Pſeudonym Hubert Languet's, des Verfaſſers der Vindiciae contra tyrannos, gewählt. Die Flugſchrift hat auf dem Titel den fliegenden Mercur, das Zeichen der Latomus in Frankfurt a. M. Sie enthält einige — hier ausgelaſſene — Stellen, welche zum Sinn des Ganzen nicht paſſen und vielleicht von den flüchtigen Lohnſchreibern jenes literariſchen Fabrikgeſchäftes zugefügt ſind.

Undankbarkeit beſchuldigen. Und daß ſolcher Perſonen noch viel Tauſende geweſen ſind, das wiſſen ſelbſt eure Feinde recht gut. Daß aber Eigennutz, daß heimlicher Neid, daß vertuſchte Rathſchläge, daß heimlich abgeſonderte Verhandlungen ſich gegen euch erhoben, muß man nicht alsbald der ganzen hochlöblichen Nation Deutſchlands zuſchreiben, ſondern nur den Urſachen, welche ſolche Particularitäten zur Folge haben. Nun habt ihr für euern Theil ſelbſt doppelten Eigennutz gezeigt.

Zuerſt dadurch, daß ihr die Zölle an der Oſtſee nach eurem Gefallen erhöht habt; maßen ich von glaubwürdigen und redlichen ſeefahrenden Leuten berichtet bin, daß ihr nicht nur fünfzehn bis dreißig, ſondern bis vierzig, ja ſogar fünfzig vom Hundert den Leuten abgedrungen und durch dieſe Blutſaugerei die Herzen betrübt hat. Und weil keine Beſſerung erfolgte, ſondern die Commercien dadurch elendiglich gehemmt und viele redliche Leute jämmerlich an den Bettelſtab gebracht und dadurch die Gemüther heftig erbittert wurden, ſind eure beſten Freunde zuerſt ins geheim ſchwierig, und endlich durch ihr ſinkendes Glück zu euern ärgſten Feinden gemacht worden. Wollt ihr die Schuld auf die Zöllner werfen? Sie ſind eure Diener. Es iſt eine bekannte Regel des Rechts: Was ich durch meinen Diener thue, das iſt ſo, als hätte ich's ſelbſt gethan. Und ihr kommt mir gerade ſo vor wie jener, der ein Paar Schuh heimlich entführte und nachher dem heiligen Benno opferte.

Droben im Reich haben euch Stände und Städte, ſolange ihr ſie in Händen gehabt, voll und zur Genüge contribuirt, Unterhalt gegeben, viel, ja überviel durch die Finger geſehen und zum Zeugniß ihrer Treue Leib und Leben, Gut und Blut, ja alle ihre Freiheiten und die Religion ſelbſt zum guten Theil verloren. Regensburg bezeugt's, Augsburg beweint's, alle mit einander bereuen's. Ihr habt die alten Regimenter zergehen laſſen, keine Compagnie completirt, weder neue noch alte bezahlt, und gleichwol ſtarke Geldpoſten auf

vielen Tagſatzungen gefordert und in der That empfangen; geſchweige, was ihr euren Feinden in ihren Landen abgedrungen. Wozu iſt das Geld verwendet? Zu übermäßiger Pracht und männiglich verhaßter Ueppigkeit. Das hat man mit Stillſchweigen angeſehen und aus der Noth eine Tugend gemacht. Die Kinder Iſrael, da ſie mit den Töchtern ihrer Feinde gebuhlet und zu anderer Zeit ſich ihres Sieges überhoben und ihre Brüder Juda mit dem härteſten Joch der Dienſtbarkeit geplaget haben, ſind beidemal von Gott heftig geſtraft worden. Sollt' es euch beſſer gehn, die ihr mehr als türkiſche Grauſamkeit an vielen evangeliſchen Orten verübt habt? Man hat das Korn in dem Stift Mageburg, Herzogthum Braunſchweig und anderen Orten mehr ausgedroſchen, in Haufen aus dem Lande geführt, um großes Geld verkauft, die Gelder zu eigenem Nutzen verwendet, dem armen Soldaten nichts gegeben, das Landvolk bis auf den Tod geplagt, durch Hunger getötet, aus Geldgeiz viele Feſtungen entweder nicht verproviantirt oder nicht genug mit Kraut und Loth verſehen, in Summa ſehr übel Haus gehalten. Jetzt ſieht man ſich aller Orten vom Glück verlaſſen, ſo daß man nun endlich ſelbſt bekennt, es ſeien keine Geldmittel vorhanden, man könne kein Volk bekommen, das vorhandene verlaufe, die bleibenden ließen ſich vom Kriegsrecht nicht mehr bändigen. Liebe, bedenkt den Spruch Boccalini, wenn er ſagt: So der Fürſt ein Leben führet wie der Lucifer, was iſt's Wunder, daß die Unterthanen Teufel werden?

Unſere Politici wiſſen gar wohl, daß die Kurfürſten im Reich königliche Würde haben. Wer hat ſich aber in königlicher Magnificenz mehr über ſie erhoben mit großem Comitat, mit unermeßlichen Unkoſten, als euer Haupt (Oxenſtierna)? Meinet ihr, es ſei nicht an allen Höfen darüber geklagt worden? Die königliche Majeſtät, chriſtſeligen Andenkens, hätte dergleichen nimmermehr gethan. Aus dieſen und unzähligen andern Urſachen ſind euch Fürſten, Stände und Städte

erſt heimlich, dann öffentlich gram geworden. — Zudem iſt aller eingeſeſſenen Einwohner Art, daß ſie nicht wohl vertragen, wenn ſich Fremde höher ſtellen als ihre eingebornen Fürſten.

Ihr ſagt, Kurſachſen hätte mit gewappneter Hand den Frieden machen ſollen. Das laſſen wir dahingeſtellt. Es iſt jedermann kund, daß etliche den Karren haben in den Dreck ſchieben helfen und ſind darnach davongegangen. Hat Kurſachſen Unrecht, ſo ſeid ihr mit euern Proceduren nicht weniger ſchuldig. In Summa, jedweder, er ſei wer er wolle, hat nur ſein eigenes Beſtes geſucht; darüber liegt Magdeburg in der Aſche, Wismar in Steinhaufen, Augsburg an der Dienſtkette, Nürnberg in Todesnöthen, Ulm am täglichen Fieber, Straßburg an den Franzoſen, Frankfurt an der Gelbſucht, und das ganze Reich iſt aufgezehrt. Die Feinde haben's mit Peitſchen geſchlagen, ihr habt's angefangen mit Skorpionen zu züchtigen. Der Wallenſteiner hat's verwundet und ihr Aerzte habt anſtatt des Oels der Linderung Ziehpflaſter aufgelegt, das Blut in Fäulniß gebracht und euch ſelbſt gleich dem Krebs angehängt. Solchen Krebs muß man jetzt entweder mit Gewalt ausſchneiden oder täglich durch unerträgliches Geld ſättigen. Das letztere vermögen wir nicht, das erſtere wünſchen wir euch nicht, können's aber nicht wehren. Daß euch Gott alſo plagt, iſt eure eigene Schuld. Unterdeß meinet ihr, Gott habe einen flächſernen Bart und laſſe ſich ſo eine Naſe drehen. O nein, er ſieht wol, daß ihr den Namen Freiheit vorſchützet, daß ihr den Deckmantel des Evangelii braucht und dabei wie die Türken lebt.

Ihr ſchreit viel von der ſpaniſchen Monarchie. Ich fürchte mich nicht vor ihr. Gebt mir einen der beſten Chemiker, der ſo viel Kunſt hat und Erde und Erz ſo zu vermengen weiß, daß ſie feſt und unverbrüchlich an einander halten, alsdann laſſet uns zuſehen, ob wir uns vor der ſpaniſchen Monarchie zu fürchten haben. Ich aber fürchte, Frankreich ſei uns Deutſchen der zerbrochene Rohrſtab Egypti, welcher dem, ſo ſich

darauf lehnet, die Hand durchbohrt. Alle Reiche haben ihren von Gott gesteckten Termin und ein Ziel, darüber sie nicht schreiten dürfen. Denn zuerst, so entstehn sie, dann wachsen sie wie ein Knabe, etliche nehmen zu wie ein Jüngling, stehn mit ihrem männlichen Alter eine Zeit lang still, nehmen wiederum ab, werden alt, verschmachten, sterben endlich, ja werden so zu nichte, daß man schier nicht weiß, wenn sie gewesen sind. Solches läßt sich mit keiner menschlichen Weisheit verhindern. Der Weise sieht das und verwahrt sich vorher, der Thor glaubt's nicht und geht mit zu Grund, wie Alexandri Magni hinterlassene Generäle, die so lange sein Erobertes theilten, bis die Römer ihre Meister wurden. Und wahrlich, das Reich hat's hoch von Nöthen, daß es endlich die fremden Aerzte los werde.

Ich bin hart gewesen, aber zu solchem harten Knorren gehört eine stählerne Axt, mit dem Pelzrock kann man's nicht spalten.

Man fragt: was wird der Ausgang sein? Er steht bei Gott dem Herrn. — Habt ihr des Blutvergießens zu wenig gemacht? — Lasset Gott richten, weichet seinem Zorn. Leidet auch noch seine Kirche, so ist er doch nicht gestorben. Ihr könnt nicht klagen, daß ihr gegen aufgewandte Kosten, gegen ausgestandene Gefahr nichts bekommen habt. Kupfer habt ihr aus eurem Lande geführt, Silber und Gold aber hinein. Schweden war vor diesem Krieg hölzern und mit Stroh gedeckt, jetzt ist's steinern und prächtig zugerichtet. Und das habt ihr von den entführten Gefäßen Egypti. Das mißgönnet euch niemand, wenn ihr nur selbst Gott dafür danken wolltet. Die Deutschen lassen sich wol bewegen gegen ihren Kaiser aufzustehn, aber sie nehmen keinen an, der nicht ihrer Sprache und ihrer Geburt ist. Hat das Haus Oestreich mißgethan, so wird Gott es wol finden. Den Franzosen betreffend, so weiß ich wol, daß Gott Deutschland mit ihm strafen wird, denn wir haben dieser Nation Affengeberden, Schlaraffen-

kleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten, Ceremonien, Geberden, Gaſtmählern, in Sprache und Kleidung ſammt der Muſik nachgeahmt. Wie ſoll es uns beſſer gehn, als daß wir ihnen in die Hände fallen? Aber der Franzoſe wird deshalb nicht zum Kaiſer. Ihm gehört die Lilie, der Adler iſt der Deutſchen, der Orient des Türken, der Weſten des Spaniers. Keiner unter ihnen kann's höher bringen.

Ich will verhoffen, man ſoll mir's zum beſten aufnehmen, daß ich ſo rund heraus den Handel beſchreibe. Denn Freimüthigkeit ſteht einem Deutſchen wohl an. Wollte Gott, daß jeder bei Zeiten euch ſo unter die Augen getreten wäre. Jetzt können wir's wol beklagen, helfen will und kann niemand. Gott allein iſt nunmehr der Mann, der helfen will und kann, den müſſen wir bitten, daß er ſich endlich unſer erbarme und hoher Potentaten Herzen zum lieben und lang gewünſchten Frieden lenke."

So weit die Flugſchrift. Der Verfaſſer gehört, ohne kaiſerliche Geſinnung in den Vordergrund zu ſtellen, doch weniger der ſchwediſchen Partei an, als noch wir ihr angehören. Allerdings, die ſchwediſchen Söldner und Oberſten waren erbarmungsloſe Teufel geworden wie die kaiſerlichen, ſie verdarben Land und Volk gerade wie die kaiſerlichen. Aber nicht ihre maßloſen Forderungen verhinderten den Frieden, ſondern das Unrecht des Kaiſers, der immer noch den fluchwürdigen Anſpruch erhob, Leben und Freiheit der Nation ſeinen ſelbſtſüchtigen Beſtrebungen unterzuzwingen. Wäre den Habsburgern möglich geweſen, den Confeſſionen Freiheit, Selbſtändigkeit den Reichsgerichten zu gewähren, faſt alle deutſchen Fürſten hätten ſich zu ihnen geſchlagen, die Fremden zu verjagen. Aber der Kampf ſtand ſo: entweder mußte die Nation gebrochen werden und alle Bildungen niedergeſchlagen, welche ſeit hundertundvierzig Jahren aus deutſchem Boden erwachſen waren, oder die Anmaßung des Kaiſerhauſes mußte bewältigt werden, gründlich, ſicher. Und das letztere vermochten die Deutſchen ohne Hilfe der

Schweden nicht mehr. So ſoll jetzt beim Rückblick auf jene Jahre jeder gut ſchwediſch ſein, der für keinen Zufall hält, daß ſpäter wohlbekannte Männer, wie Leſſing, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Hegel, Humboldt, nicht aus den Landſchaften erblühten, in denen die Jeſuiten Ferdinand's II Hunderttauſende aus Kirche und Schule verjagten. Damals aber fühlte der Deutſche allerdings vor allem das furchtbare Elend der Menſchen, die Schwäche des Reiches. Und höchſter Grund war zu Sorge um die Zukunft. Von dieſem Standpunkt iſt die Broſchüre für uns eine der erſten Aeußerungen derſelben Geſinnung, welche noch heut Hunderttauſende von Landsleuten verbindet. Im dreißigjährigen Kriege erwuchs aus den bedrängten Seelen unſerer Ahnen die Liebe zu einem Vaterlande, welches noch nicht durch einen einigen Staatsbau zu politiſchem Leben gekommen iſt. Solche Empfindung lebte damals freilich nur in den Edelſten. Wir aber wollen die Wenigen ehren, welche in hoffnungsarmen hundert Jahren die Idee eines deutſchen Reiches in Lehre und Schrift auf ihre Nachkommen vererbten.

Nach Baner's verheerenden Zügen wird es in Deutſchland ſtill. Faſt nur die Neuigkeiten und Staatsſchriften laufen aus den Preſſen, die der Krieg übrig gelaſſen. In den letzten Jahren füllen die Friedensverhandlungen Tauſende von Druckbogen. Zuletzt wird in großen Maueranſchlägen dem armen Volk der Friede gemeldet.

5.

# Der dreißigjährige Krieg.

## Die Städte.

Als der Krieg ausbrach, waren die Städte bewaffnete Hüter der deutschen Cultur, welche reich und geräuschvoll in engen Straßen zwischen hohen Häusern arbeitete. Fast jede Stadt, nur die kleinsten Märkte ausgenommen, war gegen das offene Land abgeschlossen durch Mauer, Thor und Graben, eng und leicht zu vertheidigen waren die Zugänge, oft stand die Mauer doppelt, noch ragten häufig die alten Thürme über Zinnen und Thor. Dieses mittelalterliche Befestigungswerk war bei vielen der größeren seit hundert Jahren verstärkt worden, Bastionen aus Feld- und Backsteinen trugen schwere Geschütze, ebenso einzelne starke Thürme; oft war ein altes Schloß des Landesherrn, ein Haus des frühern Vogtes oder des Grafen, den der Kaiser gesetzt, besonders befestigt. Es waren nicht Festungen in unserm Sinne, aber sie vermochten, wenn die Mauer dick und die Bürgerschaft zuverlässig war, auch einem größeren Heere wenigstens eine Zeit lang zu widerstehn. So hielt sich Nördlingen im Jahre 1634 achtzehn Tage gegen die vereinigten kaiserlichen Heere von König Ferdinand, Gallas und Piccolomini, — zusammen mehr als sechzigtausend Mann; — die Bürger schlugen mit nur fünfhundert Mann schwedischer Hilfstruppen sieben Stürme ab. Für solche Vertheidigung wurden Erdschanzen als Außenwerke aufgeworfen und schnell durch Gräben und Pfahlwerk ver-

bunden. Viele Plätze aber, bei weitem mehr als jetzt, waren wirkliche Festungen. Dann bestand ihre Hauptstärke schon in Außenwerken, die mit niederländischer Kunst angelegt waren. Längst hatte man erfahren, daß die Kugel der Kartaune an Steinwand und Brüstung mehr zerstörte als an Erdwällen.

In den größern Städten wurde schon viel auf Reinlichkeit der Straßen geachtet. Sie waren gepflastert, auch ihr Fahrweg, die Pflasterung zum Wasserabfluß gewölbt, Hauptmärkte, z. B. in Leipzig, schön mit Steinen ausgesetzt. Längst war man eifrig bemüht gewesen, der Stadt sicheres und reichliches Trinkwasser zu schaffen, unter den Straßen liefen hölzerne Wasserleitungen; steinerne Wasserbehälter und fließende Brunnen, oft mit Bildsäulen verziert, standen auf Markt und Hauptstraßen. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung; wer bei Nacht ging, mußte durch Fackel oder Laterne geleitet werden, später wurden auch die Fackeln verboten; aber an den Eckhäusern waren metallene Feuerpfannen befestigt, in denen bei nächtlichem Auflauf oder Feuersgefahr Pechkränze oder harziges Holz angebrannt wurden. Es war Sitte, bei ausbrechendem Feuer das Wasser aus den Behältern oder fließenden Brunnen in die gefährdeten Straßen laufen zu lassen. Dafür hingen an den Straßenecken Schutzbreter, und es war Pflicht einzelner Gewerke — in Leipzig der Gastwirthe — mit solchen Schutzbretern das Wasser an der Brandstätte zu stauen, indem man aus ihnen und zugetragenem Dünger einen Querwall zog.*) Die Straßen- und Sicherheitspolizei war seit etwa sechzig Jahren sehr verbessert worden. Kurfürst August von Sachsen hatte in seinem Lande die gesammte Verwaltung mit nicht gemeinem Geschick neu ausgebildet. Seine zahlreichen Ordnungen waren im ganzen Reiche Muster

*) Z. B. Braunschweiger Feuerordnung von 1647, § 33, Leipziger Feuerordnung von 1596. Leipzig ist gut zum Beispiel geeignet, es war noch eine mäßige Stadt, aber in starkem Fortschritt.

geworden, nach denen Fürsten und Städte ihr neues Leben einrichteten.

Der Hauptmarkt war am Sonntage Lieblingsaufenthalt der Männer. Dort standen nach der Predigt Bürger und Gesellen in ihrem Feststaate, plaudernd, Neuigkeiten austauschend, Geschäfte beredend. In allen Handelsstädten hatten die Kaufleute besondere Räume zu ihrem „Convent", den man schon damals die Börse nannte. Auf dem Rathsthurme durfte über der Uhr auch der Gang nicht fehlen, von dem der Thürmer seine Rundschau über die Stadt hielt, wo die Stadtpfeifer mit Posaunen und Zinken bliesen.

Die Stadtgemeinde unterhielt für ihre Bürger Bier- und Weinkeller, worin die Preise des ausgeschenkten Trunkes sorglich bestimmt wurden, für die Vornehmen besondere Trinkstuben zu anmuthiger Unterhaltung. In den alten Reichsstädten hatten die Patricier wie die Zünfte häufig ihre besonderen Clubhäuser oder Stuben, und der Aufwand solcher Geselligkeit war damals verhältnißmäßig größer als jetzt. Auch die Gasthäuser waren zahlreich, sie werden in Leipzig als schön und herrlich eingerichtet gerühmt. Selbst die Apotheken standen unter Aufsicht, hatten besondere Ordnungen und Preise; sie verkauften noch viele Specereien, Südfrüchte und was sonst dem Gaumen behagte. Mehr Bedürfniß als jetzt waren die Badestuben. Auch auf dem Lande fehlte selten dem Bauerhof ein kleines Badehaus, eine Badestube war in jedem größeren Gebäude der Stadt. Die ärmeren Bürger gingen zu den Badern, welche auch einigen Chirurgendienst verrichteten. Außerdem aber unterhielten die Städte auch große öffentliche Bäder, in denen umsonst oder gegen geringe Bezahlung mit allen Bequemlichkeiten warm und kalt gebadet wurde. Dieser uralte deutsche Brauch ging durch den Krieg fast verloren; noch jetzt ist er nicht im alten Umfange wiedergefunden.

In den ansehnlichen Städten waren die Häuser der innern

Stadt um das Jahr 1618 in großer Mehrzahl aus Stein, bis drei und mehr Stock hoch, mit Ziegeln gedeckt. Die Räume des Hauses werden oft als sauber, zierlich und ansehnlich gerühmt, die Wände häufig mit gewirkten und gestickten Teppichen, sogar von Sammet, und mit schönem kostbaren Täfelwerk, auch anderem Zierat geschmückt, nicht nur in den alten großen Handelsstädten, auch in solchen, die in jüngerer Kraft aufblühten. Zierlich und sorgfältig gesammelt war auch der Hausrath. Noch war das Porzellan nicht erfunden, reichliches Silbergeschirr fand sich nur an großen Fürstenhöfen und in wenigen der reichsten Kaufmannsfamilien. An dem einzelnen Stück von edlem Metall erfreute noch mehr die kunstvolle Arbeit des Goldschmieds als die Masse. Die Stelle des Silbers und Porzellans aber vertrat bei dem wohlhabenden Bürger das Zinn. In großer Menge, hellglänzend aufgestellt, war es der Stolz der Hausfrauen; daneben feine Gläser und Thongefäße aus der Fremde, oft bemalt, mit frommer oder schalkhafter Umschrift versehen. Dagegen war Kleidung und Schmuck auch der Männer weit bunter und kostbarer als jetzt. Noch war darin der Sinn des Mittelalters lebendig, eine Richtung des Gemüths, der unsern gerade entgegengesetzt, auf das Aeußere, das Auge Fesselnde, auf stattliches Erscheinen vor Andern. Und diese Neigung wurde durch nichts so sehr erhalten als durch die entsprechenden Bemühungen der Obrigkeit, auch das äußere Aussehen des Einzelnen zu regeln und jeder Bürgerclasse ihr eigenes Recht zu geben gegen Vornehme und Geringere. Die endlosen Kleiderordnungen gaben der Kleidung eine unverhältnißmäßige Wichtigkeit, sie nährten mehr als etwas Anderes die Eitelkeit und die Sucht, sich über seinen Stand herauszuheben. Es ist für uns ein komischer Kampf, den durch vier Jahrhunderte bis zur französischen Revolution die würdigsten Behörden gegen alle Launen und Ausschreitungen der Mode führen, stets erfolglos.

In ſolcher Ordnung tummelte ſich ein kräftiges, arbeitſames, wohlhabendes Volk mit Selbſtgefühl, eiferſüchtig hielt der Bürger auf die verbrieften Rechte und auf das Anſehen ſeiner Stadt, gern bewies er ſich unter ſeinen Mitbürgern reich, tüchtig und unternehmend. Noch war Handwerk und Handel in ſtarkem Gedeihen. Zwar im Großverkehr mit dem Ausland hatte Deutſchland bereits viel verloren, der Glanz der Hanſa war längſt verblichen, auch die großen Handelshäuſer Augsburgs und Nürnbergs lebten bereits wie Erben von dem Reichthum ihrer Väter. Italiener, Franzoſen, vor allem Niederländer und Engländer waren gefährliche Mitbewerber geworden, auf der Oſtſee flatterten ſchwediſche, däniſche, holländiſche Flaggen ſchon fröhlicher als die von Lübeck und den Oſthäfen, der Verkehr mit den beiden Indien lief in neuen Straßen und fremden Stapelplätzen. Aber noch hatte der deutſche Heringsfang große Bedeutung, noch waren die ungeheuren Slavenländer des Oſtens auch dem Landverkehr ein offener Markt. Und in dem weiten Reiche ſelbſt blühte der Gewerbfleiß, und eine weniger gewinnreiche, aber geſündere Ausfuhr der Landeserzeugniſſe hatte einen mäßigen Wohlſtand allgemeiner gemacht. Die Woll- und Lederarbeiten, Leinwand, Harniſche und Waffen, die zierliche Induſtrie Nürnbergs wurden vom Ausland eifrig begehrt. Faſt jede Stadt erfreute ſich damals einer beſondern Güte beſtimmter Handwerkswaaren, welche unter Zucht und Aufſicht der Innungen verfertigt wurden. Töpfe, Tuche, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeit gaben den einzelnen Orten einen eigenartigen Anſtrich, auch kleineren einen Ruf, der weit durch das Land reichte und den Bürgern zu wohlberechtigtem Stolze half. Was am meiſten ſtörte, waren die unſicheren Verhältniſſe der Geldwährung. In allen Städten aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorſtädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der inneren Stadt lebten viele Bürger von Ackernahrung. In

kleineren Städten hatten die meiſten Eigenthum in der Stadtflur, die reicheren wol auch außerhalb. Deshalb waren in den Städten viel mehr Nutz- und Spannthiere als jetzt, und die Hausfrau erfreute ſich eines eigenen Kornbodens, von dem ſie ſelbſt das Korn buk und, wenn ſie geſchickt war, landesübliches feines Backwerk verfertigte. Auch an dem Weinbau, der im Norden bis an das Land der Niederſachſen reichte, hatten die Städter großen Antheil; die Braugerechtigkeit galt für einen werthvollen Vorzug einzelner Häuſer, faſt jede Gemeinde braute das Bier auf eigene Art, unzählig ſind die örtlichen Namen des uralten Getränkes, auf Kraft, ſüßen Weingeſchmack und öligen Fluß ward viel gehalten, geſchätzte Biere wurden weit verſendet.

Größer als jetzt war das ſinnliche Behagen im Volke, lauter und unbefangener die Fröhlichkeit. Auch der Aufwand der Gaſtmähler, zumal bei Familienfeſten, war nach dem Range der Stadtbürger geſetzlich beſtimmt; auch er war durch Verordnungen nicht einzuſchränken. Es wurde in Gängen aufgeſetzt, wie noch jetzt in England, bei jedem Gange eine Anzahl ähnlicher Gerichte. Schon wurden die Auſtern ſo weit verſandt, als ſie ſelbſt die Reiſe vertragen wollten, zumal ſeit dem Eindringen der franzöſiſchen Kochkunſt zu feiner Sauce verwendet; Caviar war wohlbekannt und in der Herbſtmeſſe waren Leipziger Lerchen ein berühmtes Gericht. Noch hatte in der volksthümlichen Küche außer den indiſchen Gewürzen die Lieblingswürze des Mittelalters, der Safran, viel zu färben, noch wurden ſchön verzierte Schaugerichte hoch geprieſen, zuweilen wurden auch eßbare Speiſen vergoldet aufgeſetzt und der Marzipan war an anſpruchsvoller Tafel das vornehmſte Confect.

Eifrig ſuchte der Bürger jede Gelegenheit, ſich geſellig zu vergnügen. Faſtnachtsmummereien waren auch im nördlichen Deutſchland allgemein, dann ſchwärmten die Masken durch die Straßen, die Lieblingstracht war: Türken, Mohren, Indianer. Als im Kriege der Rath von Leipzig die Masken

verbot, erſchienen ſie bewaffnet mit Spieß und Piſtolen, und es gab Zuſammenſtöße mit den Stadtwächtern. Nicht weniger beliebt waren die Schlittenfahrten, zuweilen auch ſie in Verkleidung. Weit ſeltener als jetzt war der öffentliche Tanz, ſelbſt bei Hochzeiten und Handwerkerfeſten wurde er mißtrauiſch beaufſichtigt, ſchwer war dabei der Ungebühr wilder Knaben zu ſteuern. Sie wollten ohne Mantel tanzen, ſie hoben, ſchwenkten und verdrehten ihre Tänzerinnen, das war ſtreng verboten; auch daß die Dienſtleute ſich gaffend in den Saal drängten, war der Obrigkeit zuwider. Und mit der Abenddämmerung mußte jedes Tanzvergnügen aufhören.

Die größeren Städte hatten Rennbahnen, in denen die Patricierſöhne ritterliche Uebungen hielten und nach dem Ringe ſtachen, Schießhäuſer und Schießgräben für Armbruſt und Büchſe. Große Volksfreude waren durch das ganze Land die Schützenfeſte, dazu wurden Buden, Zelte und Garküchen aufgeſchlagen. Auch an den Feſten einzelner Zünfte nahm das Volk lebendigen Antheil, und faſt jede Stadt hatte ihre eigenen Volksfeſte, z. B. Erfurt ein jährliches Wettlaufen für die Aermeren, dann liefen die Männer um Strümpfe, die Frauen um einen Pelz. Ein beliebtes Spiel der jungen Bürger, das leider in der Verkümmerung des nächſten Jahrhunderts faſt verſchwand, war das Ballſpiel. Es gab eigene Ballhäuſer und einen ſtädtiſchen Ballmeiſter. Kamen vornehme Herren in die Stadt, ſo wurde wol gar eine Lage Sand auf den Markt geſtreut und durch Pflöcke und Schnuren dort ein Spielraum abgeſteckt. Dann ſpielten die vornehmen Herren, und aus den Fenſtern ſah die Bürgerſchaft fröhlich zu, wie ein junger Prinz von Heſſen den Ball warf und einer von Anhalt das Beſte that. Bei großen Jahrmärkten aber war ſeit mehr als hundert Jahren der Glückstopf ein beliebtes Spiel. Zuweilen ſtellte ihn die Stadt ſelbſt auf, meiſt wurde einem Unternehmer die Erlaubniß gegeben. Welch lebhaften Antheil das Volk dafür zeigte, erkennen wir

daraus, daß die Stadtchroniken nicht ſelten Einzelheiten darüber berichten. So war 1624 in der Michaelismeſſe zu Leipzig ein Glückstopf von 17,000 Gulden eingerichtet; der „Zettel“ koſtete 18 Pfennige. Siebzehn ledige Zettel gingen auf einen Gewinn, der höchſte Gewinn betrug 350 Gulden, es waren an 300,000 Nieten. Die vielen Nieten machten zuletzt die Studenten zornig, ſie ſtürmten und zerſchlugen die Glücksbude. — Auch die Schauluſt des Volkes war größer als jetzt, jedenfalls genügſamer. Häufig waren Aufzüge und ſtädtiſche Feierlichkeiten, die Komödie allerdings ein ſeltenes Vergnügen, dafür wurde den Bürgerkindern faſt immer die Freude, ſelbſt die Rollen darzuſtellen, denn die Banden fahrender Komödianten waren etwas Neues und Seltſames. Schon war die Geiſtlichkeit den weltlichen Stücken nicht günſtig, dafür wurden geiſtliche Stoffe und Allegorien mit ſittlichem Grundzug immer durch burleske Scenen verziert, und groß war die Anzahl der Spieler. Auf den Jahrmärkten ſtanden die Schaubuden häufiger als jetzt. So war auf der Leipziger Oſtermeſſe von 1630 unter anderem zu ſehen: ein Vater mit ſechs Kindern, die ſehr ſchön auf der Laute und Geige muſicirten; ein Weib, das mit den Füßen nähen, ſchreiben, Speiſe und Trank zum Munde führen konnte; ein einjähriges Kind ganz voll Haare mit einem Bart; von fremden Thieren zwei Mammonet-Affen, ein Meerſchwein, eine Löffelgans, und wie jetzt wurden die fremden Ungeheuer durch Bilderbogen dem Volke empfohlen. Dazu Seiltänzer, Feuerfreſſer, Taſchenſpieler, ſtarke Männer, zahlreiche Bänkelſänger und Liederverkäufer.

Was aber um 1618 dem Bürger das größte Selbſtgefühl gab, war ſeine Wehrhaftigkeit. Wol jeder hatte einige Uebung im Gebrauch der Waffen. Jede größere Stadt beſaß ein Zeughaus; auch die ſchweren Geſchütze der Wälle wurden von Bürgern bedient, und eine Bürgerſchaft, welche ihre Stadt vertheidigte, war unter gewöhnlichen Verhältniſſen den

jungen Compagnien der belagernden Soldaten faſt vorzuziehen. Auch Magdeburg hätte widerſtanden, wäre nicht Zucht und Pflichtgefühl der Bürger bereits ſchwächer geweſen als bei früheren Belagerungen, in denen die Jungfrau des Stadtwappens ihr Kränzlein ſo tapfer vertheidigt hatte.

Außer den Stadtbürgern gab es aber in den meiſten Kreiſen des Reiches eine Landmiliz, das Defenſionswerk. Etwa den zehnten Mann in Stadt und Land hatte man ausgehoben, regelmäßig bewaffnet, während des Dienſtes beſoldet und zur Vertheidigung innerhalb der Landesgrenzen beſtimmt. Die Anfänge ſolcher Landwehr ſtammten aus dem 16. Jahrhundert. Von militäriſchen Theoretikern war die Einrichtung als vortrefflich empfohlen, von Zeit zu Zeit war ſie erneuert worden. So wurde ſie in Sachſen 1612 durch die Landſtände eingeführt, 1618 verbeſſert. Es ſollten im Kurfürſtenthum neuntauſend Defenſioner ſein, der gemeine Mann täglich vier, der Feldwebel zehn und einen halben Groſchen Sold erhalten, die Koſten wurden auf die Häuſer vertheilt. Aber dieſe Miliz erwies ſich im Kriege als unbrauchbar. Viel zu gering war die Mannszucht und militäriſche Ausbildung; wenn nicht die Gefahr der eigenen Stadt drängte, ſuchte der fleißige Bürger ſich zu entziehen; die Folge war, daß viel loſes Volk in Waffen lief und ritt. Wenn ſie von den Ortſchaften nachgeſucht wurden, die Pflüge auf dem Felde gegen ſtreifende Plünderer zu beſchützen, ſo forderten ſie beſondere Vergütigung oder ſie liefen davon; bald wurden ſie dem eigenen Lande mehr zur Plage als zum Nutzen.

Wie der Krieg in den Städten zerſtörte, lehrt jede Stadtchronik. Zuerſt ſchlug die Unordnung der Kipperzeit tiefe Wunden in Wohlſtand und Sittlichkeit. Dann kamen die Leiden, welche auch entfernter Krieg auf den Bürger legt, Nahrungsloſigkeit und Theuerung. Alles war unſicher geworden, zuletzt wollte jeder den Tag genießen. Roher und wilder wurde die Vergnügungsſucht; fremde Moden, welche man den Soldaten und viel umherreiſenden Hofleuten abſah, nahmen

überhand. Von 1626 ab beginnt in den deutſchen Städten das Stutzerthum nach franzöſiſchem Zuſchnitt. Die alamode Meſſieurs ſtolzirten und beläſtigten auf dem ſteinernen Fußpfad der Straßen. Kurze Spitzbärte, das Haar lang, in gekräuſelten Locken oder gar auf der einen Seite kurz geſchnitten, auf der andern in Zopf oder Locke auf die Schulter hängend, große Schlapphüte, Sporen an den Füßen, den Degen vor dem Herzen, geriſſene und zerſchnittene Kleider, geckenhafte Geberden, dazu eine verderbte Sprache voll franzöſiſcher Wörter. Die Frauen blieben nicht zurück; ſie fingen an die welſche Larve vor dem Geſicht zu tragen, in der Hand einen Federfächer, Fiſchbein in den Kleidern, verpönten Zobel, Gold- und Silberſtoffe und zu allem — was ſehr bedenklich erſchien — ſilberne, endlich gar weiße Spitzen. Solches Weſen empörte als phantaſtiſch und unſittlich Obrigkeiten und Seelſorger. Uns erſcheint es als kennzeichnendes Leiden einer Zeit, in welcher das ſichere Selbſtgefühl des deutſchen Bürgerthums dahinſchwand.

Näherten ſich aber die Heere einer Stadt, dann hörte der Verkehr mit der Landſchaft faſt ganz auf, dann wurden die Thore ſorgfältig bewacht, die Bürger erhielten ſich von den aufgeſammelten Vorräthen. Die Bedrückungen und Erpreſſungen begannen, Durchmärſche, Einquartierung befreundeter Heere mit allen ihren Schrecken. Noch ärger hauſten die durchziehenden Feinde. Jede Art von unſicherer Schonung mußte erkauft werden. Es war Gnade des Feindes, wenn er nicht anzündete, nicht den Stadtwald niederſchlug das Holz zu verkaufen, nicht die Stadtbibliothek auf ſeine Troßwagen warf; Alles, was zum Raube einlud, die Orgel, die Kirchenbilder, mußte ausgelöſt werden, ſogar die Kirchglocken, welche nach Kriegsbrauch der Artillerie gehörten. Waren die Städte nicht im Stande den Forderungen der Kriegsoberſten zu genügen, dann wurden die angeſehenſten Bürger als Geiſeln mitgeſchleppt, bis die auferlegte Summe bezahlt wurde.

Galt eine Stadt aber für feſt genug, um dem feindlichen Heere Widerſtand zu leiſten, dann wurde ſie beim Herannahen des Feindes mit Flüchtlingen gefüllt, deren Zahl ſo hoch ſtieg, daß an ein Unterbringen bei Bürgern gar nicht zu denken war. In Dresden z. B. kamen 1637 nach der Einnahme von Torgau in drei Tagen, vom 7ten bis 9ten Mai, zwölftauſend Wagen mit flüchtigem Landvolk an. Umſchloß der Feind den überfüllten Ort, dann raſte um die Mauern der Kampf und innerhalb nicht weniger gefräßig Elend, Hunger und Krankheit. Der wehrhafte Flüchtling wurde zu ſtrengem Beſatzungsdienſt gebraucht; auch der Adel der Nachbarſchaft half zuweilen. Dehnte ſich die Belagerung in die Länge, dann hatte die Theuerung einen ſchändlichen Wucher zur Folge, die Müller mahlten nur den Reichen, die Bäcker forderten Unerſchwingliches. Die Bilder der Hungersnoth, einer Noth, wie ſie damals viele Städte erlebt haben, ſind zu greulich, um dabei zu verweilen. Als in Nördlingen ein Mauerthurm von den Belagerern eingenommen war und die Bürger ſelbſt ihn ausbrannten, ſtürzten ſich hungernde Weiber über die halbgebratenen Leichname der Feinde und trugen Stücke derſelben für ihre Kinder nach Hauſe.

Wurde aber die Stadt im Sturm erobert, ſo wiederholte ſich an ihr das Schickſal Magdeburgs, maſſenhaftes Niedermetzeln, Entehrung der Frauen, ſcheußliches Quälen und Verſtümmeln. Dazu kam die Peſt. Wie die Seuchen damals in den Städten wütheten, iſt für uns kaum glaublich. Sie rafften oft mehr als die Hälfte der Bewohner hinweg. Schon 1626 und in den nächſten Jahren hatten ſie weite Landſtriche geleert, von 1631 bis 1634 und am ärgſten um 1636 kehrten ſie wieder. —

Allerdings gab es für jede Stadt jahrelange Zwiſchenräume verhältnißmäßiger Ruhe, und die — nicht zahlreichen — Ortſchaften, welche nur einmal im Kriege zerſchlagen wurden, vermochten ſich wol wieder zu erholen. Aber das Fürchter-

lichſte von allem war die zweite, dritte, vierte Wiederholung des alten Leidens. Leipzig wurde fünfmal belagert, Magdeburg ſechsmal, die meiſten kleineren Städte noch öfter mit fremden Soldaten gefüllt. So verdarben die großen Städte wie die kleinen.

Aber noch nicht genug. Weite Länderſtrecken traf eine Plage ganz anderer Art, die religiöſe Verfolgung. Sie wurde von der kaiſerlichen Partei faſt überall geübt, wo ſie ſich feſtgeſetzt hatte. Den Heeren folgte ein Haufen Bekehrer, Jeſuiten und Bettelmönche, auf dem Fuße. Dieſe verrichteten ihr Amt mit Hilfe der Soldaten. Wo der Katholicismus noch einen Boden hatte, wurden die Führer der proteſtantiſchen Partei weggefegt, vor allen die Seelſorger. Am gründlichſten in den Provinzen, in denen der Kaiſer ſelbſt Landesherr war. Viel war dort ſchon vor dem langen Kriege geſchehen, aber noch war beim Ausbruch der Feindſeligkeiten in Oberöſtreich, Mähren, Böhmen und Schleſien die Mehrzahl der Gemeinden, der begabteſte und rührigſte Theil der Einwohnerſchaft evangeliſch. Da wurde von Grund aus gebeſſert. Bürger und Landvolk wurden ſchaarenweiſe durch die Soldaten in die Beichte getrieben; wer — oft nach Gefängniß und Körperqualen — ſeinen Glauben nicht aufgeben wollte, mußte das Land verlaſſen und viele, viele Tauſende thaten das; es wurde als Gnade betrachtet, wenn den Flüchtlingen eine unzureichende kurze Friſt zum Verkauf ihrer beweglichen Habe gelaſſen wurde.

Aus einer ſolchen Provinz, der einzigen, welche dem geiſtigen Leben der Deutſchen in ſpäterer Zeit wiedererobert wurde, ſei hier das Geſchick einer kleinen Stadt mitgetheilt, gerade deshalb, weil nicht das Eintönige des Elends, ſondern andere auffällige Seiten des alten Bürgerlebens zu erkennen ſind.

Da, wo das Rieſengebirge in die ſchleſiſche Ebene hinabfällt, liegt in fruchtbarem Thale, am Ufer des Bobers, die alte Stadt Löwenberg, einer der erſten Orte, welche in

Schleſien nach deutſchem Recht eingerichtet wurden. Schon im Mittelalter eine kräftige Gemeinde, zählte ſie im Jahre 1617 in Stadt und Vorſtädten 738 Häuſer und wenigſtens 6500 Einwohner.*) Stattlich erhob ſie ſich zwiſchen Wieſenſtreifen und Wald mit ſtarken Mauern, Gräben und Thorthürmen. Sie war angelegt wie faſt alle deutſchen Städte Schleſiens, in der Mitte ein großer Markt, der „Ring", welcher das Rathhaus und vierzehn „Bauden", bevorrechtete Häuſer mit Schank- und Handelsgerechtigkeit, umſchloß; die Häuſer der innern Stadt von Stein, den hohen Giebel der Straße zugewendet, bis zu ſeiner Spitze vier oder fünf Stockwerke. Einſt war der Unterſtock zu „Lauben" gemauert geweſen; dieſe bedeckten Gänge waren ſeit etwa ſechzig Jahren abgeſchafft. Die Häuſer enthielten im Unterſtock einen großen Hausflur und ein ſtarkes Gewölbe, dahinter eine große Stube, in ihr den Backofen und über dieſem eine hölzerne Bühne, die den hintern Theil des Zimmers einnahm, zu ihr führte eine Treppe, die Bühne war Speiſeraum, der vordere Theil Schlafraum der Familie. Im Stock darüber war eine gute Stube, mit Holzwerk getäfelt, alles Uebrige war Kammer und Bodenraum, zu Waaren, reichlichem Hausrath, dem Getreide, der Wolle. Denn Löwenberg war eine berühmte Tuchmacherſtadt; im Jahre 1617 verfertigten dreihundert Tuchmacher 13,702 Tuche**), und bis tief nach Böhmen und in das Reich, vorzüglich aber nach Polen trug der Händler ihre dauerhafte Arbeit. Das Stadtſiegel, ein Löwe im Mauerthor, war von lauterem Gold.

Im Jahre 1629 hatte die Stadt bereits viel vom Kriege gelitten. Die Bürger, verwildert, zerquält, hatten den größten Theil ihres alten Muthes verloren. In den Nachbarſtädten

*) Im Jahre 1770 erſt 2126 Einw., im Jahre 1845 4500 Einw.

**) Ein „Tuch" hielt nach Nürnberger Rechnung 32 Ellen, der „Saum" 22 Tuch; ein „Barchat" (halb Leinen, halb Wolle) 22 Ellen; „Tuch" und „Barchat" bezeichnen den Stoff und ſein Maß.

hauſte das kaiſerliche Dragonerregiment Liechtenſtein, welches mit Säbel und Piſtolenſchrauben die bekehrenden Jeſuiten unterſtützte. Die Bürgerſchaft der Stadt Löwenberg, mit ihrer Ankunft bedroht, wurde gezwungen, ihre alten Geiſtlichen zu entlaſſen. Mit Thränen ſchieden ſie, laut weinend begleitete ſie die Volksmenge in ihre Wohnungen und trug ihnen wie zur Sühne die letzten Abſchiedsgeſchenke zu. Die Jeſuiten folgten; in der Nacht, bevor ſie kamen, richtete ſich ein Uhu zum Schrecken der Bürgerſchaft auf dem Kirchthurme häuslich ein und ängſtigte die Stadt allnächtlich durch ſein Geheul. Die Jeſuiten predigten, wie ihre Art war, täglich, verſprachen Freiheit von aller Kriegsſteuer und Einquartierung, beſondere Gnade und Gunſtbriefe des Kaiſers, den Widerſpenſtigen aber auch das zeitliche Verderben. Sie brachten es ſo weit, daß die geängſtete Bürgerſchaft ſelbſt den Rath drängte, die „Confirmation“ anzunehmen; die meiſten Männer der Gemeinde genoſſen das Abendmahl nach katholiſchem Brauch, den Kelch ungeſegnet. Die ſtandhaften Bürger aber mußten in das Elend ziehen. Doch kaum hatten die Jeſuiten die Stadt verlaſſen, ſo fiel das Volk wieder ab, die Bürger liefen auf die benachbarten Dörfer, wo ſich noch evangeliſche Geiſtliche erhalten hatten, ließen dort trauen und taufen; ihre Kirche ſtand unter einem katholiſchen Pfarrer leer. Neue Drohungen, neue Gewaltthaten. Der redliche Bürgermeiſter Schubert ward in hartes Gefängniß abgeführt, aber der Rath erklärte jetzt männlich, bei der augsburgiſchen Confeſſion ſterben zu wollen; die Bürgerſchaft bedrängte ſogar den Landeshauptmann in wildem Getümmel. Da ritten die Executoren des Kaiſers, die „Seligmacher“, durch die Thore. Der größte Theil der Bürger floh mit Weib und Kind aus der Stadt, alle Dörfer waren voll Auswandrer, ſie wurden durch Soldaten und abtrünnige Bürger mit Gewalt zurückgeholt und ins Gefängniß geſetzt, bis ſie Beichtzettel vorwieſen; die weiter geflohenen wurden nach Sachſen getrieben. Jetzt wurde ein

neuer Rath eingesetzt, wie es in solcher Zeit zu gehn pflegt, aus übel berüchtigten und untüchtigen Männern, die verlassenen Bürgerhäuser wurden geplündert, viele schwer beladene Wagen mit Hausrath von katholischen Nachbarn den Soldaten abgekauft und fortgeführt. Der neue Rath wirthschaftete gewissenlos, der Königsrichter — ein bekehrter Löwenberger Advocat — und die Rathsherren mißhandelten die heimlichen Protestanten und suchten sich aus dem Stadtvermögen zu bereichern. Zweihundertundfünfzig Bürger lebten mit ihren Familien als Flüchtlinge, die eine Seite des Marktes war ganz unbewohnt; dort wuchs langes Gras und das Vieh weidete darauf. Im Winter trieb Hunger und Kälte wenigstens Frauen und Kinder in die zerstörten Häuser zurück. Einige Zeit war der leitende Geist des neuen Rathes ein zugezogener Franciscaner, Julius, gewesen, ein verwegener Gesell, gar nicht wie ein Mönch, der unter seiner Kutte goldene Armbänder trug. Dann wurde ein katholischer Pfarrer Exelmann, Sohn eines evangelischen Predigers, eingesetzt. Aber wie zerschlagen auch die Bürgerschaft war, das Amt des Pfarrers und der neuen Stadtregenten war doch nicht ohne Widerspruch. Noch waren nicht alle Mächte der Stadt bezwungen. Wie die Gegenpartei widerstand, sei hier nach dem Bericht eines Zeitgenossen*), welchen der fleißige Sutorius in seiner Geschichte von Löwenberg (1782, Theil II) abgedruckt hat, mitgetheilt.

„Am Morgen (9. April 1631) früh kamen die nachfolgenden Herren, als erstlich der Pfaffe, zweitens der Königsrichter, welcher ein Advocat Elias Seiler war, drittens Georg Mümer Se. Wollenweisheit, ein Tuchmacher, viertens Schwob Franze, ein Tuchmacher, fünftens Doctor Melchior Hübner,

*) Die Handschrift — es sind mehre alte Abschriften vorhanden — ist nach Sutorius II, S. 234 vom Jahre 1631, jedenfalls von einem Augenzeugen verfertigt. Hier wurden nur wenige Längen gekürzt, ein paar Mal rauhe Scheltworte gemildert.

ein geweſener Mühlknecht und verdorbener Bäcker, ſechſtens Meiſter Daniel Seiler, ein Tiſchler, ſiebentens Peter Baier, der Stadtſchreiber, auf dem Rathhauſe zuſammen und beſetzten den Rathsſtuhl. Der Herr Bürgermeiſter lag an Podagra krank. Da proponirte der Pfaffe, der die Oberhand im Rathe hatte, mit dieſen Worten: „Ihr meine geliebten Kirchkinder, nachdem ich von euch vernommen, daß ihr an Königlicher*) Majeſtät Hof nach Wien eine Abſendung thun wollt, ſo habe ich und der Herr Königsrichter reiflich befunden, daß vor eurem Aufbruch alle Weiber zu unſerer Religion gezwungen würden. Dadurch werdet ihr euch bei Hofe eine große Gnade zuwege bringen. Ich will auch nicht unterlaſſen, euch durch Handbriefe bei meinem hochgeehrten Herrn Vetter, dem Herrn Pater Lemmermann, jetzo Königlicher Majeſtät Beichtvater, der gewiß in allen geheimen Rathſchlägen viel gilt, zu recommandiren, wie fleißig und eifrig ihr geweſen und die Weiber zurecht gebracht habt, ſo daß euch allen, die ihr jetzo beiſammen ſeid, ein ſonderlich Gratial gegeben werden ſoll. Derowegen fahret eifrig fort. Wollen ſie nicht gutwillig, ſo habt ihr Thürme und Gefängniſſe genug, ſie damit zu zwingen.“

Auf dieſe Propoſition wurde herumvotirt, und ſagte zuerſt der Königsrichter: „Ja, ihr Herren, weil ich ſolche Reiſe zum Beſten gemeiner Stadt gutwillig auf mich nehmen will, ſo befinde auch ich für ſehr gut, man nehme dieſe Geſchöpfe mit Eifer und Ernſt vor. Wollen ſie nicht gutwillig, ſo ſperre man die vornehmſten ein. Was gilt's, die andern werden bald nachgeben. Sie werden kommen und bitten, daß man ſie herauslaſſe. Es würde auch mancher froh ſein, daß die ſeine wegliefe und er ſie los würde. Haben wir die Männer zurecht gebracht, ſo wollen wir's mit dieſen Beſtien auch machen.“

*) Der Kaiſer war als König von Böhmen Oberherr Schleſiens.

Herr Mümerus, Se. Wollenweisheit, ſagte: „Ihr Herren, ich bin nun ein Witwer bald ein halbes Vierteljahr; ich weiß davon zu ſagen, was einer für Kreuz hat, wenn ihm von ſeinem Weibe Tag und Nacht das Gewiſſen gerührt wird. Es wäre wol gut, wenn Mann und Weib einen Glauben und ein Vaterunſer hätten, mit den zehn Geboten möchte es nicht ſo dringend ſein. Es wäre auch gut, daß die Weiber thäten wie wir, weil ſie unſer Einkommen mit genießen und Rathsfrauen werden. Allein ich beſorge, es wird ſchwer angehn. Ich wollte lieber faſt rathen, man conſultirte hierüber zuvor den Herrn Landeshauptmann, wie er es mit ſeinem eigenen Weibe anſtellen wollte. Man könnte dann einen beſſern Nachdruck geben, wenn man einen beſtimmten Befehl dazu hätte. Mein Weib hätte ich wol nimmermehr dazu gebracht!“

Schwob Franze ſagte: „Ihr Herren, mein Weib iſt mir, wie ihr wißt, dieſer Tage geſtorben, ſo daß ich nunmehr wieder frei und ein Witwer bin; ich weiß auch davon zu ſagen, wie ich von meinem böſen Weibe wegen des Papſtthums geplagt worden bin. Gleichwol weiß ich nicht, wie man die Sache recht angreifen ſoll. Es hat gleichwol noch hübſche Weiber und Witwen unter den lutheriſchen Ketzern. Wäre es auch gut und übers Herz zu bringen, daß man ſie alle auf einmal wegjagte und einſperrte? Ihr Herren, ihr werdet's wohl machen. Ich bin der Meinung wie mein Herr College Mümer. Wenn ich heut oder morgen freie, muß mein Weib meinen Glauben haben, oder den Mund über den Glauben halten.“

Hierauf fing nun Doctor Melcher an: „Ihr Herren, Gotts Sacrament, ma — ma — man ſperre ſie nur zuſammen ein, und la — la — laſſe keine heraus, wenn ſie gleich im Gefängniß verfaulen ſollten, bis ſie es zuſagen. Ich habe geſtern mein Hauskreuz darüber geſchlagen. Der Teu — Teufel ho — ho — hole mich, ſie muß es thun, oder ich jage ſie ganz davon.“

Meiſter Daniel Seiler ſagte: „Ihr meine hohen und wohlgroßgünſtigen Herren, fahret in ſolchem guten Werke nur mit Gewalt fort. Der Landeshauptmann hat uns hierin nichts zu befehlen, er ſehe ſelbſt zu, wie er ſeine ketzeriſche Frau zurecht bringt, welche kein geringes Aergerniß und ein Spiegel für unſere Weiber iſt. Derowegen bitte ich, man fahre gegen die Weiber mit der Execution fort.“

Des Herrn Stadtſchreibers Peter Baier's Votum war: „Ihr Herren, ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Ich habe eine böſe Sieben, die beißt um ſich wie der Teufel. Ich traue mir nicht ſie zu bändigen. Könnt ihr's thun, ſo verſucht's. Ich rathe aber, daß man anfangs freundlich mit den Frauen rede, ihnen Bänke ſetzen laſſe in der Rathsſtube und ſie niederſitzen heiße, ob es möglich wäre, daß man ſie mit guten Worten und hernach erſt mit Drohung bekehren könnte. Vielleicht nehmen ſie ſich's zu Herzen.“

Hierauf wurde das Concluſum gemacht von dem Pfaffen und Königsrichter. Sie ſagten: „Die Zeit iſt kurz, man kann nicht viel Friſt geben, es heißt hier: Friß, Vogel, oder ſtirb.“

Es läutete deswegen der Königsrichter dem Stadtknecht und fragte: „Sind die Weiber draußen?“ Er ſagte: „Nein, es iſt noch keine da.“ Darauf befiehlt ihm der Richter: „Geht hin, ihr werdet ſie entweder bei mir oder bei der Frau Geneußin finden.“ Der Stadtknecht fand aber bei dem Königsrichter niemand, bei der Frau Geneußin etwa eine Mandel Weiber beiſammen. Zu dieſen ſagte er: „Ihr Frauen, es läßt der Herr Pfarrer nebſt dem Herrn Königsrichter und einem ehrbaren Rath den Frauen einen guten Morgen ſagen und daß ſie aufs Rathhaus kommen ſollten, die Herren wären beiſammen.“

Darauf gab die Königsrichterin zur Antwort: „Ja, ja, ſagt ihnen einen guten Morgen wieder; wir werden bald kommen.“ Alſo gingen die Frauen Paar und Paar, die Königsrichterin und Bürgermeiſterin voran, und ſtiegen die

Rathstreppe hinauf. Die anderen Frauen aber, so sich in den Brotbänken und sonst hin und wieder in Häusern gesammelt hatten, kamen in großer Anzahl truppweise hinterdrein. Als nun der Diener im Rath angesagt, daß die Frauen da wären, fing der Königsrichter an: „Laßt sie herein.“ Der Diener sprach: „Herr, sie alle haben hier drin nicht Raum. Ich halte dafür, daß ihrer ein halbes Tausend beisammen ist. Das Rathhaus ist bald ganz voll. Sie sitzen auch schon zum Theil auf den Pfeiferstühlen.“

Da fing der Pfaffe an: „Ei, ei, halt still, das ist nicht gut. Ich habe nicht anders gemeint, als daß zuerst nur die vornehmsten Frauen von Rath, Schöppen und Geschwornen heraufgefordert würden. Ei, ei, was habt ihr gethan!“ Da sprach der Diener: „Ew. Ehrwürden lassen sich berichten: als mir gestern der Herr Königsrichter befahl, ich sollte alle Weiber, die nicht bekehrt wären oder es nicht werden wollten, herauffordern und bei seiner Frau anfangen, habe ich solches bestellt, und weil es ziemlich spät war, sagte ich den meisten, die mir begegneten, eine sollte es der andern anzeigen, daß sie morgen bei Strafe kämen und nicht ausblieben. Ich vermeine, daß ich nicht unrecht gethan habe.“

Da sprach der Pfaffe abermals: „Ei, ei, ihr Herren, ihr Herren, das ist nicht gut. Ich weiß nicht, wie man's macht, daß man einen Theil der Weiber los werde.“

Darauf sagte der Königsrichter zum Pfaffen: „Geben sich Ew. Ehrwürden nur zufrieden; wir wollen die Sache schon machen und anfangs nur die vornehmsten Weiber herein fordern. Wenn sie sehen, daß man ihnen durch den Sinn fährt oder sie gar einsperren lassen will, werden sich die andern bald verlieren und davonlaufen.“ Es wurde deshalb beschlossen und dem Diener angedeutet, er solle den erwähnten Frauen ansagen, daß sie allein hereinkommen sollten.

Als nun der Diener solches ausgerichtet, fing die Königsrichterin an: „Mit nichten, wir lassen uns nicht trennen; wo

ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz. Sprecht, wir laſſen bitten, man ſolle uns nur vorlaſſen.“ Solches berichtete der Diener wieder dem Rathe hinein. Da entrüſtete ſich der Königsrichter und ſagte mit großem Ernſte: „Geht wieder hinaus und ſaget den elementiſchen Weibern, ſie ſollen ſich nicht widerſpenſtig und ungehorſam zeigen, oder ſie ſollen erfahren, wie man mit ihnen umgehn werde.“ Dann ging der Diener wieder hinaus und überbrachte den Befehl ernſtlich; aber die guten Weiber beſtanden auf ihrer vorigen Meinung und ſagten, ſie begehrten zu wiſſen, warum man ſie gefordert hätte; keine laſſe ſich von der andern trennen, wie es einer ergehe, ſolle es allen ergehn. Es war darüber unter den Weibern ein großes Getümmel und Gemurmel, daß es die Herren in der Stube wol hören konnten.

Als der Diener ſolche Antwort wieder hereinbrachte, erſchraken ſie, daß ſie lieber geſehen hätten, die Weiber wären ich weiß nicht wo. Es wurde daher einhellig beſchloſſen, den Herrn Stadtſchreiber hinauszuſenden, damit er ihnen beweglich, doch freundlich mit guten Worten zuſpräche, daß doch die vornehmſten Frauen hineinkommen wollten, die andern möchten nach Hauſe gehn; keiner ſolle ein Leid widerfahren. Aber Alles war vergeblich. Die Weiber blieben feſt, nicht von einander zu weichen. Und die Königsrichterin fing an und ſagte zum Stadtſchreiber: „Ja, ja, Lieber, ja, meint ihr auch, daß wir ſo einfältig ſind und den Poſſen nicht merken, wie man uns arme Weiber wider unſer Gewiſſen zwingen und bringen will, den Glauben zu wechſeln? Mein Mann und der Pfaffe ſind in dieſen Tagen nicht vergebens zuſammengelaufen, haben faſt Tag und Nacht bei einander geſteckt, gewiß haben ſie einen Teufel gekocht oder gebraten, den mögen ſie auch ſelber aufeſſen; ich gehe nicht mit hinein. Wo ich bleibe, da bleibt auch mein Schwanz und Anhang.“ Sie wandte ſich herum zu dem andern Haufen und ſprach: „Ihr Frauen, iſt das euer Wille?“ Da ward abermal von allen

Weibern großes Geſchrei: „Ja, ja, nun wohlan, wir ſtehn alle für einen Mann.“

Hierüber erſchraken nun der Herr Stadtſchreiber heftig, er lief eilend wieder in den Rath und brachte mit Wehmuth den Handel vor, daß der Rath in nicht geringer Gefahr wäre, denn er habe geſehen, daß faſt jede Frau ein großes Gebund Schlüſſel an der Seite hangen hätte.*) Darüber entfiel ihnen der Muth ganz und gar, ſie hingen die Köpfe und wußten weder aus noch ein; einer wünſchte ſich hier, der andere dort hinaus. Doctor Melcher faßte noch einen Muth und ſprach zum Pfaffen: „Potz Sacrament, wohlehrwürdiger Herr, hätte ich nur jetzt ein paar hundert Musketiere, ich wollte das Pa — Pa — Pack wol niedermachen laſſen, außer denen, die auf die Knie niederfielen.“

Zuletzt colligirte ſich der Herr Stadtſchreiber etwas. „Ihr Herren, ich wüßte wol Rath, wie wir hinab und von den Weibern fort kämen. Wenn die Herren beide Thüren am Rathhauſe zuſchließen laſſen, wollen wir ſtillſchweigend aus der unterſten Rathsſtube durch die Thurmthüren hinaus und uns davon machen; ſo werden ſie nicht gewahr, wo wir hin kommen. Doch ich weiß nicht, wo die Schlüſſel zu den Thurmthüren ſind.“ Dieſer gute Rath gefiel Allen wohl, die Schlüſſel wurden fleißig geſucht, unterdeß aber die Stadtknechte hereingerufen und befehligt den Weibern anzudeuten, ſie möchten ſich ein wenig gedulden. Die Stadtknechte aber ſollten ſehen, wie ſich einer zur vordern, der andere zur hintern Thür ſpielen könnte, darauf ſollten ſie jählings hinauslaufen und die Thür hinter ſich zuſchlagen.

Dieſer Anſchlag glückte, die guten Weiber, deren zweihundertdreiundſechzig waren, wurden ſo eingeſperrt. Der Stadtſchreiber aber machte die Thurmthüren, die ſeit etlichen

*) Das Schlüſſelbund war im Mittelalter nicht nur bedeutſames Rechtsſymbol, auch die volksthümliche Waffe der Frau.

Jahren nicht geöffnet worden, geſchwinde auf, kam gelaufen und rief: „Ihr Herren, fort, fort, das Loch iſt offen; aber ſtill, ſtill, um Gottes willen ſtille, daß es die Weiber nicht inne werden, ſonſt betrügt uns der Teufel.“

Darauf liefen ſie, was jeder laufen konnte, zum Theil ohne Hut und Handſchuh, einer lief heim, der andere zum Nachbar, und wo jeder in der Eile ſicher zu ſein vermeinte. Alle wußten von erſchrecklicher Angſt zu ſagen. Der Pfaffe lief in vollem Trabe die Kirchgaſſe hinauf, ſah mehr rückwärts als vor ſich, ob die Weiber etwa nachfolgen und ihm mit den Schlüſſeln zur Meſſe läuten wollten. Er ſchloß das Pfarrhaus hinter ſich zu, wie die Stadtknechte das Rathhaus. Er war ſo matt, daß er weder eſſen noch trinken mochte, ſeine beiden Damen hatten genug an ihm zu kühlen.

Als nun die verſperrten Weiber, welche zum Theil an den Fenſtern ſaßen, das Geſchrei hörten, ſo unten in der Stadt umherging, daß die ehrenfeſten Herren ſo fein ausgeriſſen wären, lief die Königsrichterin zur Rathſtubenthür, klinkte auf, rief überlaut mit großer Verwunderung: „Der Teufel hat die Schelme alle hinabgeführt; ſeht, da liegt ein Hut, ein Handſchuh, ein Schnupftüchel, alle Thüren ſind offen. Kommt, laßt uns ſelbſt zu Rathe ſitzen und nach unſern Männern ſchicken, ſie ſollen bei Strafe kommen und unſern Beſcheid anhören.“ Darauf ward von allen Weibern ein großes Geſchrei und Gelächter, daß man's über den ganzen Ring hören konnte.

Zuletzt aber traten die Frauen doch zu Häuflein, zu zehnen und zwölfen, ſie beklagten ihre Männer, Kinder und Säuglinge, die würden nichts zu eſſen haben. So wurden ſie einig, durch etliche Weiber, die draußen vor der Thür warteten und auch gern drinnen bei den verſperrten geweſen wären, den Königsrichter zu bitten, ſie loszulaſſen und ihnen anzuzeigen, weshalb man ſie heut auf das Rathhaus gefordert.

Unterdeß aber empfand der Königsrichter, daß er jetzt

beim Heimgange vom Rathhause klüger geworden, als er heut früh beim Hinaufgehn gewesen, ihm däuchte, nicht alle Männer möchten so gegen ihre Frauen gesinnt sein als er. Auch sah er ein ziemliches Laufen um das Rathhaus von Kindern und Gesinde, die den Frauen gern etwas von Speise und Trank zutragen wollten, ja es war von einem guten Freunde schon angestellt, den lieben Weibern ein ganzes Viertel Bier zum Labsal zuzustoßen. Ueberdies fand sich auch schon eine Anzahl Männer zusammen, welche zu wissen begehrten, was ihre Frauen gethan, daß man sie eingesperrt hätte. Da faßte der Königsrichter wieder einen Muth und ließ die Herren cito citissime in sein Haus zu einer nothwendigen Unterredung zusammenbitten. Die vier Herren des Raths und der Stadtschreiber wurden mit großer Mühe gefunden, der Pfaffe aber hatte sich tief versteckt und ließ sich wegen Mattigkeit und weil er Ruhe nöthig hätte, entschuldigen. Es ward aber eine wiederholte Absendung an ihn beschlossen, die dem Pfaffen zu Gemüth führte, er müsse sich unfehlbar einstellen, weil er diese Händel mit verursacht habe.

Unterdeß kam der Rathsdiener ans Rathhaus gelaufen, auf wessen Geheiß, weiß man nicht, rief durch die verschlossene Thür seine Frau, die mit im Conclave war, und sagte ihr: „Deutet den andern Frauen an, daß die Herren jetzt wieder beim Königsrichter zusammengekommen sind; man wird bald heraufschicken und das Rathhaus öffnen lassen, damit eine jede wieder heimgehe.“ Darauf gab die Königsrichterin Antwort: „Ja, gar gern wollen wir uns gedulden, sitzen wir doch im Trocknen. Aber sagt ihnen auch, sie sollen uns berichten, warum man uns heraufgefordert und ohne Verhör eingesperrt hat.“

Der Pfaffe ließ sich endlich bewegen und kam zum Königsrichter in den Rath. Sie klagten einander anfangs heftig ihre Mattigkeit wegen großer ausgestandener Angst und Gefahr, weshalb ihnen auch geschwinde ein Labetrunk Wein herum-

gegeben ward; was ſie aber ſonſt damals für Anſchläge gemacht, habe ich ſo genau nicht erfahren können, weil Alles in Eile und ſtehend geſchah und kein Protokoll darüber gehalten ward. Gewiß aber iſt es, daß ſie ſich, wie bei Lumpenleuten Gebrauch iſt, ziemlich gebiſſen und einer dem andern bald dies bald das an den Bart geworfen haben. Doch zuletzt wurden ſie einhellig, eine Abſendung an die verſperrten Frauen zu thun, dieſelben eito loszulaſſen und auf das Allerfreundlichſte zu bereden, damit ſie das Rathhaus wieder quittiren möchten. Zur Abſendung wurden vermocht Herr Mümer, Meiſter Daniel und Herr Notarius. —

Als dieſe ankamen, wurde die Thür ſogleich geöffnet, und die Abgeſandten traten mitten unter die Weiber in einen Kreis.

Da fing der Stadtſchreiber ſo an: „Ehrbare, viel ehr- und tugendſame, inſonders großgünſtige, liebe Frauen! Der Herr Pfarrer nebſt dem Herrn Königsrichter und ein wohlweiſer Rath laſſen den Frauen ſammt und ſonders einen guten Tag vermelden, verwundern ſich höchlich, daß die Frauen die Sache ſo übel aufgenommen und anders verſtanden haben, als ſie gemeint war. Und weil die Frauen ſo inſtändig begehrt haben zu wiſſen, warum dies geſchehen, ſo haben gemeldete Herren uns abgefertigt, mit Wahrheit dies zu vermelden. Erſtens, weil nunmehr die Marterwoche herbeikäme, an welcher in der Kirche vornehmlich von dem heiligen Sacrament gepredigt wird, ſo hätte man die Frauen chriſtlich und treulich vermahnen wollen, daß ſie ſich dazu fleißig einſtellen möchten. Zweitens wird gebeten, daß am bevorſtehenden Oſterfeſt ſich die Frauen ebenfalls ſämmtlich einſtellen und mildreich erzeigen wollen, weil des Herrn Pfarrers Accidenzien bei ſo geringer Anzahl der Bürger gegenwärtig ſchlecht wären.“

Nach ſolchem Anbringen des Stadtſchreibers wollte es Meiſter Daniel, der Tiſchler, noch beſſer machen und ſprach:

„Meine großgünſtigen Frauen! Die Frauen ſollen es nicht anders verſtehn, als daß dies eine freundliche Unterredung iſt, und daß gar keine Gewalt angewendet werden ſoll. Denn meine Herren und ein hochweiſer Rath haben nicht den Gebrauch einen henken zu laſſen, bevor ſie ihn haben."

Auf dieſe leichtfertige, unbeſonnene Rede, die doch ganz und gar nicht dem Rath diente, ſtießen ihn Herr Mümer und Herr Notarius ſelbſt auf der Stelle an, unter den geſammten Weibern aber wurde ein großes Gelächter und Getümmel. „Ja, ja, jetzt verſtehen wir wol, ſie vergleichen uns Leuten, die gehenkt werden ſollen. Ihr ſelber ſeid ſolche Geſellen unter einander. O ihr ungetreuen Schelme, ihr Kornwucherer, ihr Wolldiebe!" Darauf ſchrie die Königsrichterin: „Still, ſtill, ihr Weiber!" und ſprach zu Meiſter Daniel: „Hört, lieber Schwager, ihr verſteht's nicht, ſeid auch viel zu geringe, uns wider unſer Gewiſſen zu zwingen. O wie wird euch Gott ſtrafen und meinen Mann dazu, der ſo öffentlich wider ſein Gewiſſen handelt. Euer beider lieber ſeliger Vater iſt ein ſtattlicher lutheriſcher Geiſtlicher geweſen, der hat euch etwas Anderes gelehrt. Jetzt ſprecht ihr, ihr ſeid gut katholiſch. Zu euren Schelmſtücken braucht ihr euren neuen Glauben; wenn ihr betrunken ſeid, redet ihr ſelber ſchandlos genug von der Mutter Gottes, und wenn ihr zu euren ſchlechten Dirnen geht, nennt ihr euch nicht anders als Marienbrüder. O, wenn man euch euren Gewinn abſchaffen wollte, den ihr aus euren Aemtern und aus den Gütern gemeiner Stadt macht und den ihr doch alle wieder verfreßt und vertrinkt, wenn ihr wieder Hobelſpäne machen und tapfer arbeiten müßtet, daß euch warm würde, wie bald ſolltet ihr euer Papſtthum wieder los werden. Daß euch Gott ſtrafe! Nimmermehr ſollt ihr uns unſern Glauben nehmen, ihr ſelbſt werdet noch darüber gehenkt werden."

Die Frau Bürgermeiſterin ſagte: „Habt ihr ſonſt nichts mit uns zu reden gehabt, ſo hätte das auch der Pfarrer von

der Kanzel thun können, und man hätte uns deshalb nicht einsperren dürfen. Ich lasse mich nicht so zur Kirche zwingen. Bei unseren vorigen Pfarrern und Predigern bin ich mit großer Freude zur Kirche gegangen, habe dort Trost aus Gottes Wort genommen; jetzt werde ich nur noch mehr darin betrübt und geärgert, daß es Gott im Himmel zu klagen ist. Was den Opferpfennig anbelangt, so steht es einem jeden frei, wer ihn zu geben hat, der mag ihn geben." Hierauf schrien die andern Weiber überlaut: „Ja, einen Teufel wollen wir dem Pfaffen auf den Kopf geben." Die Herren Abgesandten erschraken über solche Reden, baten um ihren Abtritt, sagten kein Wort weiter und gingen davon.

Als nun die Herren Abgesandten beim Königsrichter wieder ankamen, war der Pfaffe und die andern Herren schon wieder davon gegangen; sie machten ihre Relation und gingen auch nach Hause. Die Frauen waren nun gleichfalls ihres Arrestes entledigt. Dem Königsrichter aber stieg die Sache ernstlich zu Kopfe, er nahm es sich zu Herzen, daß ihn seine Gedanken so schändlich betrogen und die Sache zu einem ewigen Spott für ihn ausgelaufen war. Er ging in der Stube auf und ab, murmelte mit sich selbst, zuletzt sagte er: „Gebt mir was zu essen." Als der Tisch gedeckt und von seiner Magd und Kindern aufgetragen wird, eine Schüssel Krebse und ein Stück Weißbrot und Käse, auch Butter, erzürnt sich der gute Herr heftig, nimmt zuerst das liebe Brot, dann die Butter mit der zinnernen Buttermulde, und wirft sie zum Fenster hinaus auf den Markt. Auch die Krebse alle wirft er in der Stube herum, greift auch nach der Wurst, die auch auf dem Tische stand, welche die Kinder aus Hunger wol gemocht hätten, weil sie damals den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten. Ja, er war so ergrimmt, daß er aus der Stube hinauslief, Schüsseln und Tiegel zerschlug und Alles, was ihm unter die Hände kam, daß darüber ein Zulauf von den Nachbarn geschah. Darnach lief er ins Stübel hinauf und hielt

ein großes Geſchrei und Weſen nur mit ſich ſelbſt, als wenn Alles voller Leute wäre. Den andern Tag ſtand er früh auf, verreiſte und übertrug ſein Amt dem Doctor Melcher. —

An dieſem Tage ruhten die Herren aus bis gegen Abend. Da rief der Pfarrer den Stadtknecht zu ſich und befahl ihm, daß er in ſeinem und des Doctor Melcher's als des Vice-Königsrichters Namen die Frau Bürgermeiſterin und die Frau Geneußin auf morgen früh nach der Meſſe zu ihm auf den Pfarrhof fordern ſolle. Das beſtellte der Stadtdiener. Die Bürgermeiſterin gab zur Antwort: „Ja, ja, ich will kommen, will es aber zuvor meinem Herrn ſagen.“ Als ſie aber zur Frau Geneußin kam und es ihr auch anmeldete, war bei dieſer der Eidam, Herr Krekler, der nachher Bürgermeiſter wurde, der gab den Beſcheid: „Iſt der Pfaff und Doctor Melcher euer Herr? oder ſind ſie die Herren meiner Frau Schwiegermutter? Antwortet, daß ſie nicht kommen, es befehle ihnen denn der Herr Bürgermeiſter.“ Das ſagte der Stadtknecht dem Bürgermeiſter; der beſann ſich etwas, endlich ſagte er: „Meinetwegen, ſie ſollen gehn, ich bin es zufrieden, damit man mir nicht die Schuld gebe.“

Am Morgen Freitag um die angeordnete Stunde ging die Frau Bürgermeiſterin zum Pfaffen; die Frau Königsrichterin, welche doch gar nicht gefordert war, ebenfalls mit der Frau Geneußin. Da fing der Pfaffe an aufs Freundlichſte mit ihnen zu reden und bat ſehr höflich, ſie ſollten ſich doch bequemen und die heilige, alleinſeligmachende Religion annehmen, wie ihre Herren auch gethan hätten. Sie würden ſehen, wie wohl man ſich dabei befände, und wie wohl es ihnen ergehn würde. Darauf gaben die Frauen ſogleich zur Antwort: „Nein, wir ſind von unſern Eltern und vorigen Predigern anders unterrichtet worden; dabei befinden wir uns gar wohl. In eure Religion können wir uns nicht ſchicken.“ Darauf ſagte der Pfarrer: „So kommen die Frauen doch nur zur Kirche, oder wenn ſie Kummer oder Bedenken haben, zu

mir, ſo oft ſie wollen; ich will ſie gewiß fleißig unterrichten.“ Die Frauen gaben zur Antwort: „Nein, der Herr darf ſich unſertwegen keine Mühe geben, wir thun's nicht.“ „Ei“, ſprach der Pfaffe, „ſo geben die Frauen doch gute Exempel, und gehen ſie wenigſtens zur Kirche und zur Meſſe, und ärgern nicht etwa andere, die ſchon erklärt haben, wenn die Frauen gingen, ſo wollten ſie auch gehn.“ Die Frauen antworteten: „Aber wir thun's nicht. Wir wollen auch niemandem wehren. Das ſind Gewiſſensſachen, darüber hat niemand als Gott zu richten.“ Als nun der Pfaffe ſah, daß Alles vergebens war, bat er: „Ei, ei, ſagen ſie doch wenigſtens zu den andern Frauen und Weibern, ſie hätten ſich vierzehn Tage Bedenkzeit ausgebeten und auch erlangt.“ Darauf antworteten die Weiber faſt im Zorn: „Nein, lieber Herr, wir haben von unſern Eltern nicht lügen gelernt, wir wollen's von euch auch nicht lernen; wir bitten, ihr wollt uns verſchonen.“ So gingen ſie davon.

Während aber die drei Frauen beim Pfaffen waren, fanden ſich unterdeß zum Verwundern ſchnell eine große Menge Weiber zuſammen, viel mehr als das erſte Mal bei einander geweſen. Dies nahm Herr Schwob Franze wahr, kam eilend und keuchend zum Bürgermeiſter gelaufen und ſagte: „Herr, ich bitte euch um Gottes willen, habt ein Einſehen und wehrt dem Pfaffen die Händel mit den Weibern, es ſind ihrer wieder eine große Menge beiſammen, die ganzen Brotbänke und alle Häuſer in der Kirchgaſſe ſind voll. Hilf mir Gott, ſie erſchlagen uns mitſammt dem Pfaffen; ich laufe davon.“

Der gute Bürgermeiſter lag ſo krank zu Bette, daß er weder Hand noch Fuß regen konnte. Er ſchickte eilend nach dem Pfaffen und ſagte ihm ziemlich deutſch, was er für abenteuerliche Händel anfinge, dergleichen ſonſt in keiner Stadt gehört worden. Würde ihm von den Weibern Ungelegenheit begegnen, ſo wolle er nicht ſchuldig ſein.

Darauf fing der Pfaffe an: „Ei, nein, Herr Bürger-

meiſter, der Herr erzürne ſich nicht ſo. Ich ſehe, daß ich von dem leichtfertigen Mann, dem Doctor Melcher, betrogen bin, der die Sache ganz anders berichtet hat. Ich bitte, der Herr laſſe den Weibern andeuten, daß ſie wieder nach Hauſe gehn; es ſoll gewiß nicht mehr geſchehen, was geſchehen iſt, das verſichere ich dem Herrn hiermit."

Als dies die Weiber hörten und daß den Frauen nichts weiter begegnet war, als was oben erzählt iſt, waren ſie auch zufrieden, gingen heim und legten ihre Schauben und Schlüſſelbunde weg, jedoch nicht weit von ſich, damit ſie ſolche im Fall der Noth bei Tag und Nacht ſogleich zur Hand hätten."

So weit der alte Bericht. Der Geiſtliche mußte das Jahr darauf Löwenberg ſchimpflich verlaſſen, weil ſeine ärgerlichen Händel nicht aufhörten. Er hatte unter anderm einen öffentlichen Bierſchank mit Schöps, dem alten ſchleſiſchen Biere, errichtet. Der böſe Doctor Melchior wurde ſpäter aus Verzweiflung Soldat und bei Prag gehenkt. Und die tapfern Frauen? — Wir hoffen, ſie ſind mit ihren Männern nach Breslau oder nach Polen geflüchtet.

Von 1632 verfiel die Stadt mit jedem Jahre mehr; bald Schweden bald Kaiſerliche, bald evangeliſche bald katholiſche Seelſorger; im Jahre 1639 hatte die Stadt noch vierzig Bürger und eine Schuldenlaſt von anderthalb Tonnen Goldes; 1641 deckten die Bürger ſelbſt ihre Häuſer ab, um keine Steuern mehr zu zahlen, und hauſten in Strohhütten. Als der Friede kam, war die Stadt faſt ganz „über den Haufen gefallen". Im Jahre 1656, acht Jahre ſpäter, waren wieder 121 Bürger, ungefähr 850 Einwohner in Löwenberg; etwa 87 Procent der Bevölkerung waren untergegangen.

6.

# Der dreißigjährige Krieg.

## Der Friede.

Der Friede war unterzeichnet, die Gesandten hatten einander zur Bestätigung feierlich die Hand gereicht, auf allen Straßen ritten die Trompeter, das glückliche Ereigniß zu verkündigen.

Zu Nürnberg hielten die Kaiserlichen und die Schweden im großen Saale des Rathhauses das Friedensbanket.*) Die hochgewölbte Halle war glänzend erleuchtet, zwischen den Kronleuchtern hingen dreißig Arten Blumen und lebendige Früchte in Goldlahn eingebunden herab; vier Musikchöre waren zu lustigem Spiel aufgestellt, in sechs verschiedenen Zimmern versammelten sich die sechs Classen der eingeladenen Gäste. Auf den Tafeln standen die beiden ungeheuren Schaugerichte, ein Siegesbogen und ein sechseckiger Berg, bedeckt mit mythologischen und allegorischen Figuren, lateinischen und deutschen Sinnbildern. Aufgetragen wurde in vier Gängen, jeder Gang hundertundfünfzig Speisen, dann kamen die Früchte in silbernen Schüsseln und an „lebendigen" Zwergbäumen, mit denen die ganze Tafel besetzt war; dazwischen brannte feines Rauchwerk, das einen sehr guten Geruch von sich gab. Darnach wurde das oberste Blatt der Tafel stückweis abgenommen,

*) Kurtze Beschreibung des Schwedischen Friedenmahls, gehalten zu Nürnberg den 25. Herbst-Monat des 1649. Jahres. 4. 4 Bll.

der Tiſch von neuem mit Tellern und Servietten beſetzt und mit überzuckerten Blumen beſtreut, und jetzt folgte das Confect, dazu rieſige Marzipane auf zwei Silberſchalen, von denen jede 10 Pfund ſchwer war. Und wenn die Geſundheit Seiner Kaiſerlichen Majeſtät zu Wien und Ihrer Königlichen Majeſtät von Schweden ausgebracht und auf das Gedeihen des geſchloſſenen Friedens getrunken wurde, mußte auf der Burg aus fünfzehn großen und kleinen Stücken geſchoſſen werden. Zuletzt, als dies Friedensfeſt bis tief in die Nacht gedauert hatte, wollten die anweſenden Kriegsherren und Generäle zum Abſchied noch einmal Soldaten ſpielen. Sie ließen ſich Ober- und Untergewehr in den Saal bringen, erwählten zu Hauptleuten die beiden Geſandten, Seine hochfürſtliche Durchlaucht den ſchwediſchen Generaliſſimus Herrn Karl Guſtav, Pfalzgrafen bei Rhein, der nachher König von Schweden wurde, und Seine Excellenz den General Piccolomini, zum Corporal aber den Feldmarſchall Wrangel; alle Generäle, Oberſten und Oberſtlieutenants wurden zu Musketieren gemacht. So marſchirten die Herren um die Tafel, ſchoſſen ein „Salve", zogen in guter Ordnung auf die Burg und brannten dort vielmals die Stücke los. Bei ihrem Rückmarſch aber wurden ſie von dem Herrn Oberſt Kraft ſcherzweis abgedankt und des Dienſtes entlaſſen, weil nunmehr Friede ſei. Für die Armen aber wurden zwei Ochſen geſchlachtet und vieles Brot ausgetheilt, und aus einem Löwenrachen lief ſechs Stunden lang weißer und rother Wein herab. Aus einem größeren Löwenrachen waren dreißig Jahre lang Thränen und Blut gefloſſen.

Und wie die Herren Geſandten, rüſtete das Volk in jeder Stadt, in jedem halbzerſtörten Dorfe eine Feſtfeier. Welche Wirkung die Friedensbotſchaft auf die Ueberreſte der deutſchen Nation machte, iſt noch aus rührenden Einzelheiten zu erkennen. Den alten Landleuten erſchien der Friede als eine Rückkehr ihrer Jugend, ſie ſahen die reichen Ernten ihrer

Kinderzeit wiederkehren, dichtbevölkerte Dörfer, die luſtigen Sonntage unter der umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, die ſie mit ihren getöteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenoſſen verlebt hatten; ſie ſahen ſich ſelbſt glücklicher, männlicher und beſſer, als ſie in faſt dreißig Jahren voll Elend und Entwürdigung geworden waren. Die Jugend aber, das harte, kriegerzeugte, verwilderte Geſchlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam wie ein Märchen aus fernem Lande. Die Zeit, wo auf jedem Ackerſtück des Winter- und Sommerfeldes dichte gelbe Aehren im Winde wogen, wo in jedem Stalle die Kühe brüllen, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen ſollte, wo ſie ſelbſt mit zwei Pferden und luſtigem Peitſchenknall auf das Feld fahren würden und wo kein feindlicher Soldat die Schweſtern oder ihr Mädchen mit rohen Liebkoſungen an ſich reißen durfte; wo ſie nicht mehr mit Heugabeln und verroſteten Musketen dem Nachzügler im Buſch auflauern, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erſchlagenen ſitzen würden; wo die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern ſein ſollten; wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hofthor hören müßte, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenſter und ſchöne Glocken haben würde, wo in dem beſchmutzten Chor der Kirche ein neuer Altar mit einer ſeidenen Decke, einem ſilbernen Crucifix und einem vergoldeten Kelch ſtehn ſollte, und wo einſt die jungen Burſchen wieder Bräute zum Altar führen müßten, die den jungfräulichen Kranz im Haare trügen. Eine leidenſchaftliche, ſchmerzliche Freude zuckte damals durch alle Seelen, auch die wildeſte Brut des Krieges, das Soldatenvolk, wurde davon ergriffen. Fühlten doch ſelbſt die harten Regierenden, die Fürſten und ihre Geſandten, daß der große Friedensact die Rettung Deutſchlands vor dem letzten Verderben ſei. Feierlich und mit aller Inbrunſt, deren das Volk fähig war, wurde das Feſt begangen. Aus demſelben Kreiſe

von Dorferinnerungen, welchem frühere Beiſpiele entnommen ſind, ſei auch die nachfolgende Feſtbeſchreibung dem Banket der Fürſten und Feldherren entgegengeſtellt.

Döllſtedt, ein ſtattliches Kirchdorf des Herzogthums Gotha, hatte ſchwer gelitten. Im Jahre 1636 hatte das Hatzfeldiſche Corps den Ort überfallen, großen Schaden gethan, die Kirche geplündert, das Holzwerk ausgebrochen und verbrannt, wie ſolches der Herr Pfarrer Deckner kurz vorher prophezeit hatte. „Dieſer liebe Mann", ſo ſchrieb ſein Nachfolger, Herr Pfarrer Trümper, „hatte ſeine Zuhörer mit gerechtem Eifer ihrer Sünden wegen geſtraft. Aber ſeine Strafen und Warnungen hatte man verlacht, ihm allen Verdruß und Undank erwieſen, den Hopfen von den Stangen geſchnitten, das Korn von den Feldern entführt, wie er Anno 1634 mit weinenden Augen klagte. So hatte er auch nichts Anderes als Gottes gerechte Strafe ſolchen verſtockten Herzen ankündigen können. Nicht nur öffentlich von der Kanzel, ſondern auch noch wenige Stunden vor ſeinem ſeligen Abſchied hatte er ſolche Klage geführt: „Ach, du armes Döllſtedt! wie wird dir's nach meinem Abſchied übel gehn!" Und darauf hat er ſich gegen die Kirche gewendet und ſein mattes und mit dem Tode ringendes Haupt über Vermögen mit Hilfe des Wärters aufgerichtet, als wollte er aus der Kammerecke, wo er ſein Leben beſchloſſen, die Kirche noch einmal anſehen, und hat geſagt: „Ach, du liebe, liebe Kirche! wie wird dir's nach meinem Tode gehn! Mit Beſen wird man dich zuſammenkehren."

Seine Prophezeiung traf ein: das Dorf hatte im Jahre 1636 an 5,500 Gulden Kriegsſchaden in Rechnung zu ſtellen, von 1627 bis 1637 zuſammen 29,595 Gulden, ſo daß die Einwohner ſich nach und nach verloren und die Stätte faſt ganz wüſt ſtand; im Jahre 1636 waren noch zwei Paar Eheleute im Dorfe; im Jahre 1641, nachdem Baner und im Winter wieder die Franzoſen gewirthſchaftet hatten, war ein halber Acker Korn beſtellt und vier Einwohner vorhanden. Die eifrige

Sorge Herzog Ernſt des Frommen von Gotha bewirkte, daß ſich in ſeinem Lande die verlaſſenen Dörfer verhältnißmäßig ſchnell wieder mit Menſchen beſetzten. Im Jahre 1650 konnte auch in Döllſtedt das „Jubel- und Friedensfeſt" gefeiert werden. Die Beſchreibung deſſelben folgt hier, wie ſie der damalige Pfarrer Trümper im Kirchenbuch aufgezeichnet hat.

„Den 19ten Auguſt, Morgens vier Uhr, ſind wir mit unſern Adjuvanten und den Hausleuten von Gotha auf unſern Thurm geſtiegen und haben den Morgenſegen muſicirt. Gegen ſechs Uhr iſt, wie den vorigen Tag um ein Uhr auch geſchehen, mit allen Glocken angefangen worden zu läuten, eine ganze Viertelſtunde, halb acht wieder ſo lange. Unterdeß hat ſich das Volk, Mann und Weib, Jung und Alt, außer was beim Geläute bleiben müſſen, vor dem Thor verſammelt, und iſt 1) das Weibervolk auf einer Seite geſtanden, und vor demſelben der Friede, welchen die adeligen Jungfrauen mit einem ſchönen grünſeidenen Kleide und anderem Zierat ganz ſchön ausſtaffiret hatten, auf dem Haupt einen ſchönen grünen Kranz mit eingemengten gelben Flittern und einen grünen Zweig in der Hand haltend. 2) Auf der andern Seite gegen das Dorf ſtanden die Mannsperſonen, und vor denſelben die Gerechtigkeit in einem ſchönen weißen Hemde, einen grünen Kranz auf dem Kopfe, ein bloßes Schwert und gelbe Wage in den Händen tragend. 3) Gegen das Feld auf dieſer Seite ſtanden die Junggeſellen mit Röhren, etliche mit bloßen Schwertern, und vor denſelben der Mars, als ein Soldate gekleidet und eine Armbruſt in den Händen tragend. 4) In der Mitte ſtanden die Schüler, Hausleute und Adjuvanten neben mir. Da habe ich eine Erinnerung gethan, daß wir oft mit thränenfließenden Augen zu unſern Thoren hätten ausfliehen und räumen müſſen, und wenn der Sturm vorüber, mit Freuden wieder heimgegangen wären, ungeachtet wir Alles verwüſtet, zerſchlagen und umgekehrt gefunden. Alſo wären wir billig itzund, dem lieben Gott zu Ehren, vor unſer Thor heraus-

gegangen, und weil er uns durch gnädige Verleihung des edlen, lang erwünschten Friedens von dergleichen Verwüstung, Fliehen und Flüchten errettet habe, wollten wir auch jetzt zu demselben Thore hineingehn mit Danken und zu seinen Vorhöfen mit Loben, und wollten dazu unsere Stimmen einmüthig erheben und singen: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr' ꝛc." 5) Unter Musicirung dieses Gesätzleins näherten sich der Friede und die Gerechtigkeit einander mehr und mehr. Auf die Worte: „All' Fehd' hat nun ein Ende" steckten die mit bloßen Schwertern dieselben ein, die mit den Büchsen thaten einige Salven und kehrten sie darauf auch um. Der Friede winkte denen hierzu bestellten; die nahmen dem Marti, welcher that, als wollte er sich wehren, seine Armbrust und zerbrachen sie ihm; Friede und Gerechtigkeit traten zusammen und küßten sich. 6) Darauf wurde der angefangene Gesang fortgesungen, und schickte man sich an zu gehn. Vor den Schülern ging Andreas Ehrhardt nach Vermögen ausgeputzt, einen Stab über der Hand, mit einem grünen Kranz umwunden. Darauf folgten die Schüler alle mit grünen Kränzen auf den Häuptern, grüne Zweige in den Händen, und hatten die Kleinen weiße Hemden an, darauf die Adjuvanten und Spielleute, nach diesen ich, der Pfarrer, neben dem Herrn Pfarrer von Vargula, welcher zu mir gekommen war. Nach uns gingen die Mägdlein, die kleinen vorher, die großen darnach, alle nach ihrem Vermögen geschmückt und grüne Kränze auf ihren Häuptern. Nach diesen ging der Friede und hinter ihnen Knaben, die trugen einen Korb mit Wecken, eine Schüssel mit Aepfeln, welche hernach unter die Kinder ausgetheilt wurden, item allerlei Früchte des Feldes.

Auf diese folgten die adeligen Jungfrauen neben ihren Muhmen, welche sie zu sich gebeten, nach ihnen die Edelleute von Seebach, Sachsen und andere, die zu ihnen gekommen waren. Nach diesen ging die Gerechtigkeit und hinter ihr her die Heimbürger und Gerichtsschöppen, alle weiße Stäbe in

den Händen tragend, mit grünen Kränzen umwunden. Hierauf folgte der Fähndrich Chriſtian Heum in ſeinem beſten Schmuck, mit einem Stab, daran er ging, in der Hand, aber mit einem grünen Kranz umwunden. Nach dieſen gingen die Mannsperſonen zu Paaren mit grünen Sträußen in den Händen. Auf die Mannsperſonen folgte der Mars gebunden, und hinter ihm die jungen Burſchen mit den umgekehrten Röhren. Darauf folgte der Wachtmeiſter Herr Dietrich Grün in ſeinem Schmuck, einen Stab in der Hand wie der Fähndrich; auf ihn folgten die Weibsperſonen, alle auch zu Paaren in ihrer Ordnung, alle ſingend durch das Dorf nach der Kirche. Als der obgedachte Geſang ausgeſungen war, ſangen wir: „Nun lob, mein Seel, den Herren.“

In der Kirche wurde es mit Singen und Predigen der fürſtlichen Ordnung gemäß gehalten. Nach vollendetem Gottesdienſt gingen wir in voriger Ordnung aus der Kirche auf den Platz vor der Schenke, da die Mannsperſonen auf einer Seite, die Weibsperſonen auf der andern Seite einen halben Circul und alsdann einen feinen weiten Kreis ſchloſſen, und wurde unter dem Hingehn geſungen: „Nun freut euch, liebe Chriſten gmein.“ Nach geſchloſſenem Kreiſe bedankte ich mich gegen ſämmtliche, daß ſie nicht allein dem Ausſchreiben unſerer hohen landesfürſtlichen Obrigkeit zu dieſem Mal gehorſamlich nachgelebt, ſondern auch auf mein Begehren alleſammt, Adlige und Unadlige, vor das Thor gegangen und in ſo ſchöner Ordnung mir zur Kirche gefolget ꝛc., mit Vermahnung, Nachmittags dem Gottesdienſte wieder fleißig beizuwohnen. Und ob ich zwar ſagte, es möchte ein jeder Nachmittags aus ſeinem Hauſe zur Kirche gehn, ſo hatten ſie ſich doch alleſammt wie Vormittags vor der Schenke verſammelt, waren auch der Friede und die Gerechtigkeit wieder in ihrem Schmuck da, Mars aber hatte ſich verloren. Als ich deſſen berichtet wurde, ging ich unter dem letzten Puls mit den Schülern, Adjuvanten und Hausleuten zur Hinter-

thür hinaus, durch die Kirchgaſſe nach der Kirche, da mir jedermänniglich wiederum, wie früh geſchehen, in die Kirche folgete. Darinnen wurde damals geſungen: „Nun laßt uns Gott dem Herren ꝛc.“ Aus der Kirche gingen wir in ſolcher Ordnung wieder ſingend: „Lobet den Herrn, lobet den Herrn ꝛc.“ auf gedachten Platz, wo ich abermals gegen Fremde und Einheimiſche mit einem herzlichen Friedenswunſch mich bedankte. Und wurden hier vor ſechs Groſchen Wecken und etliche reife Aepfel unter die Kinder ausgetheilt.“ —

Bekannt iſt, daß der große Friede ſehr langſam kam, wie Geneſung aus einer tötlichen Krankheit. Die Jahre 1648—50 vom Friedensſchluß bis zur Feier des Friedensfeſtes gehörten noch zu den ſchwerſten der eiſernen Zeit; unerſchwingliche Kriegsſteuern waren ausgeſchrieben, die Heere der verſchiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landſchaften, und der Druck, welchen ſie auf die elenden Bewohner ausübten, war ſo furchtbar, daß mehr als ein Verzweiflungsſchrei der Völker ſich in den Hader der immer noch verhandelnden Parteien miſchte. Dazu kamen Plagen anderer Art, alle Länder wimmelten von „herrenloſem Geſindlein“. Banden entlaſſener Kriegsknechte mit Dirnen und Troßbuben, Schaaren von Bettlern, große Räuberhaufen ſtreiften aus einem Gebiet in das andere, ſie quartierten ſich gewaltſam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten, und ſetzten ſich wol gar in den verlaſſenen Hütten feſt. Auch die Dorfbewohner, mit ſchlechten Waffen verſehen, der Arbeit entwöhnt, fanden es zuweilen bequemer zu rauben als das Feld zu beſtellen, und machten heimliche Streifzüge in benachbarte Gegenden, die Evangeliſchen in katholiſches Land und umgekehrt. Sogar die fremden Söhne eines geſetzloſen Lebens, die Zigeuner, waren an Zahl und Dreiſtigkeit gewachſen und lagerten, phantaſtiſch aufgeputzt, mit ihren hochbeladenen Karren, mit geſtohlenen Pferden und nackten Kindern um den Steintrog des Dorfplatzes. Wo gerade ein kräftiger

Landesfürſt und eifrige Beamte thätig waren, wurde dem wilden Wandern nach Kräften entgegengearbeitet. Die Dorfleute des Herzogthums Gotha mußten noch im Jahre 1649 von den Kirchthürmen Wache halten, Brücken und Fährten über die Bäche des Landes beſetzen und Lärm machen, ſo oft ſie einen marſchirenden Haufen erblickten. Eine Reihe von Polizeiverordnungen, zumeiſt nothwendig und heilſam, war das erſte Zeichen des neuen Selbſtgefühls, welches die Regierungen erhalten hatten. Wer ſich niederlaſſen wollte, dem wurde die Anſiedelung leicht gemacht. Wer feſt ſaß, mußte angeben, wie viel Land er bebaut hatte, in welchem Zuſtande ihm Haus und Hof war, ob er Vieh hatte. Neue Flurbücher und Verzeichniſſe der Einwohner wurden angefertigt, neue Steuern in Geld und Naturalien wurden ausgeſchrieben und auch durch ſolchen harten Druck die Dorfbewohner zur Arbeit gezwungen. Allmählich beſetzten ſich die Dörfer wieder mit Menſchen. Viele Familien, die ſich zur Kriegszeit in die Städte geflüchtet hatten, beſſerten ihre verwüſteten Höfe aus, andere zogen aus dem Gebirge oder der Fremde zurück; auch verabſchiedete Soldaten und Troßknechte kauften von dem Reſt ihrer Beute zuweilen Acker und ein leeres Haus, oder liefen zu dem heimiſchen Dorfe. — Es wurde viel geheiratet und eifrig getauft.

Aber die Erſchöpfung des Volkes war doch jämmerlich groß; die Ackerſtücke, deren viele geruht hatten, wurden ohne Dünger nothdürftig beſtellt, nicht wenige blieben mit wildem Buſchholz und Unkraut bewachſen noch lange als Weideland liegen. Den Grund verwüſteter Ortſchaften kauften zuweilen die Nachbardörfer, an einigen Stellen zogen ſich zwei oder drei kleine Gemeinden zu einer zuſammen.

Noch viele Jahre nach dem Kriege muß das Ausſehen der Dörfer troſtlos geweſen ſein. In Thüringen iſt das zuweilen aus Verhandlungen mit der Obrigkeit erkennbar. Die Hausbeſitzer von Siebleben und einigen andern Gemeinden um

Gotha haben seit dem Mittelalter das Recht auf freies Bauholz aus dem Waldgebirge. Im Jahre 1650 forderte die Regierung auf, dieses Recht gegen Entrichtung einer herkömmlichen kleinen Abgabe von Hafer auszuüben. Da entschuldigten sich einige der Gemeinden, sie seien noch zu sehr herunter, um ans Aufbauen der schadhaften Häuser denken zu können. Zehn Jahre darauf hatte die Gemeinde Siebleben doch schon zweiundvierzig Schulknaben, welche ein geringes Schulgeld bezahlten, und das jährliche Opfergeld in der Kirche betrug über vierzehn Gulden. Ein Theil dieses Opfergeldes wurde auf kleine Almosen an Fremde verwendet, und man kann aus der sorgfältig geführten Berechnung ersehen, welcher Strom von Bettlern jeder Art durch das Land zog. Abgedankte Kriegsleute, Krüppel, Heimatlose, Greise und Kranke, darunter auch Aussätzige mit Bescheinigungen ihres Siechhauses, dann Flüchtlinge aus Böhmen und Ungarn, die der Religion wegen ihre Heimat aufgegeben haben wollen, vertriebene Edelleute aus England, Irland, Polen; Sammler, welche gefangene Verwandte aus der türkischen Gefangenschaft loskaufen wollen, Reisende, welche von Wegelagerern ausgeplündert sind, ein blinder Pfarrer aus Dänemark mit fünf Kindern. Bereits sucht sich jeder Fremde durch Zeugnisse zu empfehlen. Die Regierung aber wird nicht müde, gegen das Beherbergen solcher bittenden Leute zu eifern.

Wie der Kampf, waren auch die Zustände, welche nach dem Kriege eintraten, außer allem Vergleich mit andern Niederlagen gesitteter Völker. Gewiß sind in einzelnen Zeiträumen der Völkerwanderung große Landschaften Europas noch mehr verödet worden, zuweilen hat im Mittelalter eine Pest die Bewohner großer Städte ebenso sehr vermindert; aber solches Unglück war entweder örtlich begrenzt und wurde leicht durch den Ueberschuß von Menschenkraft geheilt, der aus der Umgegend auf den geleerten Grund zusammenströmte, oder es fiel in eine Zeit, wo die Völker nicht fester auf dem Boden

ſtanden als lockere Sanddünen am Strande, welche leicht von einer Stelle zur andern geweht werden. Hier aber wird eine große Nation mit alter Cultur, mit vielen hundert feſtgemauerten Städten, vielen tauſend Dorffluren, mit Acker- und Weideland, das durch mehr als dreißig Geſchlechterfolgen deſſelben Stammes bebaut war, ſo verwüſtet, daß überall leere Räume entſtehn, in denen die wilde Natur, die ſo lange im Dienſte des Menſchen gebändigt war, wieder die alten Feinde der Völker aus dem Boden erzeugt, wucherndes Geſtrüpp und wilde Thiere. Wenn ein ſolches Unglück plötzlich über eine Nation hereinbräche, es würde ohne Zweifel auch eine kleine Zahl der Ueberlebenden unfähig machen ein Volk zu bilden, ja ſchon das Entſetzen würde ſie vernichten; hier hatte das allmähliche Eintreten der Verringerung den Ueberlebenden das Schreckliche zur Gewohnheit gemacht. Eine ganze Generation war aufgewachſen innerhalb der Zeit der Zerſtörung. Die geſammte Jugend kannte keinen andern Zuſtand als den der Gewaltthat, der Flucht, der allmählichen Verkleinerung von Stadt und Dorf, des Wechſels der Confeſſion; man mußte ſchon auf der Höhe des Lebens ſtehn, ſich daran zu erinnern, wie es im Dorfe vor dem Kriege ausgeſehen hatte, wie viel Paare unter einer Dorflinde getanzt hatten, wie ſtark die Viehherde im Riedgras und auf den Weidehöhen geweſen war, und wie viel einſt durch den Klingelbeutel oder Opferpfennig in der Kirche eingeſammelt werden konnte. Nicht viel anders war es in den Städten; innerhalb der meiſten halb zerſtörten Ringmauern gab es wüſte Plätze, welche vor dem Kriege mit Häuſern beſetzt geweſen waren, in den ſchadhaften Häuſern aber hatte vor dem Kriege die doppelte Zahl arbeitſamer Menſchen gewohnt. Es gab Landſchaften, wo ein Reiter viele Stunden umhertraben mußte, um an eine bewohnte Feuerſtätte zu kommen; ein Bote, der von Kurſachſen nach Berlin eilte, ging von Morgen bis Abend über unbebautes Land, durch aufſchießendes Nadelholz, ohne

ein Dorf zu finden, in dem er raſten konnte. Und doch bezeichnet das Ende des Krieges im Ganzen nicht den niedrigſten Stand der Bevölkerung und Schaffenskraft. Die Zeit der größten Entkräftung liegt etwa ſechs Jahre vorher, Jahre, aus welchen Sammlungen ſtatiſtiſcher Aufzeichnungen gar nicht vorhanden ſind. Denn wie es nach der Peſt und Baner's Zügen ausſah, davon geben nur einzelne Ortschroniken ſpärliche Kunde. Seit dieſer Zeit half die Politik der Neutralerklärungen, durch welche die größeren Landesherren den Krieg von ihren Grenzen abzuhalten ſuchten, doch etwas dazu, die Schäden nicht zu heilen, aber die Bevölkerung und ſogar den Viehſtand wieder feſtzuſetzen. Selbſtverſtändlich aber iſt der Zuwachs unter den Ueberlebenden nach ſo großer Verwüſtung ein verhältnißmäßig ſtarker. Die Ehen ſind maſſenhaft durch den Tod eines Ehegatten gelöſt, neue Ehe wird leicht, leere Hütten, unbebaute Aecker, faſt werthlos, vermag auch der Arme leicht zu beſetzen. Der Friede fand in vielen Landſchaften ſchon wieder neue kleine Brut. Und dennoch ſind zwei Drittheile bis drei Viertheile der Menſchen verloren. Noch größer ſind die Verluſte an Zug- und Nutzvieh, an Hausrath.

Viel iſt über die Verwüſtungen des Krieges geſchrieben worden, aber noch fehlt die große Arbeit, welche aus allen Landſchaften die erhaltenen ſtatiſtiſchen Angaben zu einem Bilde zuſammenſtellte. Wie ungeheuer die Arbeit ſei, ſie muß doch unternommen werden, denn erſt aus unwiderleglichen Zahlen wird die volle Größe des Unheils verſtändlich. Was bisher von Einzelheiten bekannt wurde, berechtigt kaum zu einer ungefähren Schätzung der Einbuße, welche Deutſchland an Menſchen, Nutzthieren und Erwerbsvermögen erlitten hat. Auch die folgenden Schlüſſe machen nur den Anſpruch, eine perſönliche Anſicht auszudrücken; wenige Beiſpiele ſollen dieſelbe unterſtützen.

Die Verhältniſſe von Thüringen und Franken ſind nicht übel geeignet, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu ver-

gleichen. Beide Landſchaften ſind durch den Krieg nicht ausnahmsweiſe mehr heimgeſucht worden als andere Länder, die Culturverhältniſſe beider entſprechen bis zur Gegenwart ziemlich genau dem mittlern Durchſchnitt deutſcher Gewerbthätigkeit und Landwirthſchaft. Beide ſind im Ganzen nicht reich. Hügellandſchaften ohne großen Fluß, ohne beträchtliche Steinkohlenlager, mit einem Ackerboden, der nur in einzelnen Strichen durch beſondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet iſt, waren ſie bis zur Neuzeit vorzugsweiſe auf Landbau, Gartennahrung und kleine Gebirgsinduſtrie angewieſen. So hat dieſer Theil von Deutſchland kein maſſenhaftes Einſtrömen von Menſchenkraft und Capital erfahren, er iſt dagegen auch nicht Schauplatz der zerſtörenden Kriege Ludwig's XIV geweſen, und die Landesherren, zumal die Enkel Friedrich's des Weiſen, ſind auch in argen Zeiten ziemlich ſchonend mit der Volkskraft umgegangen.

Hier im Herzen Deutſchlands lag die alte gefürſtete Grafſchaft Henneberg, ein ſtattliches Gebiet von ungefähr 30 Quadratmeilen und — im Jahre 1634 — von 177 Ortſchaften, welche jetzt zwiſchen Preußen, Meiningen und Weimar getheilt ſind. Mit ſeinem nördlichen Theil ſtreckte es ſich in die Thalſchluchten des Thüringer Waldes, ja ein kleiner Theil — Ilmenau — lag auf der Nordſeite des Gebirges. Nur am Weſtrand führte die Heerſtraße, das große Gebirge deckte von Norden, und die Einwohner hatten gute Gelegenheit, ſich und ihre Habe durch die Flucht in den Bergwald zu ſchützen. So war die Grafſchaft Henneberg in verhältnißmäßig günſtiger Lage. Auch war ihr gerade in den ärgſten Jahren des Krieges das Glück einer beſonders ſorgfältigen Verwaltung zu Theil geworden, welche in der ſchlechteſten Zeit mit bewunderungswürdiger Ausdauer bemüht war, die Menſchen zuſammenzuhalten und zum Aufbau der eingeäſcherten Dörfer zu ermuntern. Endlich kam ihr noch zu Statten, daß die Greuel des Krieges verhältnißmäßig ſpät, erſt um 1633, eine maſſen-

hafte Zerſtörung begannen; denn während Pommern und die Mark, Schleſien und Böhmen, die Länder der Nordſee und der Weſten Deutſchlands ſchon unter den Geißelhieben der Kriegsfurie todwund lagen, waren dort noch friedliche Jahre. Noch 1634 erſtaunten die räuberiſchen Kroaten über den Wohlſtand der Bauern und Bürger, die Schätze und reichen Vorräthe, die in den feſtgebauten Häuſern aufgeſammelt waren. Das glückliche Land hatte durch faſt hundert Jahre Frieden gehabt und mehre hausväterliche und wohlwollende Fürſten. Nicht weniger wichtig war, daß der ärgſte Druck des Krieges dort auch eher endete als in andern Gegenden; denn ſeit dem Jahre 1643 genoß das Land durch die Neutralitätspolitik ſeines Verwalters, Ernſt des Frommen, verhältnißmäßige Ruhe. Wir ſind demnach zu der Annahme berechtigt, daß dieſe Grafſchaft beſſer daran war als die Mehrzahl der deutſchen Gebiete.

Von dieſem Lande ſind uns amtliche ſtatiſtiſche Aufzeichnungen erhalten, welche die Zahl der Familien und Häuſer ſowol im Anfang der ſchwerſten Kriegszeit, — aus dem Jahre 1631, bei einigen 1634, — als nach dem Ende des Krieges, — aus dem Jahre 1649, bei einigen 1652 — angeben.*) Darnach verlor das Land in dem Kriege 70 Procent der Familien, 66 Procent der Wohnungen. Dies furchtbare Ergebniß wird noch grauenhafter, wenn man in Betracht zieht, was aus Hunderten kläglicher Eingaben ſeit dem Frieden erſichtlich wird, in welchem Zuſtande die überlebenden Menſchen und die Häuſer waren: ein Theil der Wohnungen waren Nothhütten, aus Trümmern zuſammengeſchlagen. Da nun die Bevölkerung des Landes ſchon in den Jahren 1631 und 1634

*) Dieſe werthvollen Mittheilungen ſind Herrn Prof. G. Brückner in Meiningen zu verdanken; ein Theil derſelben wurde in „Denkwürdigkeiten aus Frankens und Thüringens Geſchichte und Statiſtik“ 1852, und weitere Ermittlungen des verdienſtvollen Mannes in der „Zeitſchrift für deutſche Culturgeſchichte“ 1857, Aprilheft, mitgetheilt.

zuverläſſig geringer geworden war, als ſie im erſten Jahre des Krieges geweſen, und da ein Theil der erhaltenen Verzeichniſſe bereits den Zuwachs dreier Friedensjahre enthält, ſo wird die Annahme mäßig ſein, daß 75 Procent der Familien durch den Krieg vernichtet worden ſind. Nun aber iſt außer Zweifel, daß auch die Kopfzahl einer Familie im Durchſchnitt beim Beginn des Krieges größer war als am Ende deſſelben,*) daß alſo der Menſchenverluſt noch größer als 75 Procent geweſen ſein muß.

Ferner aber ſind uns aus 20 Ortſchaften derſelben Landſchaft ſorgfältige Verzeichniſſe der Ortsbehörden auch über das Verhältniß des Viehſtandes und der Scheuern aufbewahrt; darnach waren in dieſen Orten von Pferden 85 Procent, von Ziegen über 83, von Kühen über 82 Procent eingegangen, die vorhandenen Pferde werden als lahm und blind, die Felder und Wieſen als verwüſtet und zum Theil mit Holz bewachſen angeführt; die Schafe aber waren an allen Orten ſämmtlich vernichtet.**)

Es iſt eine blutige Geſchichte, welche durch dieſe Zahlen verkündet wird. Mehr als drei Viertheile der Menſchen, bei

---

*) Das Verhältniß iſt folgendes. Es waren in den vierzehn Aemtern der Grafſchaft:

Familien i. J. 1634 (1631): 13,095 — i. J. 1649 (1652): 3969.

Häuſer i. J. 1634 (1631): 11,850 — i. J. 1649 (1652): 4053.

Rechnet man die Kopfzahl einer Familie vor dem Kriege im Durchſchnitt zu 4½, und nach dem Kriege, wahrſcheinlich zu hoch, zu 4, ſo hatte die Grafſchaft Henneberg im Jahre 1631 (1634): 60,975 Einwohner, i. J. 1649 (1652): 16,448 Einwohner.

**) In 19 Dörfern der frühern Herrſchaft Henneberg waren im Jahre:

| | | 1634. | 1649. | 1849. |
|---|---|---|---|---|
| | Familien | 1773 | 316 | 1916 |
| | Häuſer | 1717 | 527 | 1558 |
| In 17 Dörfern desgl. | Rinder | 1402 | 244 | 1994 |
| „ 13 „ „ | Pferde | 485 | 73 | 107 |
| „ 12 „ „ | Schafe | 4616 | — | 4596 |
| „ 4 „ „ | Ziegen | 158 | 26 | 286 |

weitem mehr als vier Fünftheile ihrer Habe ſind vernichtet. Und in welchem Zuſtand das Erhaltene!

Genau ebenſo war das Schickſal der kleineren Landſtädte, ſo weit daſſelbe aus erhaltenen Angaben zu ſehen iſt. Nur ein Beiſpiel aus derſelben Gegend. Das alte Kirchenbuch zu Ummerſtadt, einer ackerbauenden Landſtadt in der Nähe von Koburg, ſeit alter Zeit im Lande wohlbekannt wegen ihrer guten Töpferwaaren, berichtet Folgendes: „Ob nun wol noch im Jahre 1632 das ganze Land, wie auch hieſiges Städtlein, ſehr volkreich war, alſo daß über 150 Bürger und auf 800 Seelen allein hier gewohnt haben, ſo ſind doch wegen immer anhaltenden Kriegsunruhen und ſtetigen Einquartierungen die Leute dermaßen enerviret worden, daß von ausgeſtandenem großen Schrecken eine Seuche, ſo von dem lieben, allmächtigen und gerechten Gott über uns verhängt worden, auf fünfhundert Menſchen in den Jahren 1635 und 1636 weggerafft hat, und wegen des elenden und betrübten Zuſtandes in zwei Jahren und darüber kein Kind zur Welt geboren worden. Diejenigen Leute, denen Gott der Allerhöchſte noch das Leben gefriſtet, haben ſich wegen Hunger und theurer Zeit, aus Mangel des lieben Brots, Kleien, Oelkuchen und Leinknoten gemahlen und gegeſſen, aber viele das Leben darüber geendet. Sind alſo die Leute in allen Ländern ſehr zerſtreut worden, daß der meiſte Theil das liebe Vaterland nicht wiedergeſehen. Anno 1640 bei dem ſaalfeldiſchen Stilllager iſt Ummerſtadt zur Nimmer- oder Umbraſtadt worden, weil in achtzehn Wochen ſich kein Menſch darin hat dürfen ſehen laſſen, und die Leute um Alles, was ſie noch gehabt, gekommen ſind. Daher die Leute faſt dünne worden, und über hundert Seelen nicht mehr vorhanden geweſen.“ — Im Jahre 1850 hatte der Ort 893 Einwohner.

Aber noch auffallender iſt eine andere Beobachtung, welche aus den Verzeichniſſen der obenerwähnten hennebergiſchen Dörfer zu machen iſt. Erſt in unſerem Jahrhundert hat Menſchen-

zahl und Beſtand der Nutzthiere wieder die Höhe erreicht, welche im Jahre 1634 bereits vorhanden war. Ja die Zahl der Häuſer war in vielen Dörfern noch 1849 geringer als 1634, obgleich dort noch heut die Dorfhäuſer klein und auch die Armen ängſtlich bemüht ſind, ein eigenes Haus zu bewahren. Zwar die Menſchenzahl iſt 1855 bereits nicht unbedeutend größer als 1634 nach 15 Kriegsjahren, aber der Zuwachs fällt zum größten Theil auf den jetzigen preußiſchen Kreis Henneberg (Schleuſingen und Suhl), in welchem die eigenthümliche Ausbildung der Eiſeninduſtrie ein ſtärkeres Zuſtrömen von Capital und Menſchenkraft hervorgebracht hat.*)

So ſind wir allerdings zu dem Schluſſe berechtigt, daß wenigſtens für dieſen Strich Deutſchlands zweihundert Jahre nothwendig waren, Menſchenzahl und Erwerbskraft des Landes wieder bis zu einem früheren Standpunkt zu heben. Dieſe Annahme wird durch andere Beobachtungen unterſtützt. Die Bebauung des Landes vor dem dreißigjährigen Kriege, ja ſelbſt das Verhältniß des Getreidewerthes zu dem Silberwerth in einer Zeit, wo Getreideausfuhr nur ausnahmsweiſe ſtattfand, führen zu demſelben Schluß.

Freilich iſt in den letzten zweihundert Jahren der Landbau auch durch die mächtige Einwirkung des Auslandes in ganz neuen Richtungen entwickelt. Auch der Landmann erntet jetzt Hackfrüchte, Klee und andere Futterkräuter, welche vor dem dreißigjährigen Kriege noch unbekannt waren, und die landwirthſchaftliche Thätigkeit ſelbſt einer gleichen Menſchenzahl

*) Die ganze Grafſchaft Henneberg hatte i. J. 1855: 92,661 Einwohner, gegen 60,975 i. J. 1631 (1634) und gegen 16,448 i. J. 1649 (1652). Davon aber kommen auf den preußiſchen Kreis Henneberg 35,426 gegen 18,158 des Jahres 1631 (1634) und gegen 5840 i. J. 1649 (1652). In dieſem gewerbthätigen Kreiſe hat ſich alſo die Bevölkerung ſeit dem Jahre 1631 verdoppelt, während ſie in den übrigen Aemtern nur um den vierten Theil ſtärker geworden iſt, als ſie in der Mitte des dreißigjährigen Krieges war.

mag doch gewinnbringender geworden ſein als vor jenem Kriege. Vielleicht haben die Vorfahren vor dem Kriege viel ärmer gelebt und weniger erwirthſchaftet? Man vergleiche den Viehſtand. Die Schafzucht der erwähnten Dörfer hat gegenwärtig genau den Umfang, den ſie vor dem Kriege hatte. Es iſt jetzt die kurze, dichtgekräuſelte Wolle ſpaniſcher Herden, welche auch in den Hürden der Bauern gezogen wird; die alte Wolle fiel in langen Flocken, ſie muß nach dem Werth der Tuche und Zeuge, welche daraus gewebt wurden, und nach dem damaligen Preis der Schafe (5 = 1 Kuh, während bei uns das Verhältniß wie 10 zu 1 iſt) nicht verächtlich geweſen ſein.

Ferner aber hat ſich der Beſtand an Pferden gegen 1634 um drei Viertel verringert. Dieſe auffallende Thatſache iſt nur daraus zu erklären, daß die Reiterüberlieferungen des Mittelalters auch noch auf den Landwirth Einfluß ausübten, daß die Pferdezucht bei den ſchlechten Wegen, welche eine weite Verſendung des Getreides unmöglich machten, lohnender wurde als jetzt, während das Gebrüll der Rinder auch in den engen Hofräumen der Städte ſo häufig war, daß Verkauf von Milch und Butter wenig lohnte, endlich aber, daß ein größerer Theil der Landleute im Stande war Geſpannkraft zu ernähren, als jetzt. Die Zerſplitterung des Grundes war damals, wie ſich aus den alten Flurbüchern beweiſen läßt, in Thüringen etwas — nicht beträchtlich — geringer als jetzt. Vermehrt hat ſich in der Gegenwart die Zahl der Ziegen, des Nutzthiers der kleinen Leute, und die Zahl der Rinder, welche wahrſcheinlich im mittleren und ſüdlichen Deutſchland jetzt auch größer und edler gezogen werden als damals. Und dies iſt ein entſchiedener Fortſchritt der Gegenwart. Im Ganzen aber iſt, nach Futterbedürfniß gerechnet, die Zahl der Thiere, welche auf dem Ackergrund mit Vortheil erhalten werden, gegenwärtig nur unbedeutend größer als im Jahre 1634.*)

*) 10 Schafe oder Ziegen = 1 Rind oder Pferd gerechnet, iſt das Verhältniß nach obiger Tabelle folgendes: 1634 wurden 2364 Stück

Neben ſolchen Ergebniſſen iſt unwichtig aufzuzählen, was von beweglicher Habe in den Dörfern durch den Krieg vernichtet worden iſt. Es iſt in Thüringen möglich, auch darüber einige Sicherheit zu gewinnen, denn ſchon wurden damals genaue Berechnungen des erlittenen Schadens von den Regierungen eingefordert, und in mehr als einem Gemeindearchiv ſind dieſe Aufſtellungen erhalten, leider meiſt unvollſtändig; es gab Jahre, in denen die Koſtenberechnung aufhörte. Soviel ſich aus dem Erhaltenen erſehen läßt, betragen die Verluſte einer Dorfgemeinde für die dreißig Kriegsjahre von 30 bis 100,000 Gulden.*) Berechnet man darnach die Verluſte eines ganzen Landes, ſo wird der Geſammtbetrag ungeheuer.

Durch dieſen Krieg wurde Deutſchland gegenüber den glücklicheren Nachbarn, den Niederländern, den Engländern, um zweihundert Jahre zurückgeworfen.

Noch größer ſind die Veränderungen, welche der Krieg in dem geiſtigen Leben der Nation gemacht hat. Vor andern den Landleuten. Viele alte Bräuche gingen zu Grunde, das Leben wurde leerer, leidvoller. An die Stelle des alten Haus-

---

Großvieh gehalten, 1849 aber 2579, dabei allerdings die Rinder werthvoller. Es iſt ein beſcheidener Fortſchritt.

*) So hatte z. B. die Gemeinde Siebleben bei Gotha ſchon vor dem Beginn der ſchweren Zeit (nur von 1623—1630) 10,216 Fl. 12 gGr. 9½ Pf. in Rechnung geſtellt.

Darunter ſind:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 35 Kühe . . . . . | 356 | Fl. 12 | gGr. |
| 113 Schöpſe . . . . . | 207 | „ 9 | „ |
| 730 Malter Haſer . . . . . | 1461 | „ 4 | „ |
| 16¾ Malter Korn . . . . . | 76 | „ 18 | „ |
| Kriegsſteuer in baarem Geld . . | 4542 | „ 13 | „ |
| Plünderungsſchaden an Geld . . | 839 | „ 14 | „ |
| do. an Hausrath . . . . . | 364 | „ 20 | „ |

Davon koſtete ein Nachtlager des Oberſten Iſolani mit einer halben Compagnie Kroaten nebſt Nachlieferungen ins Winterquartier 1063 Gulden.

rathes ſind die roheſten Formen unſerer Möbel getreten; die kunſtreichen Kelche und alten Taufbecken, faſt aller Schmuck der Kirchen war verſchwunden, eine geſchmackloſe Dürftigkeit iſt den Dorfkirchen bis jetzt geblieben. Mehr als hundert Jahre nach dem Kriege friſtete der Bauer ſein Daſein faſt ebenſo eingepfercht wie die Stücke ſeiner Herde, während ihn der Paſtor als Hirt bewachte und durch das Schreckbild des Höllenhundes in Ordnung hielt, und der Gutsbeſitzer oder ſein Landesherr alljährlich abſchor. Eine lange Zeit dumpfen Leidens. Die Getreidepreiſe waren in dem menſchenarmen Lande fünfzig Jahre nach dem Kriege ſogar niedriger als vorher, die Laſten aber, welche auf die Grundſtücke gelegt wurden, ſo hoch geſteigert, daß noch lange der Acker mit Haus und Hof geringen Werth hatte, zuweilen umſonſt gegen die Verpflichtung gegeben wurde, Dienſte und Laſten zu tragen. Härter als je wurde der Druck der Hörigkeit, am ärgſten in den früheren Slavenländern, in denen ein zahlreicher Adel über den Bauern ſaß.

Häufig beklagt ſind die Schäden der Bildung, welche in den ausgeplünderten Städten und Ritterſitzen zu Tage kamen, zunächſt wieder übermäßiger Aufwand, Genußſucht und rohe Lüderlichkeit, Mangel an Gemeinſinn und Selbſtgefühl, Kriecherei gegen Vornehme, Herzloſigkeit gegen Niedere. Es ſind die uralten Leiden eines heruntergekommenen Geſchlechts. So finſter, freudenlos, arm an belebendem Geiſte war das Daſein, daß die Selbſtmorde zum Erſchrecken häufig wurden; die Obrigkeit ſuchte das Sonnenlicht dadurch ſchätzbarer zu machen, daß ſie dem Henker befahl, Selbſtmörder unter dem Galgen zu begraben.*) Daß das Selbſtregiment der Städte immer mehr durch die Landesherrn beeinträchtigt wurde, war häufig

*) Kayſerl. Privilegia und Sanctiones für Schleſien vom Jahre 1657 III, S. 737. Die „üble Sache“ wird als eingeriſſen und gewöhnlich bezeichnet.

noch ein Glück, denn die Verwaltung war nur zu oft arm an Urtheil und Pflichtgefühl. —

Es war ein tötliches Unheil, aus welchem Deutschland heraustrat, und theuer erkauft war der Friede. Aber das Höchste war doch gerettet, der Zusammenhang der deutschen Entwicklung, die Fortdauer des großen inneren Processes, durch welchen das deutsche Volk sich von der Unfreiheit des Mittelalters zu höheren Bildungen erheben konnte.

Der lange Kampf war, politisch betrachtet, ein Vertheidigungskrieg der protestantischen Partei gegen die Unduldsamkeit des alten Glaubens und die Uebergriffe der kaiserlichen Macht. Diese Vertheidigung hatte begonnen durch eine ungeschickte Angriffsbewegung in Böhmen, und das Haupt des Hauses Habsburg war nach Form und Sachlage in seinem Rechte, solange es nur diese Bewegung niederwarf. Seine Gegner standen auf dem Boden der Empörung, die sich durch Erfolg zu rechtfertigen hatte. Von dem Tage aber, wo der Kaiser seinen Sieg benutzte, um durch Jesuiten und Soldaten die Landeshoheit der deutschen Fürsten, die alten Rechte der Städte zu unterdrücken, wurde wieder er der politische Frevler, dessen Wagniß mit der letzten Kraft der Nation zurückzuweisen war. Hier aber gilt ein höherer Gesichtspunkt, und von diesem aus war das Beginnen Ferdinand's II noch unerträglicher. Gerade hundert Jahre vor seinem Regierungsantritt hätten alle guten Geister des deutschen Volkes auf Seite des Kaisers gekämpft, wenn er gegenüber bestehendem Recht und altem Herkommen eine deutsche Kirche, einen deutschen Staat geschaffen hätte. Seitdem hatte das Geschlecht Karl's V durch hundert Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, in planvoller Arbeit oder träger Gleichgiltigkeit Vieles gethan, den letzten Quell des neuen Lebens, die Selbständigkeit der Geister im Denken und Glauben zu zerstören; es war durch hundert Jahre, eine kurze Zeit ausgenommen, Gegner des volksthümlichen deutschen Lebens gewesen, es hatte seine spanischen und italienischen Verbin-

dungen, es hatte die römiſchen Jeſuiten zum Kampfe gegen die einheimiſche Bildung des Volkes geſtellt; leider halfen dazu auch einige deutſche Fürſten. Auf ſolchem Wege hatte es in Deutſchland groß zu werden geſucht, in demſelben Sinn hatte jetzt ein übereifriger Kaiſer die blutige Entſcheidung heraufbeſchworen. Auf ſeinem Haupte liegt die Schuld des unerhörten Krieges, nicht auf den deutſchen Fürſten, nicht auf dem Volke. Denn kleinere Landesherren abgerechnet, haben die proteſtantiſchen Häupter nur zu ergeben den Frieden mit ihrem Kaiſer geſucht. Nur auf wenige Jahre ließen ſie ſich durch Wallenſtein's Uebermuth, den Hohn des Wiener Hofes und das kriegeriſche Drängen Guſtav Adolf's zu offenem Kampfe bringen, nicht vier Jahre dauerte das Bündniß der großen Kurhäuſer Sachſen und Brandenburg mit den Schweden, bei erſter Gelegenheit fielen ſie wieder zurück, und in der letzten Zeit des Krieges war ihre kräftigſte Politik die Neutralität.

Durch den Frieden erreichten die Fürſten den Zweck ihres abwehrenden Widerſtandes, die hochfliegenden Entwürfe des kaiſerlichen Hofes waren zerbrochen. Deutſchland war frei. Ja, frei. Verdorben und kraftlos, durch hundert Jahre an ſeiner weſtlichen Grenze Tummelplatz und Beuteſtück für Frankreich. Noch ſollte es ein gehäuftes Maß von Demüthigungen und Schmach über ſich ausgeſchüttet ſehen. Aber wem ſich noch heut die Hand darüber zuſammenballt, der hüte ſich ſie gegen den weſtfäliſchen Frieden zu erheben. Denn nicht durch ihn iſt verſchuldet, was noch auf ihn folgte, die Einäſcherung der Pfalz, die Wegnahme Straßburgs, der Verluſt von Elſaß und Lothringen. Alles das war lange vor dem dreißigjährigen Kriege verſchuldet, lange vorher von patriotiſchen Männern geahnt worden. Seit dem Schmalkaldiſchen Kriege war die Landeshoheit der deutſchen Fürſten und die Selbſtändigkeit der Theile die einzige Bürgſchaft für eine nationale Fortbildung. Man mag das tief beklagen, aber man ſoll es ver-

ſtehn. Jetzt endlich war durch Ströme von Blut dieſe Selbſtändigkeit der Theile geſetzlich befeſtigt. Wer das Jahr 1813, das erſte Aufglühen des Volkes ſeit 1648, für etwas Glorreiches hält, wer ſich je Pflichtgefühl und freie Sittlichkeit durch die ſtrenge Lehre Kant's und ſeiner Nachfolger geadelt hat, wen die Freude über das Höchſte, was der Menſch verſtehn kann, über Natur und Seele des eigenen und fremder Völker jemals gehoben hat, wer je die Schönheit der neuern deutſchen Poeſie, den Nathan, den Fauſt, den Wilhelm Tell mit Entzücken empfunden hat, jeder, der an dem freien Leben unſerer Wiſſenſchaft und Kunſt, an den großen Entdeckungen der Naturforſcher, an der kräftigen Entwicklung des deutſchen Gewerbfleißes und des Landbaues herzlichen Theil hat, ſoll daran denken, daß mit dem Frieden von Münſter und Osnabrück die Zeit beginnt, in welcher dieſe Entwicklungen ihre — verhältnißmäßig geſicherte — politiſche Grundlage gefunden haben.

Und doch hat der Krieg eine Folge gehabt, die wir noch heut mit tiefem Schmerze beklagen: er hat den dritten Theil Deutſchlands für lange von dem geiſtigen Zuſammenleben mit den Bruderſtämmen abgelöſt. Seit ihm wurden die deutſchen Hausländer der kaiſerlichen Familie in einen beſonderen Staat gebunden. Gewaltſam, unabläſſig arbeitete das fremde Princip, welches dort herrſchte. Lange empfand die gedrückte Nation kaum den Verluſt. In Deutſchland hatte ſich der Gegenſatz zwiſchen katholiſchem und proteſtantiſchem Weſen abgeſchwächt, er wurde im nächſten Jahrhundert zum großen Theil aufgehoben. Auch die Gebiete, welche durch den Zwang ihrer Landesherren beim alten Glauben feſtgehalten wurden, hatten ihren Antheil an den langſamen und ſchwerfälligen Fortſchritten, welche ſeit dem Frieden gemacht wurden. Es iſt nicht zu leugnen, die proteſtantiſchen Landſchaften blieben lange die Führer, aber trotz manchem Gegenſatz folgten auch die Altgläubigen der neuen Strömung und brüderlich flogen gewonnene Erfolge der Bildung aus einer Seele in die

andere; Freude und Leid waren im Ganzen gemeinsam, und wie die politischen Bedürfnisse und Wünsche der Protestanten und Katholiken dieselben waren, so wurde auch das Gefühl der geistigen Einheit allmählich lebendiger. Nicht so war es in den weiten Ländern, welche Ferdinand II seinen Nachfolgern als wiedereerobertes Gut hinterließ. Die Verluste, welche die deutschen Volksstämme erfahren hatten, waren groß, die Einbuße der östreichischen Völkerschaften war ungleich größer. Dort war etwas geschehen, was einem, der genau zusieht, wol heut noch grauenhaft erscheinen kann. Fast die gesammte nationale Bildung, welche sich dort seit hundert Jahren trotz aller Hindernisse entwickelt hatte, war mit eiserner Ruthe weggetrieben worden. Die Masse des Volkes war geblieben, ihre Führer, wohlhabende Gutsherren, die alten eingeborenen Geschlechter, mannhafte Vaterlandsfreunde, charaktervolle Gelehrte, einsichtige Seelsorger waren in die Verbannung geworfen. Niemand hat die Heimatlosen gezählt, die in Hunger und Kriegsnoth umkamen; auch die, welche sich in der Fremde niederließen, sind kaum annähernd zu berechnen. Sicher ging ihre Gesammtzahl in die Hunderttausende. Kursachsen verdankt den böhmischen Flüchtlingen, daß sein Verlust an Menschen und Vermögen sich schneller ergänzte, als in anderen Ländern. Doch nicht die Zahl, wie hoch sie sei, gibt eine Vorstellung von dem Verlust. Denn die, welche um Glauben und politische Ueberzeugung in das Elend gingen, waren die Kräftigsten, die Führer des Volkes, die Vertreter der höchsten Zeitbildung. Aber nicht ihr Verlust allein machte die Länder des Kaisers so schwach und still, auch die Millionen der Zurückgebliebenen waren zerbrochen. Durch jeden niedrigen Beweggrund, durch rohe Gewalt oder Aussicht auf irdische Vortheile von einem Glauben in den andern getrieben, hatten sie das Selbstgefühl verloren und den letzten Idealismus, den auch der mittelmäßige Mann sich bewahrt, die Empfindung, eine Stelle in der Brust zu haben, welche nicht käuflich ist. Ueberall in

Deutſchland gab es in der ſchlechteſten Zeit nach dem Kriege Tauſende, welche durch das Gefühl gefeſtigt wurden, daß auch ſie den bewaffneten Bekehrern bis zum Tod widerſtanden hätten, wie ihre Väter und Nachbarn. In den bekehrten öſtreichiſchen Ländern des Kaiſers war dieſes Gefühl ſelten. Faſt anderthalb Jahrhunderte lebten die Stämme, Böhmen und Deutſche, wie in einem unheimlichen Traumleben dahin. Der böhmiſche Landmann hing neben ſeine Bilder von Huß und Ziska die bunten Heiligen der wiederhergeſtellten Kirche, aber er zündete auch den alten Ketzern eine heilige Lampe an; der Bürger zu Wien und Olmütz gewöhnte ſich, von dem Reich und Deutſchland als vom Ausland zu ſprechen, er gewöhnte ſich, dem Ungar, Italiener, Kroaten bequem zu werden, aber er ſtand auch fremd in dem neuen Staat, der ihn jetzt umſchloß. Wenig kümmerte ihn der kategoriſche Imperativ einer neuen Weltweisheit, ſpät erfuhr er, daß Schiller ein deutſcher Dichter ſei. Und doch, als den Deutſchen ein neuer Frühling gekommen war, in welchem Freiheit des Geiſtes und Schönheit der Seele als höchſtes Ziel des Erdenlebens geſucht wurde, als die neue Alterthumswiſſenſchaft begeiſterte und der Genius Goethe's über dem Hofe von Weimar leuchtete, da, zu derſelben Zeit klang aus dem ſtillen Oeſtreich die innigſte und geheimnißvollſte der Künſte in einer Fülle von Melodien. Auch dort hatte das Gemüth des Volks in Haydn, Mozart, Beethoven rührenden Ausdruck gefunden.

## 7.

## Die Staatsraison und der Einzelne.

Hundert und fünfzig Jahre von Oxenstierna bis Napoleon währte das Ende des langen Auflösungsprocesses, welchen das heilige römische Reich des Mittelalters durchmachte. Aber dieser Zeitraum war auch der Beginn neuer organischer Bildungen. Genau fällt mit dem Ende des dreißigjährigen Krieges der Aufgang des preußischen Staates zusammen.

Ob bei Betrachtung solcher Zeit die Trauer, ob die Freude überwiegen dürfe, das hängt nicht nur von dem politischen Standpunkt, auch von Bildung und Charakter des Urtheilenden ab. Wer sich mit dichterischer Wärme die Herrlichkeit eines deutschen Kaiserreiches, wie es damals vielleicht hätte sein können, auszumalen liebt, dem wird Erscheinung und Wesen eines Zeitalters, das arm an Menschengröße und sehr arm an nationalem Stolze war, nur widerwärtig sein; wer gar in der Lage ist, den Hausvortheil der Habsburger oder des Ordens Jesu für wesentlich deutsch zu halten, der wird sich ein Bild dieser Vergangenheit erträumen, welches von der Wirklichkeit der Thatsachen gerade so weit entfernt ist, wie die Reliquienverehrung der alten Kirche von dem Gottesdienst eines freien Mannes. Aber auch wer nüchtern und verständig dem Zusammenhang der Ereignisse nachgeht, hat in diesem Zeitabschnitt große Ursache seine Geschichtschreibung zu wahren, daß sie nicht über dem Häßlichen der

Erſcheinung die Berechtigung des Weſens vergeſſe; freilich wird er ebenſo wenig das Abſcheuliche verhüllen dürfen, weil es mit Tüchtigem, das er ehrt, verbunden iſt. Es iſt kein Zufall, daß nur einem, der zugleich Proteſtant und Preuße iſt, leicht wird, mit Selbſtgefühl und fröhlichem Herzen die geſchichtliche Entwicklung der letzten zwei Jahrhunderte zu betrachten.

Sogleich nach dem Frieden von Münſter und Osnabrück ſtehn zwei Auffaſſungen der deutſchen Politiker einander feindlich gegenüber, die kaiſerliche, welche trotz der Verringerung des habsburgiſchen Einfluſſes und den Beſtimmungen des weſtfäliſchen Friedens doch die alten Ueberlieferungen der kaiſerlichen Oberherrlichkeit geltend zu machen ſuchte, und die fürſtliche, welche den größeren Landesherren, die in der That jetzt Souveräne geworden waren, völlige Freiheit der Bewegung und Unabhängigkeit ſichern wollte. Die Geſchichte dieſer Gegenſätze umfaßt in der Hauptſache die Geſchichte der politiſchen Entwicklung unſeres Vaterlandes bis zur Gegenwart. Noch heut dauern die beiden Parteien, aber die Zielpunkte und die Agitationsmittel beider haben ſich umgekehrt, denn über ihnen iſt als neuere Bildung eine dritte heraufgewachſen. Nach 1648 war es die kaiſerliche Partei, welche die Einheit Deutſchlands ſtark betonte, für das Haus Habsburg die politiſche Herrſchaft in Anſpruch nahm und faſt genau das wollte, was wir jetzt mit neuem Ausdruck diplomatiſche und militäriſche Führung nennen. Damals ſtand die ſchwache öffentliche Meinung, in welcher noch die Erinnerung an den alten Reichszuſammenhang lebendig war, zum großen Theil auf ihrer Seite, ſelbſt bei den Proteſtanten, die kaiſerlichen Politiker waren bereits bemüht, durch die Preſſe für ſich zu werben; und wenn die wenigen Gelehrten, welche das deutſche Weſen gegen den Einfluß des Auslandes vertraten, von der Schwäche des Vaterlandes murmelten, ſo lag der Schluß wenigſtens nahe, daß der Kaiſer vor allem berechtigt

ſei, die alte Herrlichkeit des Reiches wieder lebendig zu machen. Damals war die Stärke dieſer Partei, daß die Hausmacht des Kaiſers in der That die einzige deutſche Staatsgewalt von größerem Umfange war, ihre Schwäche aber, daß die Politik des Kaiſers in der Hauptſache gar nicht deutſch ſein wollte, und daß Scheinheiligkeit und Ränkeſpiel des Wiener Hofes weder den Fürſten Furcht, noch den Ständen Vertrauen einflößten. Ihr gegenüber ſuchte die Oppoſitionspartei der fürſtlichen Politiker den eigenen Nutzen mit ſehr geringer Rückſicht auf das Reich, die Abſonderung der einzelnen Staaten, Schwächung des Reichszuſammenhangs, eine Politik der freien Hand, vorübergehende Bündniſſe der Höfe ſtatt der Reichstagsbeſchlüſſe; und ihr Zuſammenhalten auf Reichstagen und bei diplomatiſchen Verhandlungen hatte vorzugweiſe das Beſtreben, dem Einfluß und der Politik des Kaiſers entgegenzutreten. In dieſem Kampfe zweier feindlicher Richtungen wuchs in Deutſchland aus fürſtlichem Landesgebiet ein neuer Staat; ſeine Fürſten, bald der einen, bald der andern Partei verbündet, ſuchten beide zu benutzen, und ſammelten um ſich ein Volk, das am Ende des 18. Jahrhunderts einer ſtärkeren deutſchen Kraftentwicklung fähig ſchien, als das Erbe der Habsburger.

Es war eine verzweifelte politiſche Lage, welche den Schwerpunkt deutſcher Macht in die Hand der einzelnen deutſchen Fürſten gelegt und dieſen eine faſt unbeſchränkte Verfügung über Gut und Leben ihrer Unterthanen eingeräumt hatte. Die traurigen Zuſtände, welche zunächſt folgten, ſind oft genug dargeſtellt: die politiſche Ohnmacht Deutſchlands, das gewaltſame Regiment, Verdorbenheit der Herrſcher, Knechtſinn der Gehorchenden, Unſittlichkeit der Höfe, Unredlichkeit der Beamten. Aber mit dieſer Zeit beginnt auch das moderne Staatsleben der Deutſchen. Nicht immer ſind die Fortſchritte, welche eine Nation macht, auch den Zeitgenoſſen als ein guter Erwerb verſtändlich und werth, nicht immer

wird das nothwendige Neue durch große Menſchen zu bewußtem Zwecke durchgeſetzt, zuweilen braucht der gute Geiſt einer Nation die Schlechten, Kleinen, Kurzſichtigen als Werkzeuge gewaltiger Neubildungen. Nicht in der franzöſiſchen Revolution allein iſt aus Miſſethaten ein neues Leben erwachſen, auch in Deutſchland hat eiſerne Noth, Willkür und Mißachtung alter Rechte Vieles geſchaffen, was wir jetzt als nothwendige Grundlage für ein geordnetes Staatsleben betrachten.

Schon während des Krieges wurden in Deutſchland die Diplomaten und Staatsmänner erzogen, deren Schule die Angelegenheiten der deutſchen Landesherren bis zur franzöſiſchen Revolution vertreten hat. Die vieljährigen Friedensverhandlungen vereinigten auf deutſchem Boden die bedeutendſten Politiker Europas, Zöglinge Richelieu's, kluge Niederländer, Landsleute Macchiavell's, die hochfahrenden Nachfolger Guſtav Adolf's. Das Wogen der Gegenſätze gab einer großen Anzahl begabter Köpfe aus Deutſchland überreiche Gelegenheit ſich zu bilden, denn um die Vertreter der großen Mächte ſchrieben und redeten mehre hundert politiſche Unterhändler. Aus dem leidenſchaftlichen Kampfe, welcher zuletzt zu Münſter und Osnabrück unter dem Zwange ſtrengen Ceremoniells und mit dem Scheine kalter Ruhe geführt wurde, aus dem chaotiſchen Gewirre von zahlloſen widerſtreitenden Anſprüchen und aus den Bergen von Acten, Streitſchriften, Entgegnungen und Vertragsentwürfen zog nach dem Frieden ein Geſchlecht von Politikern über das Land, wie ſie vorher in anderen Formen nur Italien und Holland großgezogen hatte, harte Männer mit zäher Geduld und unerſchütterlicher Ausdauer, von rieſiger Arbeitskraft und ſcharfem Urtheil, gelehrte Juriſten und gewandte Weltleute, große Menſchenkenner, aber auch ſkeptiſche Verächter aller idealen Empfindungen, wenig bedenklich in Wahl der Mittel, behend jede Blöße des Gegners zu benutzen, wohlerfahren Ehren zu fordern und zu geben, ſehr

geneigt den eignen Vortheil nicht zu vergeſſen. Sie wurden an den Höfen und in den Reichsſtädten die Leiter der Politik, ſtille Führer oder gewandte Werkzeuge ihrer Herren, die eigentlichen Beherrſcher Deutſchlands. Durch ſie iſt die Diplomatie und der höhere Beamtenſtand Deutſchlands geſchaffen worden. Noch jetzt erſcheint uns ihr geſchäftliches Verfahren zwar ſehr weitſchweifig und ränkevoll, aber gerade unſere Zeit, welche in der Diplomatie und in der Staatsregierung nicht ſelten oberflächliche Mittelmäßigkeit zu beklagen hat, ſoll mit Anerkennung auf die juriſtiſche Bildung und die ſcharfſinnige Gewandtheit der alten Schule zurückſehen. Es war nicht Schuld dieſer Männer, daß ſie ihr arbeitsvolles Leben in hundert kleinlichen Zwiſtigkeiten verbringen mußten, daß nur wenige von ihnen in der glücklichen Lage lebten, einer großen und weiſen Politik zu dienen. Aber die Ehre wird ihnen bleiben, daß ſie in ungünſtigen Verhältniſſen mehr als einmal dem ſtärkeren außerdeutſchen Feinde Sorge vor der deutſchen Diplomatie erhalten haben, wenn er ſie vor der deutſchen Heereskraft nicht mehr hatte.

Sie richteten auch im Innern der verwüſteten Landſchaften den neuen „Staat“ ein. Nach ihrem Bilde formte ſich das Beamtenthum, die Collegien der Richter und Verwaltungsleute, freilich oft ſchwerfälliger und pedantiſcher, aber ebenſo rangſüchtig und nicht ſelten ebenſo beſtechlich als die Kanzler und Geheimräthe, von denen ſie abhingen. Die neuen Politiker führten ferner die wichtigen Verhandlungen mit den Landſtänden und hatten eine nicht leichte Aufgabe, dieſelben gefügig oder unſchädlich zu machen. Denn ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts beſtanden in faſt allen größeren Gebieten Deutſchlands Stände als Vertreter des Landes, welche Abgaben bewilligten, an ſolche Bewilligung Bedingungen knüpften, wol auch die Verwendung der Steuern begutachteten; im 16. Jahrhundert hatten ſie erhöhte Wichtigkeit

erhalten, ſeit ſie eine Landſchaftskaſſe verwalteten, welche der Regierung die Erhebung der Gelder erleichterte. Am Ende des großen Krieges waren dieſe Landſchaftskaſſen die letzte und wichtigſte Hilfe gegen den Untergang geworden, ſie hatten ihren Credit bis auf das Aeußerſte angeſpannt, die Kriegszahlung herbeizuſchaffen, welche die fremden Heere aus dem Lande entfernte. So waren ſie nach dem Frieden höchſt einflußreiche Körperſchaften, und der wirthſchaftliche Unterhalt der großentheils creditloſen Fürſten hing thatſächlich von ihnen ab. Leider waren die Landſtände wenig angethan, getreue Hüter der Landeswohlfahrt zu ſein, denn ſie beſtanden zum größten Theil aus Prälaten, Herren und Rittern, ſämmtlich Vertreter des Adels, welche für ihre Perſonen und Güter faſt ſteuerfrei waren; unter ihnen ſaßen die Abgeordneten der verödeten und überſchuldeten Städte. Deshalb waren ſie nicht nur geneigt, unvermeidliche Geldbewilligungen der Maſſe des Volkes, dem Bauer, aufzuwälzen, bei dem Vorwiegen der ariſtokratiſchen Mitglieder wurde es der Regierung auch möglich, jede Art von perſönlichem Einfluß auszuüben. Während der Landesherr den Adel ſeiner Landſchaft an ſeinen Hof zog, um ſich in ſchicklicher Geſellſchaft zu ergötzen, wußten ſeine vornehmſten Beamten von der Rang- und Titelſucht der friſchen Hofleute beſſeren Nutzen zu ziehen und durch Aemter, Würden, Geſchenke, zuletzt durch Androhung fürſtlicher Ungnade den Widerſtand der Einzelnen zu brechen. So ſanken die Stände im 18. Jahrhundert in mehren Staaten zur Unbedeutendheit, in einzelnen wurden ſie ganz aufgehoben. Doch beſtanden ſie, und nicht überall verloren ſie Einfluß und Bedeutung.

Aber die Geldbeträge, welche ſie etwa bewilligen konnten, reichten bei weitem nicht aus, den neuen Staat: einen koſtbaren Hof, die zahlreichen Beamten und das Soldatenvolk zu erhalten. Es mußten neue regelmäßige Abgaben erdacht werden, welche von ihrer Bewilligung unabhängig waren.

Schnell erhielten die indirecten Steuern eine bedrohliche Ausdehnung. Die Lebensmittel: Brot, Fleisch, Salz, Wein, Bier und vieles Andere wurden besteuert, die Mauth- und Accisebeamten stehn seit dem Ende des 17. Jahrhunderts an den Stadtthoren, an den Landesgrenzen erhoben sich neue Schlagbäume für die Kaufmannsgüter, welche aus- und eingingen. Der geschäftliche Verkehr wurde durch das „gesiegelte" Papier, die Stempelsteuer, ausgenutzt; selbst das Vergnügen der Unterthanen wurde für den Staat verwerthet, z. B. in den kaiserlichen Erblanden der Tanz und nicht nur der in öffentlichen Räumen (1708), der Tabak (1714), zuletzt mußten auch die armen Komödianten von jeder Vorstellung einen Gulden, sogar Quacksalber und Staarstecher an jedem Jahrmarkt einige Kreuzer zahlen; besonders kräftig wurden die Juden in Anspruch genommen. Es dauerte lange, ehe Volk und Beamte sich an den Zwang der neuen Auflagen gewöhnten, immer wieder wurde Tarif und Art der Erhebung geändert, und häufig sah die Regierung mißvergnügt ihre Erwartungen getäuscht. Von dem verarmten Volke aber wurde der Druck der neuen Steuern schwer empfunden, laut und ohne Aufhören tönt die Klage in der volksthümlichen Literatur.

Unterdeß pflügte der Unterthan, er hämmerte, er saß in der Schreibstube; um sich herum, über sich sah er überall die Räder der großen Staatsmaschine, er hörte ihr Sausen und Knarren, und wurde bei jeder Regung durch sie gehindert, geängstigt, gefährdet. Er stand unter ihr, fremd, scheu, mißtrauisch. In etwa sechshundert großen und kleinen Residenzen sah er täglich den prächtigen Hofhalt seines Landesherrn; und ihm wurden die goldgestickten Kleider der Hofleute, die Tressen der Lakaien, die Federbüsche der Läufer ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit, sein gewöhnlicher Stoff der Unterhaltung. Wenn der regierende Herr große Tafel hielt, wurde dem Bürger zuweilen der Vorzug, den Hof speisen zu

ſehen; wenn der Hof verkleidet bei einer Schlittenfahrt oder bei einer ſogenannten „Wirthſchaft“ durch die Straßen fuhr, durfte der Unterthan zuſchauen, im Winter wol ſelbſt an einer großen Maskerade theilnehmen; dann war eine Schranke errichtet, welche das Volk von der Beluſtigung des Hofes abſperrte. Einſt hatte der Fürſt mit den Bürgern um die Wette nach derſelben Scheibe geſchoſſen, und war höchſtens bei den Späßen des Pritſchmeiſters mit etwas größerer Rückſicht behandelt worden; jetzt ſtand der Hof in faſt unnahbarer Entfernung über dem Volke, und wenn ſich ein Hofmann herabließ, einen Bürger zu beachten, dann war es meiſt kein Glück für den Beutel oder den Hausfrieden des Bevorzugten. So kam das Gefühl der Niedrigkeit in den Bürger. Ein Amt, einen Titel zu ſuchen, der ihm erlaubte, ſelbſt ein wenig Hammer und Schraube zu ſein, wurde das Ziel ſeines Ehrgeizes. Sogar dem Handwerker. Von den Hofhaltungen, aus dem Adel und Beamtenthum verbreitete ſich die Begierde nach Titulaturen bis in die kleinſten Kreiſe des Volkes. Kurz vor 1700 kam der abenteuerliche Brauch auf, auch den Handwerkern Hoftitel zu geben, und mit den Titeln eine Rangordnung; der Hofſchuhmacher ſuchte durch Bitten und Beſtechung das Recht, ein Wappenſchild ſeines Landesherrn über ſeine Thür zu nageln, und der Hofſchneider und Hofgärtner haderten in erbittertem Streit, wer dem andern vorzugehn habe, denn der Hofſchneider ging allerdings nach dem Buchſtaben der Rangordnung vor, aber der Hofgärtner hatte das Recht erhalten, einen Degen zu tragen.*) Außer dem Range gab nur Reichthum eine bevorzugte Stellung. Wer unſere Zeit eine geldſüchtige nennt, denkt ſchwerlich daran, wie groß der Einfluß des Geldes in früherer Zeit war, und wie gierig das arme Volk darum ſorgte. Der Reiche konnte, ſo war die Meinung, Alles durch-

*) von Rohr, Ceremonial-Wiſſenſchaft, S. 261.

ſetzen. Er wurde zum Edelmann gemacht, er wurde mit Titeln verſehen, er vermochte ſeinen Landesherrn durch Geſchenke zu verpflichten, — die gewöhnlich gern angenommen wurden; — habſüchtig nahm der Kanzler, der Richter, der Rathsherr, auch die Zartfühlenden widerſtanden ſelten einer fein gebotenen Verehrung. Der Schutz aber, welchen der Bürger in dem neuen Staat für ſein Privatleben fand, war immer noch mangelhaft, gegen Vornehme und Einflußreiche Recht zu finden, galt für ſehr ſchwer. Endlos liefen in den meiſten Landſchaften Deutſchlands die Rechtshändel. Bis in die zweite und dritte Nachkommenſchaft mochte eine ſchwierige Erbſchaftstheilung, eine Bankerottſache dauern. Selbſt rohe Beſchädigung des Eigenthums durch Einbruch und Raub vermochte die Landesregierung oft beim beſten Willen nicht zu beſtrafen. Es iſt belehrend, die alten Unterſuchungen gegen die frechen Räuberbanden durchzuſehen, das geſtohlene Gut kommt, ſelbſt wenn es glückt die Miſſethäter zu fangen, nicht in die Hände des Beraubten zurück. Denn von den Nachbarregierungen werden auf Anſuchen und Bittſchriften zwar zuweilen die Verbrecher ausgeliefert, welche in ihrem Lande eine Freiſtatt gefunden haben, und auch ſolcher Auslieferung ſcheinen beſondere Einflüſſe, häufig Geldgeſchenke, vorangegangen zu ſein; die Habe der Verbrecher aber, welche mit Beſchlag belegt iſt, wird in jedem Falle zurückbehalten und verſchwindet in den Händen der Beamten. Als 1733 eine Gold- und Silberfabrik zu Koburg ausgeraubt war und ſich ſtarker Verdacht gegen einen wohlhabenden jüdiſchen Händler erhob, wurde die Unterſuchung öfter dadurch aufgehalten, daß Verbindungen, welche der Jude bei Hofe hatte, eingriffen; und auch nachdem er als Mitglied und Hehler einer großen Bande von Räubern und Mördern erkannt worden war, konnte die Unterſuchung gegen ſeine Helfer nicht weiter verfolgt werden, weil Ortsbehörden im Heſſiſchen den Räubern, welche daſelbſt wohnten, zur Flucht halfen und weil den weiteren Verzwei-

gungen der Bande, die ſich bis nach Baiern und Schleſien erſtreckte, wegen Ungefälligkeit der Gerichte nicht nachzuſpüren war. Und doch wurde gerade dieſer Proceß mit vieler Energie geführt, und der Beſtohlene hatte deshalb ſelbſt weite Reiſen unternommen und große Geldopfer gebracht.

Denn überall lähmte die Vieltheiligkeit der Herrſchaft und die Zerriſſenheit der Einzelgebiete. Außer den Ländern des Kaiſers bildeten faſt nur die Marken Brandenburgs und Theile von Kurſachſen eine größere zuſammenhängende Einheit, im übrigen Deutſchland lagen mehre tauſend größere und kleinere Gebietstheile, freie Städte und reichsritterſchaftlicher Beſitz durcheinander. So vermochte ſich im Einzelnen nicht einmal der beſcheidene Stolz auf die eigene landſchaftliche Art auszubilden. Denn jede der zahlloſen Grenzen wirkte jetzt weit mehr als in der uralten Zeit abſperrend. Sogar in den größeren Städten, etwa die Handelsſtädte der Nordſee ausgenommen, war das alte Selbſtgefühl der Gemeinde geſchwunden. Außer ſeinen perſönlichen Vortheilen hatte der Deutſche wenig, was ihn beſchäftigte, als das Geklätſch des Tages über Familienereigniſſe oder auffallende Neuigkeiten. Aus vielen Beiſpielen iſt zu ſehen, wie kleinlich, pedantiſch, bösartig dies Stadtgeſchwätz durch drei Geſchlechterfolgen fortlief, und wie krankhaft empfindlich die Menſchen dagegen geworden waren. Die namenloſen Pasquille in Reimen und Proſa, eine alte Erfindung, wurden immer zahlreicher, gemeiner und boshafter, ſie regten nicht nur die Familien, auch ganze Bürgerſchaften auf; ſie wurden für die Verbreiter allerdings gefährlich, wenn ſie ſich einmal an eine einflußreiche Perſönlichkeit oder gar gegen fürſtliche Neigungen wagten. Und doch wucherten ſie überall, keine Regierung war im Stande ſie zu verhindern, denn leicht fand ein tückiſcher Verfaſſer Gelegenheit, ſie jenſeit der Landesgrenze auszuſtreuen, wol gar drucken zu laſſen.

Unter ſolchen Verhältniſſen wurden im Weſen des Deutſchen einige Eigenſchaften herausgebildet, welche noch heut

nicht ganz geſchwunden ſind. Sucht nach Rang und Titel, innere Unfreiheit gegen ſolche, welche als Beamte oder Betitelte in höherer Stellung leben, Scheu vor der Oeffentlichkeit und vor Allem eine auffällige Neigung, das Weſen und Leben Anderer grämlich, kleinlich und ſkeptiſch zu beurtheilen.

Dieſelbe trübe, hoffnungsarme, mißvergnügte und ironiſche Stimmung zeigt ſich ſeit dem dreißigjährigen Kriege überall, wo der Einzelne ſich über den Staat ausläßt, in deſſen Bannkreiſe er lebt. Es iſt wahr, der Deutſche fuhr nach dem großen Kriege fort ſich um Politik zu kümmern, Zeitungen und Tageblätter mehrten ſich allmählich und trugen die Neuigkeiten in die Häuſer, die geheimen, geſchriebenen Berichte aus Reſidenzen und großen Handelsſtädten dauerten fort, die halbjährigen Meßrelationen faßten die Begebenheiten mehrer Monate überſichtlich zuſammen, über jedes wichtige Ereigniß im In- und Ausland erſchienen zahlreiche Flugſchriften, welche den Parteivortheil vertraten. Die Hinrichtung des Königs in England wurde von den deutſchen Leſern allgemein als ſchreckliche Miſſethat verurtheilt, die Neigungen des ganzen Volkes waren lange auf Seiten der Stuarts, erſt kurz bevor Wilhelm von Oranien gegen Jacob II in die See ſtach, wurde gläubig geleſen, daß Jacob gewagt habe, ein falſches Kind als Thronerben unterzuſchieben. Niemand aber regte ſo ſtark die öffentliche Meinung gegen ſich auf als Ludwig XIV. Wenn ein Mann durch ganz Deutſchland gehaßt wurde, ſo war er es. Merkwürdig, während die Sitten ſeines Hofes, die Moden ſeiner Hauptſtadt überall von den Vornehmen nachgeahmt wurden und das Volk ſich ihrem Einfluß nicht zu entziehen vermochte, wurde ſeine Politik doch ſchon früh auch von dem Volke richtig gewürdigt. Ungezählt ſind die Flugſchriften, welche von allen Seiten gegen ihn aufſchwirrten. Er war der Friedensſtörer, der große Feind, in den Pasquillen auch der hochmüthige Narr. Nach der

Einäscherung der Pfalz nannte das Volk die Hunde Melac und Teras, nach der Eroberung Straßburgs ging ein tiefer Weheruf durch das ganze Land. Zuletzt, als im großen Erbfolgekrieg die deutschen Heere Jahre lang gegen ihn die Oberhand behielten, da regte sich etwas, das fast wie Selbstgefühl aussieht, auch in der kleinen Literatur des Tages. Wäre einem deutschen Fürsten möglich gewesen, in dem schwachen Volke thatkräftige Vaterlandsliebe zu erwecken, der Haß gegen ihn hätte dazu geholfen. Aber auch hier wurde ein kräftiges Aufbrennen patriotischer Empfindungen durch die politische Lage verhindert, in Köln und Baiern arbeiteten französische Druckerpressen, schrieben deutsche Federn gegen ihre Landsleute.

So darf man durchaus nicht sagen, daß dem Deutschen in den hundert Jahren von 1640 bis 1740 der Sinn für Politik fehlte. Denn er kam überall zu Tage, sogar in den Werken der freien Erfindung, in Romanen und Schauspielen breitete sich die politische Unterhaltung, ähnlich wie zur Zeit Goethe's und der Romantiker das ästhetische Gespräch. Aber traurig war es, daß diese Theilnahme am liebsten bei den politischen Händeln des Auslandes geäußert wurde, und daß die Vorgänge in Deutschland selbst fast weniger Gegenstand eines warmen Antheils wurden, als Tagesereignisse des Pariser Hofes oder die Thronentsagung der Königin von Schweden. Immer noch beschäftigten Kometen, Mißgeburten, Hexen, Erscheinungen des Teufels, ein Gezänk der Geistlichen, reichsstädtische Händel zwischen Rath und Bürgerschaft, Bekehrung eines kleinen Fürsten durch Jesuiten die unbetheiligten Volkskreise ebenso angelegentlich, als etwa die Schlacht bei Fehrbellin. Allerdings wurden die Rüstungen der Türken und das Kriegstheater in Ungarn mit Kopfschütteln berichtet, aber daß dafür Geld zu zahlen, Hilfe zu leisten sei, wurde selten erinnert; selbst nach der Belagerung Wiens durch die Türken (1683) war Graf Starhemberg dem großen

deutſchen Publicum kaum ſo anziehend, als der Kundſchafter Kolſchitzky, welcher die Nachrichten aus der Stadt zur kaiſerlichen Haupt-Armada gebracht hatte, ſein Bild wurde in türkiſcher Tracht in Kupfer geſtochen und auf den Märkten verkauft; freilich theilte er dieſen Ruhm mit jedem ausgezeichneten Diebe und Mörder, der irgendwo zum Ergötzen der Menge hingerichtet worden. Zuweilen hafteten ſchon damals die Blicke der Deutſchen mit erhöhter Theilnahme an einem Manne, dem Kurfürſten von Brandenburg, auch in Süddeutſchland wird achtungsvoll von ihm geſprochen: er iſt ein politiſcher, kräftiger Herr, leider ſind ſeine Mittel zu klein. Das war die allgemeine Anſicht. Aber wie ſein Weſen, wurden auch andere Lebensfragen des deutſchen Volkes mit ſo vieler Ruhe begutachtet, als ob ſie den moskowitiſchen Czar oder das entfernte Japan angingen, von welchem die Jeſuitenberichte ſeit hundert Jahren erzählt hatten. Und das war nicht zumeiſt Folge der Einſchüchterung und einer Ueberwachung der Preſſe, welche allerdings der freien Rede ſehr hinderlich wurde. Denn trotz aller Rückſichtsloſigkeit, womit die Landesgewalt ſich an ihren Widerbellern zu rächen ſuchte, machte die Zerriſſenheit der Gebiete, der gegenſeitige Haß der Nachbarregierungen doch die Unterdrückung auch einer zügelloſen Druckſchrift nicht leicht. Es war etwas Anderes, was dem Volke ſeine eigenen nächſten Vortheile und Bedürfniſſe ſo fremd gegenüberſtellte.

Es war auch nicht Mangel an Urtheil. Wenn die zahlreichen politiſchen Erörterungen jener Zeit unbehilflich, weitſchweifig, ohne zureichende Kenntniß der Thatſachen und Perſonen abgefaßt ſind, ſo iſt doch in ihnen auch viel geſunder Menſchenverſtand und ein oft überraſchendes Verſtändniß der Lage Deutſchlands zu achten. Es fehlte den Deutſchen vor 1700 gar nicht an politiſcher Einſicht, ja gegen die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege iſt ein ſehr großer Fortſchritt ſichtbar. Aber gerade das iſt bezeichnend, daß dies Ver-

ſtändniß ihrer eigenen gefährlichen Lage, der Hilfloſigkeit des Reiches und der elenden Vielgetheiltheit ein ruhiges ſtilles Erkennen und Kopfſchütteln bleibt und ſich im Volke, ja ſelbſt bei ſeinen gelehrten Führern faſt nie zu männlichem Zorn, noch weniger zu einem Wollen, ſelten zu einem wenn auch eitlen Plan aufregt. So gleicht das Volk ſchon im 17. Jahrhundert einem hoffnungsloſen Kranken, welcher frei von Fieberhitze, nüchtern, gefaßt, verſtändig ſeine eigene Lage betrachtet. Wir freilich wiſſen, daß gerade unſer Jahrhundert dieſer Krankheit des deutſchen Volkes Heilung gebracht hat, aber wir erkennen auch, was die Urſache der wunderlichen, unheimlichen, kühlen Ergebenheit und Gefügigkeit zwiſchen ungenügenden Verhältniſſen iſt, die unſerer Nation ſo eigen wurde, daß noch jetzt in vielen Menſchen Spuren davon zu erkennen ſind. Es iſt das Leiden einer reichbegabten gemüthvollen Natur, der durch Kriegsgräuel und haarſträubende Schickſale die Willenskraft gebrochen, das warme Herz erſtarrt iſt. Der klare, abwägende, billige Sinn iſt dem Deutſchen geblieben, der Adel politiſcher Leidenſchaft iſt ihm verloren. Es iſt ihm gar nicht Freude und Ehre, Bürger eines großen Ganzen zu ſein, er hat kein Volk, das er liebt, er hat keinen Staat, den er ehrt, er iſt ein Einzelner unter Einzelnen, er hat noch Gönner und Mißgönner, gute Freunde und arge Feinde, kaum noch Mitbürger, kaum noch Landsleute.

Als Beiſpiel ſolcher Stimmung wird hier eine Flugſchrift mitgetheilt, welche in der allegoriſirenden Weiſe des 17. Jahrhunderts über die neue Staatsraiſon bittere Betrachtungen anſtellt. Schon während des großen Krieges hatte Bogislav Philipp Chemnitz, einer der eifrigſten und begabteſten Anhänger der ſchwediſchen Partei, ungeheures Aufſehen durch ein Büchlein gemacht, in welchem er das Kaiſerhaus als letzte Urſache des deutſchen Elends anklagte und in der Unabhängigkeit und Machtfülle der deutſchen Fürſten die einzige Rettung des Landes fand. Nach dem Titel des

Buches*) wurde der Ausdruck Staatsraiſon eine gewöhnliche Bezeichnung des neuen Regierungsſyſtems, welches nach dem Frieden in den deutſchen Reichsgebieten zu herrſchen begann. Seitdem wurde dieſe Staatsraiſon durch ein halbes Jahrhundert in zahlreichen moraliſchen Abhandlungen der volksthümlichen Preſſe beurtheilt, ſie wurde als zweiköpfig, als dreiköpfig dargeſtellt, in Büchern, Bildern, Spottverſen immer wieder der Willkür, Härte, Heuchelei bezichtigt. Daſſelbe iſt der Inhalt der folgenden Schrift, welche hier mit einigen für das leichtere Verſtändniß unvermeidlichen Aenderungen und Kürzungen mitgetheilt wird.**)

„Wie die ratio status anjetzt in der Welt nicht allein geehrt, ſondern für ein unwiderrufliches Geſetz gehalten wird, ſo gilt hingegen die Wahrheit und Redlichkeit durchaus nichts mehr. Wenn eine Stelle im Staatsdienſt leer iſt, ſo wird es zwar an Bewerbern niemals fehlen, allein von neun befindet der Fürſt kaum drei, welche ihm tauglich ſind dieſen Dienſt zu erlangen. Deswegen werden ſie auch examinirt. Und wenn bei dem Examen einer auf die Frage, was eines fürſtlichen Raths erſte und vornehmſte Tugend ſei, etwa ſo zur Antwort giebt: Es lehren die Alten, daß ein Fürſt nichts anderes ſei, als ein Diener der gemeinen Wohlfahrt, darum iſt er auch ſchuldig nach Recht und Gerechtigkeit zu herrſchen, denn es hat Gott und die Natur einem jeden eine ungefälſchte Goldwage an das Herz gehängt: thue Andern das, was dir recht

*) De ratione status in imperio nostro romano-germanico. 1640. — Der Ausdruck iſt von Chemnitz nicht erfunden, er war ſchon vor ihm in der diplomatiſchen Sprache durch die Italiener eingeführt, ihr ragione di Dominio oder di Stato (lateiniſch ratio status, franzöſiſch raison d'estat, deutſch etwa Staatsklugheit) bezeichnete die Art ſeiner Politiker zu verhandeln, eine Reihe ungeſchriebener Regierungsgrundſätze, welche nur praktiſchen Staatsmännern geläufig wurden.

**) Der Titel lautet: Idolum Principum, Das iſt: Der Regenten Abgott, den Sie heutigs Tags anbetten, und Ratio Status genennet wird, in einer nicht-fabelhafften Fabel Geſchichts-weiß beſchrieben. 1676. 4.

wäre, — ſo würde der Fürſt ihm ſeinen höflichen Abſchied geben.

Ein ſolcher Bewerber hatte vor kurzem an einem Hofe das Examen durch kluge und vorſichtige Antwort überſtanden, er war zum Rathe ernannt, und da der Fürſt ein gutes Herz zu ihm trug, verheiratete er ihn mit der Tochter ſeines Vicekanzlers. Nachdem der neue Rath den Eid der Treue und Verſchwiegenheit geleiſtet hatte, forderte der Vicekanzler die Schlüſſel zu den Staatskammern und führte den Eidam dorthin, ihn in den Staatsgeheimniſſen fleißig zu unterweiſen.

In der erſten Staatskammer hingen viele Staatsmäntel von allerlei Farben, von außen ſchön verbrämt, inwendig ganz ſchlecht gefüttert, zum Theil außer dem lüderlichen Futter mit Wolfs- und Fuchspelzen unternäht. Darüber wunderte ſich der Eidam. Der Kanzler aber verſetzte: „Es ſind Staatsmäntel, dann zu gebrauchen, wenn man den Unterthanen eine verdächtige Sache vorzutragen hat, um ſie zu überreden, ſchwarz ſei weiß; dann muß man nothwendig mit Staatsraiſon dem Dinge ein Mäntelchen umgeben, um die Unterthanen zur Contribution, Schatzung und andern Auflagen willig zu machen. Darum heißt der erſte mit Gold geſtickte die Wohlfahrt der Unterthanen, der zweite verpoſamentirte Beförderung des gemeinen Weſens, der dritte rothe Erhaltung des Gottesdienſtes, er wird gebraucht, wenn man Luſt hat, jemanden, dem man ſonſt nicht beikommen kann, unter dem Vorwand falſcher Lehre von Haus und Hof zu verjagen oder ihm gar einen blutigen Nacken zu machen. Der vierte heißt Eifer des Glaubens, der fünfte die Freiheit des Vaterlandes, der ſechſte die Handhabung der Privilegien u. ſ. f.“ Zuletzt hing noch einer, gar alt und ſehr abgetragen, gleich einer alten Fahne oder Roßdecke, über den ſich der lachende Eidam ſehr verwunderte. Aber der Schwiegervater ſagte: „Der tägliche, gar zu große Mißbrauch macht, daß er das

Haar verloren hat. Er heißt aber die Wohlmeinung, und wird bei großer Herren Höfen öfter hervorgesucht als das tägliche Brot. Denn legt man den Landsassen neue unerträgliche Lasten auf, plagt und mergelt man sie mit Frohndiensten bis auf Haut und Bein aus, schneidet man ihnen das Brot vor dem Munde weg, so heißt es, es ist in guter Meinung geschehen; fängt man unnöthigen Krieg an, setzt Land und Leute in grausames Blutbad, Mord und Brand, so ist es in guter Meinung geschehen. Wer kann davor, daß es so übel ausgeschlagen! Wirft man unschuldige Leute ins Gefängniß, auf die Folterbank, jagt sie ins finstere Elend, und kommt hernach ihre Unschuld an den Tag, so muß es aus guter Meinung geschehen sein. Spricht man ungerechtes Urtheil aus Haß, Neid, Gunst, Gabe und Bestechung, Freundschaft, so ist es in guter Meinung geschehen. Es kommt zuletzt so weit, daß man auch des Teufels Hilfe in guter Meinung gebrauchen will. Wenn dieser oder ein anderer Mantel zu kurz ist die Schalkheit zu bedecken, hängt man zwei, drei oder mehr darüber hin."

Dies Zimmer kam dem neuen Rath gar fremd vor; er folgte aber seinem Herrn Schwiegervater in die andere Kammer. Dort trafen sie allerhand Staatslarven, in Farben und Lineamenten so künstlich ausgearbeitet, als wären es natürliche Menschenangesichter. „Wenn die Mäntel," fing der Kanzler an, „zur Erlangung des vorigen Zweckes nicht genügen, so muß man abwechseln, denn wenn man mit einem und dem andern Mantel zu oft hinter einander vor die Landstände und Unterthanen oder auch vor die benachbarten Potentaten aufgezogen kommt, so lernen sie dieselben endlich kennen; es ist das alte Lied, wir wissen schon, was er sucht, Geld will er haben, wo sollen wir es doch immer hernehmen? Wir möchten doch auch vernehmen, wozu die häufigen Auflagen verwendet werden. Solchem Unwillen zuvorzukommen, dienen die Larven. Eine heißt der Eid, die andere Lästerung, die dritte

Betrug, die täuſchen die Leute, ſeien ſie gut oder böſe, und richten mehr aus als alle Beweisthümer der Redekunſt. Vor allem aber iſt der Eid ein Hauptſtück der Hofredekunſt, denn ein ehrlicher Mann meint allezeit, daß ein anderer auch ſo geſinnt ſei wie er, er gibt auch mehr auf Eid und Glauben als auf alle zeitlichen Güter; iſt aber einer tückiſch, ſo muß er doch dem Eide Glauben ſchenken, ſonſt macht er ſich ſelbſt verdächtig, daß er weder auf Eid noch Pflicht etwas halte. Nützen beide nicht, ſo muß die Läſterung dazu kommen, den Unterthan um tauſend Gulden oder mehr, je nachdem ſein Vermögen iſt, zu erleichtern."

In der dritten Kammer hingen überall Schermeſſer, gelbmeſſingene Becken, die Simſe waren belegt mit Schröpfköpfen und Schwämmen. Es ſtanden viele Gefäße mit ſcharfer Lauge darin, Beinſchrauben, Brechzangen, Scheren lagen auf Tiſch und Fenſter. Der junge Rath kreuzigte ſich, was man mit dieſem Baderzeug am fürſtlichen Hofe mache, da ſelbſt manche Handwerker ein Bedenken haben, die Bader, Schäfer, Müller und Trompeter als Zunftgenoſſen gelten zu laſſen. Der Alte ſprach: „Es iſt nicht ſo böſe gemeint. Dies iſt das alleruntrüglichſte Handwerk der Staatsraiſon und bringt mehr ein als Tinte und Schreibfedern; es iſt ſo nöthig, daß kein Fürſt ohne dies Handwerk ſeinen Staat und ſeine Reputation nach Würden auf die Länge behaupten könnte, und ſein Gebrauch iſt ſo gewöhnlich, daß ihn auch die Edelleute auf den Dörfern an ihren Bauern gar meiſterlich prakticiren, woher die Regel kommt: wenn einem Edelmann die Bauernader verblutet, ſo iſt auch er verdorben. Was nützt dem Fürſten ſein Land und Leute, wenn er ihnen nicht die Wolle der fälligen Renten abſcheren, durch Schröpfköpfe die Contribution abzapfen und die ungehorſamen Häupter durch die ſcharfe Lauge harter Strafen abwaſchen ſollte? Ja, die Potentaten barbiren, zwacken und ſchröpfen auch einander, wo ſie immer können. So hat die Generalität in den letzten Kriegen

bald den Reichsſtädten, bald den Stiftern viele tauſend Maß ihres beſten Blutes abgezapft, und das römiſche Reich iſt von fremden Kronen ſo arg gezwackt worden, als wenn ſolches von geborenen Baderknechten geſchehen wäre, nur hat man die Lauge gar zu heiß gemacht. Viele haben den Fremden dazu das Becken untergehalten und ſind ſo weit gekommen, daß ſich bald darauf geringe Cavaliere unterſtanden haben, auch andere Fürſten zu ſcheren. Was aber die Fürſten nicht ſelbſt in Perſon thun, das verrichten ihre Räthe, Rentmeiſter und andere Amtsbediente, die ſich ſtatt der Schwämme gebrauchen laſſen. Und wenn dieſe einem Amt, einer Stadt oder einem Dorfe aufgebunden ſind und ſich ſo voll Feuchtigkeit geſogen haben, daß ſie zerberſten möchten, dann kommt der Fürſt und gibt einem jeden von ihnen einen ſolchen Fauſtdruck, daß ſie alles Eingeſogene wieder herausgeben müſſen und leerer werden als abgezogene Schlangenbälge."

Schweigend hörte der junge Rath und trat in die vierte Kammer. Da lagen viele Käſtlein mit Staatsbrillen verſchiedener Art. „Einige machen, wenn man ſie aufſetzt, ein Ding zehnmal größer, als es iſt, daß eine Mücke als Elephant, ein Faden als Strick, ein Heller als Roſenobel erſcheint. Sie dienen, den Unterthanen die Augen zu blenden. Wenn der Fürſt ihnen etwa ein paar Stämme Holz verehrt, an der Contribution etwas nachläßt, ihnen die Freiheit gibt, daß ſie vor ihm in Sammt und Seide erſcheinen dürfen, ſo ſchätzen ſie dies ſo hoch, als wenn er ihnen viele tauſend Ducaten geſchenkt hätte. Den unglücklichen Hofdienern aber verderben ſie die Augen ſo, daß dieſe die geringſte Gnade, wenn der Fürſt ſich mit der Hand auf ihre Achſel geſtützt oder ſie einmal angeſehen hat, höher achten, als wenn ſie eine Rente von 500 Gulden von ihm empfangen hätten. Ja der Fürſt hat in ſeinem durchlauchtigen Verſtande noch einen beſondern nützlichen Gebrauch dieſer Brillen erfunden. Wenn er die Stände

unwillig findet ihm zu contribuiren, ſo läßt er ein Geſchrei ausbringen, der Feind ſei uns ſchon auf dem Nacken, ſo und ſo viel bedürfen die Unſern an Proviant, Geld, Mannſchaft, damit dem grauſamen Feinde begegnet werde, ſonſt gehe Alles in ſeinen Rachen. Durch ſolche Uebertreibungen werden die Leute willig und geben, was ſie können. Sobald aber die Fiſche gefangen ſind, dann hat Gott hohe Häupter erweckt, die ſich des Friedens halber in das Mittel geſchlagen haben, und die Contributionen werden zu andern Bedürfniſſen gebraucht. Eine andere Art Brillen haben im Gegentheil die Eigenſchaft, daß durch ſie ein Berg nicht größer erſcheint als eine Haſelnuß oder Bohne; ſie werden den Städten und angrenzenden Ländern aufgeſetzt, denen der Fürſt Caſtelle und Feſtungen vor die Naſe aufgebaut hat, um ſie zu bereden, es ſeien nur Luſt- und Gartenhäuſer, Zollhütten und Jägerwohnungen. Die dritte Art Brillen, durch welche das Weiße ſchwarz und das Schwarze ſchneeweiß glänzt, werden immer gebraucht, wenn man einem böſen Dinge einen gleißenden Schein machen muß; ſie dienen auch für diejenigen, welche ſolche Frauenzimmer als Jungfrauen heiraten müſſen, welche den fürſtlichen Damen aufgewartet, der Herrſchaft die Betten gemacht und ihnen die Haare gekräuſelt haben."

Nach dieſem langte der Kanzler eine Schachtel mit braunem Pulver herab und gab dem Eidam zu rathen, was es wäre. „Es iſt ein Augenpulver oder Staub", ſagte der Alte, „welchen die Regenten den Unterthanen in die Augen ſprengen; es iſt eins der vornehmſten Kunſtſtücklein, den Pöbel in Ruhe zu halten; denn wenn unter ihm unruhige Köpfe entſtehn, welche durch etliche politiſche Lehren den Unterthanen die Augen öffnen, daß ſie die Regierungsheimlichkeiten erforſchen, dem Fürſten ins Herz ſehen, Beſchwerden zuſammentragen und luchsäugigen Aufwieglern anhängen, ſo iſt Aufruhr und Krieg ganz nahe vor der Thür." Darauf wurde ein Fäßlein mit Hoferbſen hervorgebracht. Der Alte erzählte,

ये ऋेत्र ,ममत्वयु रोगर त्य ल्यु मदयदनऊ यद रममम्ल रयम यदमेल ,यामल्य मेद मे ,यमाऊभ्यऊ रमेलम यद्मेलम्दय यम मदभऊ यम रममम्ल ,ऽ मदयल ऽयमल्य यम यद्मेलम्दय रय रद- ऽ यद्मेलम्दय मे भ्रमल ऽभ्रमऊ यम्लेल यभ्रमेलद्यय रय रद- ऽय यभ्रमल्य मे. ल्यदयद्यऊ ममऽमेऊ रयदयल मलम यद मे मदयरयद. ल्यमु ल्यदयद्यऊ मदयम रयदयल्ल ,यमल्य रय मे ऽयम मदयदयल्य मे ऋेल्य भ्रमल मे ऋेल्य यद्मेलम्दय रय मल्य ल्यम्ल मलम्य यद्मेलम्दय मे ऋेल्य यद्मेलम्दय मे ऋेल्य ,मदभ्य

ſich nach mir richten, mir folgen, vertrauen und noch dazu veriren laſſen mußten. So that ich es von Anfang an. Als mein Fürſt dieſe Qualität an mir verſpürte, machte er mich zu ſeinem Rathe, endlich zum Kanzler. Jetzt mußten die Edelleute ganze Fuder Wein, ganze Wagen voll Getreide und dergleichen Verehrung mitbringen, wenn ſie in der Kanzlei guten Beſcheid erlangen, einen Zettel, Lehnbrief, ein Decret auswirken wollten. Alle die Bürger und Bauern mußten auch verehren, oder Ihre Sachen ſind ohne Entſcheid im Haufen liegen geblieben. Inſonderheit hat mir dieſer Griff Glück gebracht, wenn ein Reicher eine Unthat begangen, vom Fürſten übel geredet hatte u. ſ. w. Dann gab ich ihm zu verſtehn, welch großen Zorn der Fürſt gegen ihn gefaßt, es würde ihm an Leib und Leben gehn, wenn er nicht mich in der Sache gebrauche. That er mir den Willen, ſo verdeckte ich die Schuld, oder half ihm wenigſtens leidlich davon; that er das aber nicht, ſo machte ich ihm den Proceß, ſo daß er in Noth und Tod ſtecken blieb. Wollte er gar mit Procuratoren durchdringen, um meiner zu ſpotten, da ſuchte ich alle Liſt zuſammen, bis ich ihn ſtürzte, daß er den Hals brach. Wo der Fuchsbalg nicht reichte, zog ich die Löwenhaut an, was ich mit Ränken und Spitzfindigkeit nicht erlangte, das riß ich de facto an mich, und ſah, wie ich durch Gewalt oder heimlich in die Beſitzung kommen könne. Klagte einer über den alten Kanzler und wollte es bei Hofe anhängig machen, ſo erbot ich mich zu richterlichem Proceß, denn die Räthe hatte ich als die Mitcollegen auf meiner Seite. So ſetzte ich zu Dorf und Feld die Markſteine, machte andere Graben und Grenzen, preßte den Nachbarn etliche hundert Morgen an Acker, Wieſen und Waldungen ab. Ebenſo habe ich meine Hände in die Güter reicher Witwen, Waiſen und Pupillen eingeſchlagen, habe Renten und ewige Zinſen an mich gekauft, habe Geld ausgeliehen, daß es in drei Jahren ſich verdoppelt. Wie große Summen ich durch Ceſſionen,

Wechſelbriefe, durch Wein-, Getreide- und Salzhandel gewonnen, wäre weitläufig zu erzählen."

Dies alles hörte der Eidam mit großer Andacht an und ſagte: „Herr Vater, Ihr habt euerm Hauſe wohl vorgeſtanden und es in Aufnahme gebracht, aber die Frage iſt, ob es den Eurigen auch ſo gedeihen wird, daß ſie es ins dritte oder vierte Glied vererben. Denn übel gewonnen, übel zerronnen."

„Das gilt bei mir ſo viel als eine Mücke an der Wand. Es ſage einer, was er will, ich habe dagegen, was ich will. Wer etwas will haben, der muß es wagen, und nicht achten der Leute Sagen. Ich habe euch ſchon mehr offenbart und vertraut, als meinem eignen Weibe und Kindern. Jetzt geht mit mir heim zum Abendeſſen." —

So lautet die unbehagliche Ironie der Flugſchrift, die gerade deshalb hierher gehört, weil ſie überall das Bewußtſein verräth, eine gewöhnliche Anſicht der Zeit auszudrücken. Am Schluß derſelben wird eine einzelne Intrigue eines kleinen deutſchen Hofes mehr angedeutet als berichtet.

Auch nach 1700 dauert im Ganzen dieſelbe kühle und herbe Weiſe von den politiſchen Verhältniſſen Deutſchlands zu ſprechen. Die Aufklärungsliteratur, deren Zeit jetzt beginnt, einzelne Abhandlungen von namhaften Gelehrten und die gemeinnützigen Wochenſchriften ändern den Stil mehr als die Auffaſſung. Ja von dem Ende des Erbfolgekrieges bis 1740, in der längſten Friedenszeit, welche Deutſchland ſeit hundert Jahren erlebt, iſt in der kleinen Literatur ſogar eine Abnahme des politiſchen Intereſſes bemerkbar. Es ſind immer vorzugsweiſe ungewöhnliche Schickſale einzelner Menſchen, welche den Leſern anziehend erſcheinen, Prophezeiungen einer Pietiſtin, Strafe einer Kindesmörderin, Hinrichtung eines Goldmachers und Aehnliches. Als in der Chriſtnacht 1715 in einem Weinbergshäuschen bei Jena zwei arme Bäuerlein durch Kohlendampf erſtickt wurden, während ſie mit einem Studenten

und einem zerriſſenen Exemplar von Fauſt's Höllenzwang einen großen Schatz zu heben verſuchten, da regte dies Unglück wol ein Dutzend Flugſchriften auf, geiſtliche, mediciniſche, philoſophiſche, in denen heftig gefochten wurde, ob die Kralle des Teufels oder die Kohle an den Toten augenſcheinlich geworden. Die Schlachten von Hochſtädt bis Malplaquet hatten nicht größeres Aufſehen gemacht. Selbſt in den „Geſprächen aus dem Reiche der Toten", welche jetzt in unbehilflicher Nachahmung Lucian's öffentliche Charaktere der Gegenwart begutachten, iſt ſichtbar, wie es vorzugsweiſe die Anekdote und der Privatſkandal iſt, der das Volk anzieht. Noch einmal regt die Vertreibung der proteſtantiſchen Salzburger das Gemüth mächtig auf, bis das Jahr 1740 eine große politiſche Geſtalt den Deutſchen in die Seele drückt und durch Kanonendonner den Anfang einer neuen Zeit verkündet.

8.

## Brautſtand und Ehe am Hofe.

(1661.)

Im Verkehr mit Anderen Zucht zu bewähren, ſich ſelbſt gut darzuſtellen, Höheren Ehrfurcht zu erweiſen, von Niedrigen Achtung auch in Geberden und Anrede zu fordern, war von je deutſche Art geweſen. Genau beſtimmt war die Form des Verkehrs, nicht gering die Zahl der bedeutſamen Redewendungen, welche jede geſellſchaftliche Beziehung einleiteten und wie Markſteine in gebahntem Weg erhielten. Aber die Grundlage aller alten Genauigkeit war ein geſundes Selbſtgefühl geweſen, welches dem Einzelnen ſicher machte, was zu gewähren und zu empfangen ſei, und darum wurde auch die Höflichkeit meiſtens ehrlich erwieſen. Kam ein Mißklang in die Seele, dann pflegte der Deutſche auch ihn nicht zu verbergen, und dann wurde er ſo von Herzen grob, daß er darum bei allen weſtlichen Nationen berüchtigt war. Zwar iſt in der Anrede an die Fürſten ſchon viel Unterwürfigkeit, das Wort „unterthänig“ wird gebraucht wie jetzt, immer aber ſtehn Fürſt und Bürger, Junker und Handwerker einander als Männer gegenüber, und leicht bricht ein kräftiges Wort, eine warme menſchliche Empfindung durch die höfliche Form. Das änderte ſich ſeit dem Kriege. Die alte Zucht war dahin, hart und verletzend ſtach die Selbſtſucht der Zügelloſen; der tüchtige, oft beſchränkte Stolz des Bürgers, des Edelmanns war gebrochen, das

einfache patriarchaliſche Verhältniß zwiſchen Fürſt und Unterthan in dreißig Jahren der Noth, des Mißtrauens und vielleicht gegenſeitiger Verachtung verloren. Die Menſchen waren klüger geworden aber ſchwächer, und eine große Zahl ſchlechter.

Aber die Anfänge eines neuen Weltbürgerthums wurden ſichtbar. Gnadenvoll hatte das Geſchick mit dem Verderben auch das Heilmittel geſandt. Auf einem weiten Umwege durch franzöſiſche und italieniſche Moden, nach langem Umherirren in jedem fremden Volksthum ſollte der deutſche Geiſt ſich ſelbſt wiederfinden. Es war eine ſeltſame Probe deutſcher Dauerbarkeit. Aber ſie war nöthig. Wie im Zauberſpiele Prinz Tamino, zog die arme deutſche Seele durch fränkiſches Waſſer und römiſche Hitze, und nur zuweilen klingt aus jener Zeit ein ſchwacher Flötenton in unſer Ohr, der verkündet, daß unter den fremden Gaukelbildern die deutſche Art doch nicht untergegangen iſt.

Man hat ſich gewöhnt, die geiſtige Herrſchaft Italiens und Frankreichs von Opitz bis Leſſing als ein großes Unheil zu betrachten. Es iſt wahr, ſie hat den Deutſchen weder Schönheit noch Kraft gebracht. Aber wir ſind nicht mehr in der Lage des großen Mannes, welcher vor hundert Jahren den franzöſiſchen Geſchmack bekämpfte. Ihm war Pflicht zu haſſen, was der erwachenden Volkskraft hinderlich gegenüberſtand. Wir jedoch ſollen daneben bedenken, daß daſſelbe fremde Weſen die Deutſchen vor der äußerſten Verwilderung geſchützt hat. Sehr plump war unſer Nachäffen, auch die fremden Originale wenig liebenswerth, aber die zahlloſen Bande des internationalen Verkehrs waren es doch, an welche die Deutſchen ſich damals klammerten, um nicht in Rohheit zu verkommen.

Die ſittlichen Schranken, welche die Willkür des Einzelnen bändigen, waren zerbrochen, da halfen zuerſt dürftige äußerliche, von außen geholte: die Mode, der Reſpect, die Galanterie,

der Geſchmack an fremden Feinheiten. Es war eine neue Art der Zucht. Wer die große Perrücke trug, ſpäter gar den Puder im Haar, mußte das Haupt fein ſtill halten, wildes Auffahren, gewaltſames Anrennen war unmöglich; wo eigenes Zartgefühl dem Manne nicht mehr wehrte, der Frau dreiſt nahe zu treten, konnte Reifrock und Corſet ſie umſchanzen; wo die Höflichkeit des Herzens verringert war, wurde die Pflicht galanter Converſation eine Wohlthat. In dem Kreiſe, welcher am liebſten unflätige Soldatenlieder ſang, hatte ein geziertes Lied Damon's an Daphne hohe Berechtigung, und ſelbſt der fade Cavalier, der in Geſellſchaft mit vergoldetem Meſſer ſeine Fingernägel zuſchnitt und mit franzöſiſchen Floskeln um ſich warf, wurde um vieles achtungswerther in Geſellſchaft der zügelloſen Trunkenbolde, welche im Rauſch das Unanſtändigſte thaten und den Mund nicht öffnen konnten ohne gemeine Flüche.

Schnell formte ſich in Deutſchland das Leben der Anſpruchsvollen nach fremdem Schnitt. Schon im Kriege hatte ſich viel Fremdes eingebürgert, nicht nur das Ceremoniell an den Höfen und im Verkehr der Geſandten, auch in Tracht und Umgang der Städter. Aber wie groß der Einfluß Frankreichs war, Italien half kaum weniger aus. Der Dienſt des Cicisbeates, die feierlichen Gebräuche des „Staates" waren aus Italien nach Frankreich gedrungen, der römiſche Hof blieb der Diplomatie Europas in allen Etikettenfragen noch lange höchſtes Vorbild. Ja beide Länder theilten ſich in die Herrſchaft über Deutſchland. Im Süden herrſchte Italien bis in das 18. Jahrhundert, in Wien hat es die Phyſiognomie der höhern Geſellſchaft noch länger geformt, im Norden, zumal bei den proteſtantiſchen Höfen, galt franzöſiſches Muſter: dieſe wie jene Nachahmung war ungeſchickt. Aber während an den größern Höfen, z. B. in Wien, der Cavalier wenigſtens etwas von der beweglichen Leichtigkeit der Italiener annahm, lief der geſellſchaftliche Verkehr in den Städten ſehr gemeſſen, weit-

ſchweifig, in endloſen Redensarten, die um ſo grotesker werden, je plumper die Menſchen waren, welche ſich damit ſchmücken.

So war auch der ſonnige Pfad, auf welchem ſich ein Mann der Erwählten ſeines Herzens näherte, anmuthig mit den Blumen fremder Sitte umpflanzt. Das Einheimiſche, was ſich hier erhielt, wurde wenigſtens durch eine mühevolle Galanterie und neue Weitläufigkeiten verbrämt. Bevor hier verſucht wird, auch ein wenig von der ehrlichen deutſchen Liebe zu zeigen, wird es ziemen einem theilnehmenden Leſer nicht zu verhehlen, was zu galanter Liebeswerbung und Ehe gehörte. Es ſoll zunächſt berichtet werden, wie ein vornehmer Adel freite und heiratete.*) So aber verlief die Freiwerbung eines Cavaliers nach dem Jahre 1650.

„Wenn eine Standesperſon zu Wien eine heiraten will, ſo bittet er ihre Eltern ihm zu vergönnen, daß er ihr aufwarten dürfe; er muß aber ſchon vorher mit ihr bekannt ſein und wiſſen, daß ſie ihm geneigt iſt. Wenn dies ihre Eltern geſtatten, ſo iſt es ſchon halb zugeſagt; dann gibt er ſeinem Diener eine neue Liberei und kleidet ſich aufs Beſte. Alle Tage muß er früh an ſie ſchreiben und fragen laſſen, was ſie thue, was ihr geträumet, wann ſie ausfahren, wo ſie eſſen werde. Dazu ſchickt er einen Strauß von Blumen, den bezahlt man wol bisweilen mit einem Ducaten. Da läßt ſie ihn nun die Antwort wiſſen, und er findet ſich zu rechter Zeit ein, hebt ſie in die Kutſche und reitet mit unbedecktem Haupt neben der Kutſche auf der Seite, wo ſeine Maitreſſe ſitzt. Und wenn man ankommt, ſteigt er ab, macht den Schlag auf und hebt ſie wieder heraus. In Oeſtreich ladet man ſich meiſtentheils ſelbſt bei Andern zu Gaſte. Wenn er nun erfahren, wo ſeine Maitreſſe ſpeiſen will, ladet er ſich daſelbſt auch zu Gaſte, indem er eine halbe Stunde vorher hinſchickt. Dort reicht er nun bei Tiſche ſeiner Geliebten das

*) Nach (Wagenſeil): Tractatus politicus, 1687. 16.

Handwaſſer ganz allein, wenn auch andere Damen vornehmer ſind, erbietet ſich wol, auch den andern das Waſſer zu reichen, aber keine nimmt es an, ſeine Maitreſſe aber weigert ſich nicht. Dann rückt er ihr den Stuhl, legt ihr vor, redet mit ihr; ſo oft ſie zu trinken begehrt, reicht er ihr den Trank auf dem Teller und hält ihr ſelbigen während des Trinkens unter, legt ihr friſche Teller vor, nimmt die alten hinweg und bringet allezeit ſeinen Nachbarn zur linken Hand ihre Geſundheit zu. Nach dem Tiſch reicht er ihr wieder das Handwaſſer, weshalb er auch neben ihr ſitzet, rückt wieder den Stuhl, langet ihr die Handſchuh, Flor und Fächer, ſo ſie auf dem Stuhl liegen gelaſſen, nebſt einer tiefen Reverenz. Nach Tiſche nimmt die Frau des Hauſes ſeine Dame mit ſich in ihr Zimmer. Da bittet er, man wolle ihn auch hineinlaſſen. Das wird ihm nicht abgeſchlagen, und dort bedient er ſie ebenſo. Von da fährt man zur Vesper und dann im Sommer in den Prater, oder im Winter mit Windlichtern im Schlitten. Dies währet zum wenigſten drei Monat.

Wenn nun drei Monat vorüber ſind, ſo wird das „Verſprechen“ gehalten und man ſchreibet die Hochzeitsbriefe. Dann macht der Bräutigam drei Präſente. Erſtens ein ſilbernes Käſtchen, darin etliche Paar ſeidene Strümpfe, etliche Stücke ſeidenes Zeug, etliche Paar Handſchuh, Tüchlein, zwölf Fächer, Bänder und Spitzen. Das zweite Präſent beſteht in ſilbernen Galanterien, das dritte in dem Geſchmeide: Armbändern, Ohrgehängen und etwa einem Gehänge von Edelſteinen oder Perlen um den Hals. Auch kleidet er die Kammerjungfer ſeiner Maitreſſe. Etliche ſchicken alle Tage ein neues Präſent. Dann läßt er ſeinem Diener wieder eine neue Liberei machen, nimmt auch mehr Diener für ſich an, und dann für ſeine zukünftige Gemahlin zum wenigſten einen Pagen und zwei Lakaien. Die Hofdamen, ſo die vornehmſten ſind und mit ſechs Pferden fahren, verehren ihrem Bräutigam nichts, es ſei denn aus überflüſſiger Liberalität, die andern ſchenken ihrem

Liebſten ein Nachtzeug, ihr Conterfeit in einem ſchönen Käſtchen, dann an dem Hochzeitstage das Weißzeug: ſechs Hemden, ſechs Ueberſchläge, ſechs Schnupftücher, ſechs Paar Handblätter, und jedem Diener ein Hemde. Die Braut bezahlt, was auf der Hochzeit an Eſſen und Trinken aufgeht, der Bräutigam, was die Muſikanten koſten.

Am Hochzeitstage fährt der Bräutigam gegen Abend in ſeinem oder dem Wagen eines guten Freundes ganz weiß in Silberſtück, ganz wie die Braut bekleidet, er hat einen Kranz von Diamanten auf, welcher aus den Kleinodien der Freunde zuſammengeheftet und dieſen hernach wieder zugeſtellt wird. Hinter ihm fahren alle Hochzeitsgäſte, ſo Mannsperſonen ſind. In der Kirche wartet er, bis die Braut kommt. Ihren Brautſchweif, ſo drei Ellen lang iſt, trägt entweder der Edelknabe oder ein junges Fräulein. Der Bräutigam geht ihr entgegen, hebt ſie aus dem Wagen und führt ſie hinein, und ſo werden ſie zuſammengegeben. Der Trauring iſt meiſt von Gold und Silber gemiſcht in Geſtalt eines Lorbeerkranzes geflochten, ein Edelſtein daran, um anzuzeigen, daß die Treu und Liebe unendlich ſein ſoll. Darauf begeben ſie ſich ins Hochzeitshaus, wo die Mahlzeit gefeiert wird. Nach Tiſche nehmen die Mannsperſonen ſogleich Degen und Mantel und wird zum Tanze Platz gemacht, dann kommen die zwei Brautführer. Jeder hat eine brennende Fackel in der Hand, ſie machen vor Bräutigam und Braut jedem eine Reverenz und fordern ſie zum Tanz. Da tanzen beide allein. Dann fordert man die nächſten Verwandten und ſo der Reihenfolge nach die Uebrigen. Und dieſe Ehrentänze werden unter Trompeten- und Paukenſchall verrichtet. Darauf legen die Cavaliere Mantel und Degen ab, und Alles tanzt mit einander. Nach dem Tanz begleiten die Verwandten Bräutigam und Braut in die Schlafkammer, dort empfiehlt die Mutter dem Manne die Braut mit eindringlichen Worten. Dann gehn alle hinaus."

So freite der begüterte Adel in Wien, das ſich nach dem Kriege ſchnell mit lebensluſtigen Gutsherren gefüllt hatte. Neue Familien waren in Beſitz der eingezogenen Güter gekommen, reichlich hatten die kaiſerlichen Generäle und getreuen Räthe ſich ſelbſt bedacht. Der Aufenthalt auf dem öden Lande war langweilig; hatten doch viele große Grundbeſitzer ohnedies kein altes Familienintereſſe an ihrem Eigenthum. Und mit dem kaiſerlichen Adel drängten ſich Söhne deutſcher Fürſten und viele von dem alten Reichsadel nach der Kaiſerſtadt, dort Zerſtreuungen, Bekanntſchaften, Fortuna am Hof und im Heer zu ſuchen.

Aber wie groß auch die Unterwürfigkeit des adligen Serviteurs gegen ſeine Maitreſſe war, ebenſo unſicher war dem ausſchweifenden Geſchlechte die Hoffnung auf ein glückliches Zuſammenleben in der Ehe. Und nicht günſtiger war dieſe Ausſicht in den Familien der großen Reichsfürſten.

Die Herren Deutſchlands kamen nach dem Frieden eher als alle Anderen in einen Zuſtand, wie er ihnen behaglich war. Was das Volk leiſten konnte, kam vorzugsweiſe ihnen zu Gute. Zu den alten Neigungen, dem Trinken, Jagen und einem — nicht immer anſtändigen — Verkehr mit Frauen, war jetzt die Freude an Haustruppen gekommen, welche in Uniform vor dem Herrenſchloſſe aufzogen und auf der Landſtraße um die Carroſſe ritten. Jeder größere Fürſt unterhielt ſeit dem Kriege ein ſtehendes Heer, aus den alten Lehnsherren der Landſchaft waren Generäle geworden. In dieſem Jahrhundert gewinnen die großen Fürſtengeſchlechter Deutſchlands ihre einflußreiche Stellung in der europäiſchen Politik, die Wettiner, die Hohenzollern, die Braunſchweiger, die Wittelsbacher. Drei von ihnen erwerben Königskronen, die von Polen, von Preußen, von England, ein Haupt der Wittelsbacher trägt mehre Jahre das Diadem der römiſchen Kaiſer. Jedes dieſer Häuſer erhält das Anſehen einer großen europäiſchen Dynaſtie. Aber wie verſchieden iſt ihr Glück, wie

trifft auch ſie ein vergeltendes Schickſal! Dem Haus der Wettiner wurde zur Zeit der Reformation mit der Kaiſerkrone auch die höchſte Herrſchaft über Deutſchland angeboten; die Familie, auch innerlich in zwei Linien geſpalten, hörte nicht auf den hohen Ruf. Im Waffenkampf der Linien verlor ſie 1547 die Führerſchaft. Hundert Jahre ſpäter bot ſich den Wittelsbachern die Möglichkeit, durch die Vereinigung der Pfalz, der altbairiſchen Landſchaften und Böhmens eine Hausmacht zu gründen, der auch die Habsburger nicht gewachſen ſein konnten. Aber ein Sohn des Hauſes ſchlug den andern am Weißen Berge. Nur die Habsburger und die Hohenzollern verſtanden es, zuſammenzuhalten.

Das allgemeine Unglück der deutſchen Fürſten war, daß ſie in ihren gedrückten Unterthanen nur wenig fanden, was ſich Scheu und Achtung erzwang. Denn gegen das ausſchreitende Gelüſt des Mannes feſtigen ſich die innern Schranken in ſtiller Seele am leichteſten, wenn ſeine Erdenſtellung einen ſtarken Widerſtand ſeiner Umgebung möglich macht. Ein ſicheres Pflichtgefühl bildet ſich nur unter dem Zwang eines ſtarken Geſetzes. Wer darüber ſteht, dem wird leichter Großes zu empfinden, aber ungleich ſchwerer dauerhaft das Rechte zu thun.

Früher war das Leben an den Höfen rauh, oft wild geweſen, jetzt wurde es leichtfertig und lüderlich. Die Verbindung von gekünſtelter Ueppigkeit und rohen Sitten, von ſtrenger Etikette und übermüthiger Willkür gibt vielen Geſtalten der Zeit eine beſondere Häßlichkeit.

Die Fürſtenſöhne lernten mehr als früher. Latein war noch die Sprache der Diplomatie, dazu kam das Italieniſche und Franzöſiſche, ferner die ritterlichen Künſte, ſoweit ſie noch beſtanden, Soldatendrillen und vor allem Politeſſe, die neue Kunſt, in der Geſellſchaft von Männern und Frauen unterhaltend und verbindlich zu ſein. Einige Kenntniß der Staatsgeſchäfte war nicht ſelten, denn immer noch waren die Händel

mit den Nachbarn, beim Kammergericht und Reichshofrath, die Sollicitationen bei kaiserlicher Majestät und die Klagen an den Reichstagen ohne Maß und Ende. Aber die stille Herrschaft über das Land hatte doch ein Jurist, welcher an der Spitze der Verwaltung stand, nur selten noch ein herrschlustiger Hofprediger.

Auch die Frauen der fürstlichen Häuser hatten einigen Unterricht genossen. Mehre von ihnen verstanden Lateinisch, oder kannten den Vergil wenigstens aus einer schlechten Uebertragung in deutsche Alexandriner, den Boccaz aber in der Ursprache. Ihre Tagesbeschäftigungen waren Rangstreitigkeiten, das Ceremoniell, der Putz, die Liebschaften ihres Mannes und vielleicht die eigenen, dazwischen nichtige Umtriebe und Klätschereien, wie sie jeder Hof großzieht. Die strengeren unterhielten sich mit dem Geistlichen über Gewissensfälle und suchten Trost in ihrem Gesangbuch, ausnahmsweise auch noch im Kochbuch. Aber die deutsche Literatur war wenig gemacht, die Empfindungen einer Frau zu adeln, und was etwa die Zeit hervorbrachte, reichte nur selten in ihre Höhe hinauf: ein geschmackloses Hofgedicht, ein italienischer Vers, zuweilen ein dicker Quartant historischen oder theologischen Inhalts, den ein „submisser Autor" übersandte, um ein Geldgeschenk dafür zu empfangen.*) Die Ehe der Fürstin wurde durch die neue Staatsraison geschlossen. Es begegnete ihr wol, daß sie einem ausschweifenden Gatten vom ersten Tage zur Last war. Sicher wurden nicht wenige von ihnen mit ausgesuchtem Trauerpomp in die Fürstengruft gesenkt, denen niemals das Sonnenlicht einer großen Herzensneigung ihr Leben erhellt hatte. Selbst die Sorge um den Haushalt, selbst die schönste aller Sorgen, die Erziehung der Kinder, war ihnen durch die neue Einrichtung der Höfe genommen. Allerdings überwand

*) Damals noch ein beliebtes Mittel, sich Honorar zu verschaffen; es galt Gelehrten und Dichtern für durchaus anständig.

die Gutherzigkeit der Vermählten in vielen Ehen die Mängel der Zeitbildung; aber es ist kein Zufall, daß äußerst anstößige Vorfälle in den höchsten Familien jener Zeit so häufig sind.

Auch die häuslichen Verhältnisse dieser erlauchten Familien gehören der Geschichte an, und Vieles davon ist allgemein bekannt. In jeder finden sich groteske und unholde Züge. Hier wird ein solches Bild benutzt, an das zu denken unsere Zeit keine naheliegende Veranlassung hat.

Wenn die kaiserliche Partei nach dem Jahre 1620 in Spottbildern die Königstochter aus England, Elisabeth, Gemahlin Friedrich's von der Pfalz, verfolgte, malte sie die stolze Fürstin ab, wie ihr auf der Landstraße drei Kinder an der Schürze hingen oder aus irdener Schüssel auf bloßer Erde den Milchbrei aßen. Das zweite dieser Kinder erhielt durch den westfälischen Frieden die achte Kurwürde des deutschen Reiches. Nach vielem Schicksalswechsel, nachdem auch er das bittere Brot der Verbannung gegessen, als Prätendent vergebens die Wiedereroberung seines Landes versucht hatte, sah der neue Kurfürst Karl Ludwig von dem Fürstenschloß zu Heidelberg auf das schöne Land herab, das nur zum Theil in den Besitz seiner Linie zurückgelangt war. Er hatte mehre von den Tugenden eines sorglichen Landesherrn und stand als Regent unter den besten seiner Zeit, aber er war keine Natur, welche die Bürgschaften von Glück und Frieden in sich trägt. Zwar in seiner Familie galt er für lebenslustig und gutmüthig, aber er war auch reizbar, von jäher Hitze, begehrlich und anspruchsvoll, leicht beeinflußt und ohne stätige Entschlossenheit, geneigt Gewaltthätiges vorschnell zu wagen, und doch nicht fest genug Großes auszurichten. Es scheint, daß ihm von dem Blute der Stuarts außer einem hohen Gefühl seines Ranges auch viel von dem Eigensinn seines unglücklichen Oheims Karl zu Theil geworden war. Er hatte sich im Jahre 1650 mit Charlotte, Prinzessin von Hessen, vermählt, der Tochter jener starken Frau, welche als Regentin ihres

Landes im Kriege mehr Thatkraft bewieſen hatte als die meiſten Männer, und deren energiſches Matronenantlitz wir noch jetzt in dem Porträt Engelhard Schäffler's mit Vergnügen betrachten. Dem Kurfürſten ſoll von der Mutter die eigene Tochter als ſchwer zu lenken geſchildert worden ſein. Auch die Kurfürſtin war heftig und maßlos, ſie mag durch mürriſches Weſen und Eiferſucht oft den häuslichen Frieden geſtört haben. Ein Fräulein ihres Hofſtaates, Marie Suſanne Loyſa von Degenfeld, Tochter eines Parteigängers aus dem dreißigjährigen Kriege, nach allen Berichten von großer Liebenswürdigkeit und, wie es ſcheint, bei vieler Sanftmuth von feſtem Beharren, erweckte in dem Kurfürſten ein leidenſchaftliches Gefühl, welches ihn jede Rückſicht vergeſſen ließ. Er ſandte ſeiner Gemahlin nach ärgerlichen Händeln den Scheidebrief und vermählte ſich auf der Stelle mit ſeiner Geliebten, welche vom kaiſerlichen Hofe den Titel einer Raugräfin erhielt. Die verſtoßene Kurfürſtin wandte ſich vergebens an den Kaiſer Leopold, durch dieſen eine Ausſöhnung mit ihrem Gemahl zu bewirken. Dieſe Bittſchrift wird hier nach Lünig: Die Teutſche Reichs-Cantzley, 1714, Theil 2, S. 156, mitgetheilt.*)

„Wir von Gottes Gnaden Charlotta, Kurfürſtin, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Heſſen, entbieten dem allerdurchlauchtigſten Fürſten und Herrn, Herren Leopoldo, von Gottes Gnaden, Vater des Vaterlandes, unſerm allerſeits gnädigſten Herren und Gebieter, unſern verpflichteten gehorſamſten und unterthänigſten Gruß und Dienſt zuvor.

Obwohl die vielfältigen und ſchweren Reichsnegotien, mit welchen Eure Kaiſerliche Majeſtät in dieſer Zeit bemüht ſein möchten, uns leicht abſchrecken könnten, Dieſelbe mit unſern

*) Einige Längen ſind gekürzt, an einer Stelle mußte für die Leſer dieſes Buches das Widerwärtige gemildert werden.

Privatſachen zu beunruhigen, haben wir uns doch erkühnt, Eurer Kaiſerlichen Majeſtät unſere hochdrängende Noth und gewaltſame Beleidigung, welche uns zeither ohne alles Verſchulden zugeſtoßen, in höchſter Demuth vorzutragen, weil uns ſehr wohl bewußt, daß Eure Kaiſerliche Majeſtät jederzeit befliſſen waren, den Beleidigten zu ihrem Rechte allergnädigſt zu verhelfen.

Es wird hoffentlich Eurer Kaiſerlichen Majeſtät nicht unbekannt ſein, daß wir uns vor ungefähr elf Jahren mit dem durchlauchtigſten Fürſten Karl Ludwig, Pfalzgrafen bei Rhein, Kurfürſten des heiligen Reiches, in ein eheliches Verlöbniß eingelaſſen haben. Zu dieſer Zeit hat Seine Liebden ſowol in vielfältigen Discurſen, die vor der chriſtlichen Copulation mit uns geführt wurden, als in dem Act der Copulation ſelbſt uns eine immerwährende Treue und eheliche Liebe mit höchſtem Betheuern zugeſagt, wie von unſerer Seite auch geſchehen. Was uns denn zu einer ſolchen Gegenliebe animirt hat, daß wir Seiner Liebden nach unſerem beſten Vermögen, ſo viel weibliche Schwachheit zugelaſſen, in ehelichem Gehorſam aufgewartet haben. So haben wir auch durch die Gnade Gottes zwei junge Prinzen und ein Fräulein in Liebe gezeugt, ſo daß Seine Liebden ſich billig enthalten haben ſollten, uns ohne unſer Verſchulden die Denegation des Zuſammenlebens aufzudrängen.

Wir geben aber Eurer Kaiſerlichen Majeſtät unterthänigſt zu vernehmen, daß wir nach drei höchſt beſchwerlichen Kindbetten an unſerm Herrn Gemahl eine nicht geringe Entfremdung des Gemüthes aus mehren Zeichen zur Genüge verſpürt haben. Das hätte uns billig einen Argwohn einflößen ſollen, wenn unſer getreues Gemüth nicht Gutes und Löbliches von Seiner Liebden präſumirt hätte. Denn als wir einſt nach fürſtlichem Brauch Seiner Liebden einen ſchönen apfelgrauen, neapolitaniſchen Hengſt mit aller Zubehör zum neuen Jahre verehrten, hat er uns geſagt: „Schatz, wir begehren hinfüro

ſolche Präſente nicht mehr, welche unſere Schatzkammer verringern," und hat noch an demſelben Tag das Pferd einem Geringen vom Adel verehrt. Dieſe Beſchimpfung hat uns ſo wehe gethan, daß wir ſie unſerer Kammerjungfer, Maria Suſanne von Degenfeld, von deren heimlichem Beginnen wir zu der Zeit nicht das Geringſte gewußt, mit weinenden Augen geklagt haben. Dieſe hat uns darauf geantwortet: wenn ihr ſolches einmal von ihrem künftigen Eheconſorten begegnen ſollte, ſo würde ſie ihm alle Beiwohnung verſagen. Mit dieſen Worten hat ſie nichts Anderes gewollt als uns gegen unſern Herrn Gemahl verhetzen. Nicht lange darnach iſt uns durch beſagte von Degenfeld aus unſerer Schublade ein Ring entwendet worden. Dies muß ohne Zweifel ein angelegter Handel geweſen ſein, denn unſer Herr Gemahl hat dieſen Ring begehrt; als wir ihn aber nicht finden konnten, iſt ſeine Liebden ſehr über uns entrüſtet worden und ſo gegen uns heraus gefahren: „Ihr macht mir wunderliche Gedanken mit dieſem Ringe; ich hatte gemeint, Ihr nähmt ihn beſſer in Acht." Worauf wir geantwortet: „Ach, mein Schatz, habe mich doch in keinem böſen Verdacht; er iſt mir durch ungetreue Leute entwendet worden." Seine Liebden aber fuhren fort: „Wer mögen doch dieſe ungetreuen Leute ſein? Vielleicht iſt es ein junger Cavalier, welchem Ihr ihn wol ſelbſt an den Finger geſteckt haben möget." Dies hat uns ſo wehe gethan, daß wir etwas Hartes gegen Seine Liebden geredet haben und geſagt: „So etwas würde mir kein redlicher Fürſt nachreden können," worauf er geſagt: „Wer hat Euch Macht gegeben, mich einen unredlichen Fürſten zu ſchelten? Werde ich ſo etwas noch weiter von Euch hören, ſo ſoll Euch mit Maulſchellen gelohnt werden." Darauf haben wir kein Wort geantwortet, ſondern heftig geweint. Die von Degenfeld aber hat uns mit falſchem Gemüthe getröſtet und geſprochen: „Seien Ihro Kurfürſtliche Durchlaucht doch zufrieden und bekümmern Sie ſich

nicht ſo ſehr, er wird ſich ſchon wieder finden.“ Mit dieſen Worten hat ſie uns damals beruhigt. Es iſt uns aber nicht lange nachher von einem ſehr vertrauten Diener ein ſehr nachdenkliches lateiniſches Brieflein eingehändigt worden, welches er von ungefähr im Gemach unſeres Herrn Gemahls gefunden, deſſen Inhalt wir hier beizufügen nicht umgehen können. Es lautet alſo:

„Dem durchlauchtigſten Kurfürſten von der Pfalz, Karl Ludwig, Herzog zu Baiern, dilecto meo.

„Ich kann Eurer Kurfürſtlichen Durchlaucht nicht mehr entgegen ſein, und nicht mehr über meine Zuneigung täuſchen. Vicisti, jamque tua sum, ich Unglückliche!

Maria Susanna, baronissa a Degenfeld.“

Als wir dieſen Brief vielleicht durch Schickung Gottes bekommen, haben wir denſelben alsbald mit großer Beſtürzung angeſehen. Weil wir aber in der lateiniſchen Sprache nicht zum beſten erfahren ſind, haben wir gemeldeten unſern getreuen Diener alsbald zu dem wohlgebornen Herrn Johann Jacob Grafen von Eberſtein, unſerm geliebten Herrn Vetter, welcher ſich zufällig zu Heidelberg aufgehalten, abgefertigt, ihn zu uns berufen laſſen und freundlich und vetterlich erſucht, ob er uns in Dolmetſchung beſagten Briefleins zu Hilfe kommen wolle. Dies hat er uns redlich geleiſtet. Aber es iſt nicht zu ſagen, welche große Bekümmerniß damals unſer Herz eingenommen hat, als wir augenſcheinlich haben ſehen müſſen, wie unverantwortlich und unfürſtlich man mit uns umgehe. Deshalb haben wir uns in verwirrtem Gemüthe ſo weit erkühnet, und das Treſor der gemeldeten Degenfeldin aufbrechen laſſen, welche damals nicht zugegen war, und haben nach fleißiger Durchſuchung drei Unglücksbriefe Seiner Kurfürſtlichen Durchlaucht gefunden, welche ebenfalls lateiniſch geſchrieben waren, in denen er die Degenfeldin ebenfalls ſeiner Liebe verſichert.*)

*) Dieſe drei Briefe waren der Eingabe an den Kaiſer beigelegt; ſie ſind nur dadurch charakteriſtiſch, daß wenig wirkliches Gefühl aus ihnen

Da haben wir zur Genüge vernehmen können, daß unſer Herr Gemahl bedacht ſei, uns alle Treue und Liebe aufzuſagen. Dieſem wollten wir bei Gelegenheit zuvorkommen und ſolches Seiner Liebden in verblümter Weiſe zu verſtehen geben.

So iſt es denn auch geſchehen, daß ungefähr nach einer Woche der durchlauchtige Herr Fridericus, Markgraf zu Baden, unſer freundlich geliebter Herr Schwager und Bruder, ſammt Dero geliebten Frau Gemahlin, unſerer beſonders herzlieben Frau Baſe und Schweſter, von Durlach aus nach Heidelberg kam, uns zu beſuchen. Als nun Seine Liebden, der Herr Markgraf, einſt da wir eben bei der Tafel ſaßen, zu uns ſprach: „Wie? Meine Frau Schweſter, wie ſo traurig?“ ſo antworteten wir: „Geliebter Herr Bruder, vielleicht findet ſich wol noch eine Urſache der Traurigkeit.“ Worauf unſer Herr Gemahl ganz erröthet ſagte: „Es iſt nichts Neues, daß meine Frau Gemahlin ohne gegebene Urſache zürnt.“ Wir aber konnten ehrenhalber ſolche Rede nicht unbeantwortet laſſen, ſondern ſprachen: „Diejenigen, welche die Dienerinnen lieber ſehen als die Frauen, machen mich zornig, u. ſ. w.“ Darauf hat unſer Herr Gemahl ſich getroffen gefunden, iſt vor Zorn ganz verblichen und hat uns in Gegenwart beſagter fürſtlicher Perſonen eine ſolche harte Maulſchelle verſetzt, daß wir uns wegen des verdrüßlichen Naſenwiſchens von der Tafel hinwegbegeben mußten. Seine Liebden aber, der Herr Markgraf, hat mächtig darüber geeifert und auf italieniſch zu unſerm Herrn geſagt: „Signore electore, troppo è questo.“ Unſer Herr Gemahl antwortete darauf: „Mio fratello, signore marchese, ma cosi ha voluto.“ Aber Seine Liebden, der Herr Markgraf, redete unſerem Herrn Gemahl ſtark zu und ſprach, wenn er gewußt hätte, daß ſeine unbedachtſamen Reden eine

---

ſichtbar wird, ſondern künſtlich gemachte Phraſen. Ebenſo iſt der mitgetheilte der von Degenfeld, von welchem nur einige Sätze überſetzt ſind.

ſolche Uneinigkeit verurſachen würden, ſo würde er tauſendmal lieber ſtill geſchwiegen haben; und wenn ſich unſer Herr Gemahl nicht noch vor Sonnenuntergang mit uns verſöhnen werde, ſo ſeien Seine Liebden feſt entſchloſſen, ſich morgen noch vor früher Tageszeit ohne Abſchied von Heidelberg hinwegzubegeben. Dies hat bei unſerem Herrn Gemahl ſo viel bewirkt, daß er Seiner Liebden verſprochen hat, uns in ſeiner und Dero Gemahlin Geſellſchaft zu beſuchen. Dies iſt nach Verlauf von zwei Stunden geſchehen, wo uns unſer Gemahl in unſerm Gemach ſo angeredet hat: „Zürnt mein Schatz noch mit mir?“ Wir antworteten: „Verſichert Euch, mein Schatz, was bei der Tafel geſchehen iſt, gäbe mir keine geringe Urſache zu zürnen; aber wegen der Gegenwart meines geliebten Herrn Bruders und meiner Frau Schweſter, welchen unſere Uneinigkeit nicht angenehm iſt, will ich daſſelbe von Herzen vergeben.“ Hierauf gab uns unſer Herr Gemahl die Hand, und Seine Liebden ſagten mit einem freundlichen Kuß: „Dieſes ſoll das vorige Verbrechen völlig auslöſchen,“ worauf Sie wieder aus unſerm Gemach ſchieden. Wir aber ſind dieſe Nacht nicht bei dem Abendeſſen erſchienen, ſondern haben uns durch unſer Frauenzimmer und den Hofmeiſter bei unſerm Herrn Gemahl und den anweſenden fürſtlichen Perſonen entſchuldigen laſſen, daß wir wegen nöthiger Verfertigung etlicher Schreiben nicht erſcheinen könnten. Weil aber unſer Gemahl gefürchtet, wir möchten unſerm Herrn Bruder eröffnen, was ſich zwiſchen uns vorgetragen, iſt er deshalb Abends zehn Uhr in Begleitung zweier Leibpagen an unſer Gemach gekommen und hat daſelbſt angeklopft. Als wir nun vor die Thür gingen und Seine Liebden antrafen, haben wir uns wegen ſo unverhofften Beſuchs nicht wenig gewundert und geſagt: „Wie beſucht mich mein Schatz ſo ſpät?“ Seine Liebden antworteten hierauf freundlich, und ſchickten die beiden Leibpagen wieder zurück. Weil uns aber damals eben die ungebührlichen Briefe einfielen, und weil die Betrachtung, daß wir von hohen fürſt-

lichen Eltern geboren, uns gar beſchwerlich machte zu ſolcher Ungebühr ganz ſtill zu ſchweigen, haben wir geſagt: „Mein Herr Gemahl, ich bin gänzlich entſchloſſen allein zu bleiben, bis ſich Eure Liebden reſolviren eine gewiſſe Perſon in meine Gewalt zu geben, mit der Vollmacht, dieſelbe wegen begangenem Frevel abzuſtrafen.“ Unſer Herr Gemahl gab uns Antwort: „Ich möchte doch ewig wiſſen, wer dieſe Perſon wäre, bilde mir aber ein, das Verbrechen wird nicht ſo groß ſein, als Eure Liebden es auslegen.“ Wir aber antworteten weiter: „Das Verbrechen iſt ſo groß, daß die Perſon es nur mit ihrem Blute bezahlen könnte.“ „Ei, mein Schatz“, ſagte unſer Gemahl, „das Urtheil iſt allzuſcharf.“ Wir aber waren bedacht, Seiner Liebden die Urſache unſeres langen Bekümmerniſſes völlig zu entdecken, zogen deshalb den Brief, welchen unſer Diener gebracht, aus dem Sacke und fingen an mit heller Stimme darin zu leſen. Unſer Herr Gemahl lachte hierüber und ſprach: „Alles lauter Scherz, mein Schatz weiß ja wol, daß das Degenfeldiſche Fräulein ſich von Jugend auf der lateiniſchen Sprache befliſſen; deshalb habe ich ſie prüfen wollen, ob ſie genugſam befähigt ſei, mir auf ein zugeſchicktes Brieflein in der gemeldeten Sprache zu antworten. Das hat ſie denn ſcherzweiſe geleiſtet. Und wir ſind entſchloſſen, ihr wegen ihrer Unſchuld zu ſecundiren.“ Wir wollten uns mit Seiner Liebden nicht zanken, ſondern ſprachen: „Wir haben längſt gewußt Ernſt und Scherz zu unterſcheiden. Beliebt es meinem Schatz völligen Beweis zu liefern, daß es Scherz ſei, ſo will ich mich leicht zufrieden geben.“ Unſer Herr Gemahl antwortete hierauf: „Was bedarf es vieles Beweiſes? Euer Liebden iſt ein Weibsbild, und hat beſſere Mittel die Unſchuld der Degenfeld zu unterſuchen als ich, für den ſich das gar nicht ſchickt. Aber ich ſehe wol, das fromme Fräulein hat alle Gnade und Huld bei Euch verloren. Weil es aber ſchon ſehr ſpät iſt, wolle mein Schatz mich berichten, ob es ihr beliebig ſei, ſich allhier mit mir zu verſöhnen.“

Wir antworteten darauf: „Ich fühle mich kraft einmal gegebener Treue verbunden, demſelben nicht zu widerſprechen.“ Aber unſer Herr Gemahl betheuerte mit einer herzlichen Umfangung hoch und theuer, daß er mit Ausnahme der Briefſlein nicht wider uns gehandelt, verſprach auch noch einmal fortan nicht wider uns zu handeln, wenn wir anders wieder Seiner Liebden mit gebührendem Gehorſam begegnen würden. Dies haben wir auch verſprochen, weil wir hofften hinfort in friedlicher Ehe zu leben, was vielleicht auch geſchehen wäre, wenn der leidige Teufel nicht ſein Unkraut ausgeſäet hätte.

Denn nach drei Tagen, als der durchlauchtige Herr Markgraf von Baden wieder abgereiſt war, kam ein Patent von Eurer Kaiſerlichen Majeſtät glorwürdigſtem Herrn Vater Ferdinando höchſt ſeligen Andenkens nach Heidelberg, wodurch unſer Herr Gemahl auf den Reichstag nach Regensburg citirt wurde, wohin wir uns mit unſerm Herrn Gemahl zum geſetzten Termin erhoben.

Was wir dort aber für einen großen Schimpf von unſerem Herrn Gemahl haben erdulden müſſen, das zu erzählen halten wir für unnöthig, weil Eure Kaiſerliche Majeſtät das meiſte mit eigenen Augen geſehen haben. Dies hat uns verurſachet, nach Seiner Liebden Abreiſe noch eine Zeit lang in Regensburg zu verharren. Als wir aber nach Verlauf weniger Wochen wieder zu Heidelberg ankamen, haben wir durch einen Edelmann unſerem Herrn Gemahl freundlich andeuten laſſen, daß wir geſonnen ſeien, Seine Liebden zu begrüßen. Aber unſer Herr Gemahl ſagte mit großem Unwillen zu beſagtem Edelmann: „Sagt nur der kahlen Landgräfin — alſo nannten uns Seine Liebden — ich will mit keiner Landverderberin zu ſchaffen haben.“

Als uns nun ſolches angedeutet worden, haben wir uns nicht erkühnen dürfen Seine Liebden anzureden, ſondern ſind ſchnurſtracks durch unſern Nebenſaal in unſer Gemach

gegangen. Wir aber kamen kaum dahin, da hatten ſich ſchon vierzig von der Schweizergarde in unſer Vorgemach eingeſtellt, welche befehligt waren, uns zu verwahren und nicht herauszulaſſen, bis Seine Liebden Weiteres gebieten würden.

Da mußten wir mit großer Betrübniß erfahren, daß wir, eine geborne freie Fürſtin, eine Gefangene ſein mußten. Wir wußten nicht, was zu thun, denn unſerem Herrn Bruder, dem Landgrafen zu Heſſen-Kaſſel, konnten wir nicht ſchreiben, weil keine vertraute Perſon zu uns eingelaſſen wurde, welche wir hätten abfertigen können. So hatten wir auch keine Gelegenheit, etwas durchzubringen, weil unſere Bedienten, ſo oft ſie zu uns oder von uns gingen, jedesmal von der Wache durchſucht wurden. Derowegen reſolvirten wir uns an unſern Herrn Gemahl ſelbſt zu ſchreiben und Seine Liebden zu bitten, ob Sie uns der höchſt beſchwerlichen Haft entbinden wollten. Wir ſetzten darum das Folgende an Seine Liebden auf, und ſchickten daſſelbe durch einen jungen Edelknaben Seiner Liebden während der Tafel.

„Durchlauchtigſter Fürſt, Lieber Herr. Was für große Beſchwerden ich von der allzu großen Garniſon, welche Euer Liebden vor mein Gemach zu legen Ihnen haben gefallen laſſen, die Zeit über ausgeſtanden habe, iſt nicht zu beſchreiben. Dies bewegt mich Euer Liebden zu erinnern, Sie möchten mit mir armen Fürſtin ſo verfahren, daß Sie es vor Gott und der ganzen Welt verantworten können. Dabei wäre auch zu bedenken, ob es rühmlich ſei, ein einziges ſchwaches Weibsbild mit vierzig wohlbewehrten Hellebardierern zu bewahren, da doch zwei oder drei daſſelbe genügend verrichten können. Auch will mir nicht einfallen, was ich Sträfliches begangen haben möchte, um einen ſo harten Proceß zu verſchulden. Bitte derohalb Euer Liebden um Gottes willen, mich auf freien Fuß zu ſtellen. Denn ich habe dieſe Zeit her wegen des ungeſtümen Polterns und Raſſelns der indis-

creten Schweizer nicht drei Stunden ſchlafen können. Euer Liebden getreue bis in den Tod Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein."

Nachdem unſer Gemahl dieſes Schreiben geleſen, befahl er, man ſolle alle Schweizer bis auf vier wieder abtreten laſſen, was auch alsbald zu unſerem guten Vergnügen geſchah. Seine Liebden aber ſchickten uns einen Brief folgenden Inhalts:

„An Charlotta, geborne Landgräfin in Heſſen. Es nimmt mich ſehr Wunder, wie Ihr ſo kühn ſein dürft, mich erſt zu fragen, warum ich Euch verwahren laſſe. Da Ihr doch nicht leugnen könnt, daß ich Euch bei meiner Rückreiſe von Regensburg nach Heidelberg ernſtlich befohlen, mir den Tag darauf unfehlbar zu folgen. Dies aber iſt erſt etliche Wochen ſpäter geſchehen, und in dieſer Zeit iſt ſo viel Geld aufgegangen, daß unſere ohnedies ruinirten Unterthanen eine gute Zeit daran zu verdauen haben. Auch werdet Ihr wol wiſſen, wie Ihr auf dem zu Regensburg gehaltenen Luſtjagen mich beſchimpft habt. Und als ich Euch in meinem gerechten Zorn wegen begangener Leichtfertigkeit und muthwilliger Entblößung Eures Leibes in Gegenwart der verſammelten Reichsſtände nur ein wenig gewehrt habe, wie Ihr mir ſogleich alle eheliche Beiwohnung auf ein halbes Jahr verſagt habt. Dies Verbrechen entledigt mich ganz des ehelichen Bandes. Ich bin auch gänzlich reſolvirt, mich von Euch durch einen öffentlichen Actum vollſtändig ſcheiden zu laſſen. Dieſer mein Vorſatz hat mich bewogen, Eurer Perſon mich gut zu verſichern, damit Ihr nicht als eine Flüchtige durch Verhetzen Eures Bruders und anderer Freunde meinem Lande Unheil erregt. Endlich, wenn Ihr Euch ſtill und eingezogen haltet und in die Eheſcheidung willigen wollt, verſpreche ich bei meiner Kurfürſtlichen Treue, daß ich Euch nicht allein der Verhaftung ganz entledigen, ſondern auch ein Einkommen verordnen will, mit welchem Ihr Euch recht fürſtlich und wohl halten könnt.

Hiermit Eure ſchließliche Erklärung erwartend, verbleibe Ew. Liebden Kurfürſt."

Als uns ſolches Schreiben eingehändigt wurde, wußten wir vor großer Bekümmerniß nicht, wohin wir uns entſcheiden ſollten. Endlich ſchickten wir doch eine adlige Kammerjungfer zu unſerm Herrn Gemahl mit dem Befehl, Seiner Liebden anzudeuten, daß wir geſonnen ſeien in alles Begehren Seiner Liebden gutwillig zu conſentiren, ausgenommen, was die Eheſcheidung betreffe. Denn dieſe ſei eine Gewiſſensſache und müſſe wohl bedacht werden. Ich bäte deshalb, mir ein wenig Bedenkzeit zu geben. Zwar wenn es Seiner Liebden belieben ſollte, aus eigener Macht eine Eheſcheidung vorzunehmen, ſo wären wir viel zu ſchwach, dies zu verhindern. Doch meinten wir Seiner Liebden nie ſo große Urſache gegeben zu haben, uns gänzlich zu verſtoßen.

Die Kammerjungfer richtete dies aufs Allerbeſte aus. Unſer Herr Gemahl aber gab zur Antwort: „Schöne Jungfrau, ſagt eurer Frau, wir ſind nunmehr geſonnen, ihr fortan mehr Freiheit zu geben und die vier Schweizer vollends von ihrem Gemach wegzuführen. Es ſoll ihr auch erlaubt ſein, hinunter in den Garten zu ſpazieren, wenn ihr das gefällig. Und ſie ſoll vertrauen, daß ich ſchon Mittel finden werde, ſie zu befriedigen. Aber ſie ſoll ſich nicht gelüſten laſſen, ihrem Herrn Bruder oder Andern von unſerm Vorhaben etwas zu ſchreiben. Und die Eheſcheidung ſoll ſie auch eingehen, denn ich bin bedacht mich anderwärts zu verheiraten."

Die Edeljungfrau brachte uns kaum die Antwort, da wurden die vier Schweizer ſchleunig von unſerem Gemach abgeführt, und wir gingen denſelben Abend, friſche Luft zu ſchöpfen, in den Thiergarten. Den Tag darauf fuhr unſer Herr Gemahl nach Ladenburg auf das Schloß. Abends um fünf Uhr kam zu uns der wohlgeborne Graf von Eberſtein, unſer freundlicher Herr Vetter. Dieſer ſagte uns, daß die

von Degenfeld ſich ſchon ein Vierteljahr auf dem Schloſſe Ladenburg aufhalte, und daß unſer Herr Gemahl ſich während meiner Abweſenheit alle Wochen dahin begeben; ja er habe einen beſonderen Weg machen laſſen, damit er deſto ſchneller hinkommen könnte. Da ſahen wir erſt, wohin unſer Herr Gemahl bis dahin gezielt hatte, wir beklagten unſer Unglück mit vielem Weinen.

Acht Tage darauf ſchickte uns unſer Herr Gemahl ein Brieflein wörtlich dieſes Inhalts:

„Durchlauchtigſte. Euer Liebden thue ich mit Wenigem zu wiſſen, daß ich mich unſerer abgeredeten Eheſcheidung zufolge wiederum mit dem wohlgebornen Fräulein Maria Suſanna von Degenfeld ehelich eingelaſſen habe. Verhoff alſo, Euer Liebden werden ſich ſolches gefallen laſſen, in Betracht, daß es nicht mehr geändert werden kann. Denn wir haben bereits den würdigen, unſern lieben Getreuen Samuel Heyland, Prediger der lutheriſchen Gemeinde unſerer Stadt Heidelberg, zu uns abholen laſſen, uns beide chriſtlich zu copuliren. Weil ich aber wol weiß, daß Euer Liebden drei fürſtliche Kinder mit mir gezeugt haben, ſo geziemt mir Euer Liebden durch die Tage Ihres Lebens fürſtliche Tractation zu verſchaffen. Daher haben Euer Liebden von jetzt Macht, die Hälfte des Schloſſes Heidelberg nach Belieben zu gebrauchen, und Sie können von dem Hofſchaffner ſo viel Geld erhalten, als Ihnen zu Ihrem Unterhalt nöthig ſein wird; nur daß Sie Sich mit meiner jetzigen Gemahlin vertragen und ihr kein Leid zufügen, damit ich nicht veranlaßt werde, Euer Liebden ungünſtig zu werden.

Ich verbleibe Euer Liebden im Uebrigen bis in den Tod geneigt.

Ladenburg, den 14. April 1657.

Euer Liebden Kurfürſt."

Meine Antwort hierauf war folgende:

„Durchlauchtigſter Fürſt, hochgeborner Herr. Aus Euer

Liebden Schreiben habe ich mit höchſter Beſtürzung vernehmen müſſen, daß Euer Liebden mich nunmehr ganz und gar verſtoßen und nicht geſinnt ſind, mich als Gemahlin anzuerkennen. Dieſes will ich, wie wehe es mir auch thut, Gott dem gerechten Richter befehlen, ich werde mich auch fortan als eine Witwe zu betrachten wiſſen, deren Mann noch am Leben, durch eine nichtswürdige Perſon leichtfertig entführt und von ſeinem rechtmäßigen Gemahl abgelenkt iſt.

Für die guten Tractamente, welche Euer Liebden mir zugewieſen haben, thue ich mich höchlich bedanken, ich werde mich auch befleißigen, gegen die Concubine von Euer Liebden mich ſo zu verhalten, daß ſie nicht Urſache haben wird, ſich über mich zu beſchweren. — Sonſt iſt noch ein Edelmann von Stuttgart hier, der die Nachricht bringt, daß in zehn Tagen der durchlauchtige Fürſt, Herr Eberhard von Würtemberg, unſer herzgeliebter Herr Vetter und Bruder, ſammt ſeiner Frau Gemahlin nach Heidelberg uns zu beſuchen kommen werde. Es wird alſo Euer Liebden wol hierher kommen und veranſtalten, daß dieſelben recht fürſtlich accommodirt werden. Datum Heidelberg, den 16ten April 1657. Euer Liebden bis in den Tod geneigte, anjetzo hochbekümmerte Charlotta, rechtmäßige Kurfürſtin bei Rhein."

Nach drei Tagen kam unſer Herr Gemahl wieder zurück und brachte in Begleitung hundert neugeworbener Dragoner die von Degenfeld mit ſich. Da erſt ging uns ein rechter Stich durchs Herz, als wir ſehen mußten, daß unſere frühere Dienerin uns aus dem Sattel heben und ſich bei jedermann als Kurfürſtin präſentiren ſollte, und wir doch auch nicht das Geringſte gegen ſie durften verlauten laſſen. Wir hielten beſondere Tafel, hatten auch unſere beſonderen Bedienten und eine eigene für uns aufgerichtete Leibgarde von zwanzig Küraſſieren.

Endlich gedachten wir unſern Herrn Gemahl noch zu erweichen. Wir ließen unſere beiden Prinzen und unſer Fräulein

zu uns kommen, ſchmückten uns und die Kinder aufs Allerbeſte und warteten vor der Tafelſtube, bis unſer Herr Gemahl von dem Mittagsmahl aufſtand und herauskam. Da thaten wir ſammt unſern geliebten Kindern vor Seiner Liebden einen Fußfall und baten nochmals, Seine Liebden möchte ſich doch erweichen laſſen. Es könnten ſonſt unſere herzliebe Kindlein nach ſeinem Tode für uneheliche Baſtarde gehalten werden, wenn Seine Liebden uns nicht als rechtmäßige Gemahlin anerkennen wollten.

Unſere Kinder weinten überlaut, wie auch das ganze umſtehende Hofgeſinde, denn es hätte einen harten Stein erbarmen können. Unſer Herr Gemahl ließ uns ſo knieen, ſtand in vollen Gedanken und wußte ſich nicht ſogleich zu erklären. Die Augen Seiner Liebden waren voll Waſſer. Unterdeß kam die von Degenfeld daher gegangen, ſah uns alſo knieen und ſprach frech zu unſerm Herrn Gemahl: „Signore Elettore, servate la parola di promessa.“*) Auf dieſe Worte ſchlug unſer Herr Gemahl ſeine Hände über dem Haupte zuſammen und ging ſeufzend hinweg. Wir aber konnten ſolche Unbilligkeit nicht länger anſehen, ſondern liefen in unſer Gemach und ergriffen eine geladene Piſtole, entſchloſſen, der von Degenfeld, als einer gottloſen Eheſtörerin, eine Kugel durch dero leichtfertiges Herz zu jagen. Aber als wir zu ihr kamen und eben losdrücken wollten, wurde uns die Piſtole von dem wohlgeborenen Grafen Herrn Wolf Julius von Hohenlohe weggenommen und zu einem Fenſter hinausgeſchoſſen. Als unſer Herr Gemahl aber dieſen Schuß hörte, lief er eilends aus ſeinem Gemach und fragte, wer geſchoſſen habe. Wir ſagten: „Ach, lieber Schatz, ich habe es gethan, in der Abſicht, Euer Liebden Ehre an dieſem Unthier zu rächen.“ Unſer Herr Gemahl aber ſagte: „Charlotta, Charlotta, laſſet dies unterwegs, wenn ihr nicht ſofort von hier abgeſchafft

*) Herr Kurfürſt, haltet euer Wort, das ihr mir bei der Verlobung gegeben.

werden wollt.“ Wir aber gingen hinweg, ohne eine Gegenantwort zu geben.

Vier Tage nachher kommt ein Postillon mit Bericht, daß Seine Hochfürstliche Durchlaucht von Würtemberg innerhalb zwei Stunden ankommen würden. Darauf schickte unser Herr Gemahl zu uns, uns andeutend, daß Seine Liebden mit der von Degenfeld gemeldetem Herrn Herzoge entgegenfahren würden. Wir aber sollten Seine Liebden in dem Schlosse empfangen. Dies geschah auch, man brachte drei Tage in allerhand Kurzweil zu, gemeldetem Herrn Herzog zu ehren, wir aber lebten als Verlassene und wurden nicht ein einziges Mal zur Tafel gebeten, wie hoch auch unser vielgeliebter Herr Bruder, Herzog Eberhard, und dessen Frau Gemahlin darum baten.

Endlich ließen auch wir in unserem Gemache eine Mahlzeit zurichten und beide fürstliche Personen wie auch unsern Herrn Gemahl und unsern ältesten Prinzen, Herrn Karolus, dazu berufen. Alle erschienen, nur unser Herr Gemahl nicht, welcher zwar auf Fürbitte des Herzogs schon eingewilligt hatte sich einzustellen. Aber Seine Liebden wurden von der von Degenfeld abwendig gemacht, welche, wie wir nachher erfahren, Seiner Liebden mit harten Worten zugesetzt hatte: wo Seine Liebden zu uns gehe, so wolle sie Dieselben nicht mehr an ihre Seite kommen lassen.

Unser Herr Gemahl sprach auch zu unserem Prinzen Karolus: „Geh hin, hilf deiner Mutter und den Gästen zusprechen und sage ihr von mir, ich wäre diesmal durch üble Leibesconstitution verhindert sie zu besuchen, es könnte aber durch Gottes Schickung zu anderer Zeit geschehen.“

Wir unterreden uns während der Mahlzeit mit beiden fürstlichen Personen, wie unsere Sache am besten anzugreifen sei, Ihro Liebden aber widerriethen uns, etwas gegen die Person der von Degenfeld vorzunehmen, sintemal wir dadurch unser Uebel ärger machen könnten. Unser Herr Bruder,

Herzog Eberhard, verſprach uns mit Handſchlag, Seine Liebden wollten ſich aufs Aeußerſte bemühen uns wieder zu vereinigen, inſonderheit wollten aber Seine Liebden nach der Heimkehr ſofort an Ihren Vaſallen, Guſtavus von Degenfeld, Bruder gemeldeter Erzmaitreſſe, ſehr ernſtlich ſchreiben und ihm befehlen, ſeine Schweſter alsbald nach Haus zurückzufordern. Thue er dies nicht, ſo wollten Sie Ihre Lehen an ſich nehmen und einem Andern ertheilen. Unterdeß ſollten wir an Eure Kaiſerliche Majeſtät unterthänigſt ſuppliciren, ob Dieſelben geruhen wollten, uns durch allergnädigſte Vermittlung wieder zu vereinigen.

Auch können wir nicht unterlaſſen dies noch hinzuzuſetzen, daß unſer Herr Gemahl uns dieſe drei Jahre hindurch weder mit Worten und Werken anderweitig beleidigt hat, und wir verhoffen, Seine Liebden werde eine ſolche kaiſerliche Interceſſion wol beherzigen und uns als eine ſehr bedrängte und betrübte Fürſtin auch einmal wieder begnadigen und nicht ganz unter ſolchem Kreuz verſinken laſſen. —

Dafür erbieten wir uns unterthänigſt, Gott den Allmächtigen inbrünſtig anzurufen, daß er Eurer Kaiſerlichen Majeſtät beſtändige Geſundheit, langes Leben, auch glückliche Regierung und erwünſchten Sieg wider Dero Feinde und alles Wohlergehen verleihen wolle. Datum Heidelberg, den 26. Juli 1661. Eurer Kaiſerlichen Majeſtät allerunterthänigſtgehorſamſte Dienerin Charlotta, Pfalzgräfin bei Rhein, geborene Landgräfin von Heſſen."

So weit der Brief. — Es wird nicht leicht, einer der hadernden Perſönlichkeiten warmen Antheil zu ſchenken. Durchaus unwürdig erſcheint der Mann: die gemeine Drohung, eine thätliche Mißhandlung, die treuloſen Verſuche ſeine Gemahlin zu täuſchen, der niederträchtige Abendbeſuch, das Einſchüchtern durch Waffengeklirr und vor Allem die Art der Scheidung und Wiedervermählung. Die kirchliche Verfaſſung der Proteſtanten war ein unfertiger Bau geblieben, der Landes-

herr nur zu ſehr geneigt, als oberſter Biſchof ſich ſelbſt Dispens und Licenzen zu geben. — Aber auch die Kurfürſtin! Wie gern wir mit der tiefverletzten Gattin, der Mutter empfinden möchten, ſie erſcheint wenigſtens nicht liebenswerth, auch ſie heftig, trotzig, ſtark im Schmollen und ſchwach in dem Augenblick, wo Alles darauf ankam, ihr gutes Recht zu vertheidigen. Von jener bedenklichen Scene auf dem Reichstage ganz zu ſchweigen, gab ihr ungehorſames Zurückbleiben dem Kurfürſten allerdings nach damaliger Anſicht ein Recht, auf die Trennung der Ehe zu denken. Nicht alles Widrige dieſer kläglichen Geſchichte fällt den daran Betheiligten zur Laſt; einzelnes, was uns ſtark verletzt, war damals gewöhnlich. Die Achtung vor der Frau war geringer, die Gemeinſchaft des Lagers war ein eiferſüchtig bewachtes Recht der fürſtlichen Frau, der Abendbeſuch ihres Gemahls eine Ehre, welche dem Hofe nicht verheimlicht wurde. Aber wie viel man auch abziehe, es bleibt noch ein ſolcher Ueberfluß an perſönlichen Mängeln, daß der Leſer eine peinliche Empfindung ſchwer überwinden wird.

Die Kurfürſtin überlebte ihren Gemahl und ihre Nebenbuhlerin. Bald nach dieſem Briefe wurde durch Vermittlung des Brandenburger Hofes zwiſchen den früheren Ehegatten ein Scheidungsvertrag geſchloſſen, welcher der Kurfürſtin eine jährliche Einnahme von achttauſend Thalern verhieß, mit dem Recht, dieſelbe an jedem ihr beliebigen Orte zu verzehren. Sie weilte ſeitdem in Kaſſel und erlebte, daß ihre Nebenbuhlerin dem Kurfürſten vierzehn Kinder gebar. Dieſen Kindern erwies ſie ſpäter wohlwollende Sorge; innige Freundſchaft verband ihre eigene Tochter, die berühmte Charlotte Eliſabeth, Herzogin von Orleans, Mutter des ſpäteren Regenten von Frankreich, mit einer der jungen Raugräfinnen. Und dieſer Frauenfreundſchaft verdanken wir die ſchönen Briefe der Prinzeß Charlotte Eliſabeth, welche nicht nur für die Geſchichte jener Zeit wichtig, ſondern auch des-

halb werthvoll ſind, weil ſie zeigen, wie ſich eine kluge, geiſtvolle, ehrliche Deutſche in der ungeſunden Luft des Pariſer Hofes unverderbt erhielt. Die Mutter des laſterhaften Regenten von Frankreich war ihr Leben lang gut deutſch. Von ihrem Vater ſpricht ſie mit warmer Liebe, von ihrer Mutter mit kindlicher Ehrerbietung.

9.

## Aus dem Leben des niedern Adels.

Eng verbunden laufen die Schickſale der deutſchen Bauernſchaft und des deutſchen Adels; die Leiden des einen werden Krankheit des andern; dem einen verringerte die Knechtſchaft, dem andern die Machtbefugniſſe einer bevorzugten Stellung ihre Tüchtigkeit, ihre Bildung, ihren Werth für den Staat. Noch heute gleichen beide Geneſenden.

Der niedere deutſche Adel hatte vor Beginn des dreißigjährigen Krieges gerade in wichtigem Uebergange gelebt, er war auf dem Wege, einige Ueberlieferungen des Mittelalters zu vergeſſen, und er war im Begriff, an den Höfen eine neue Bedeutung zu erwerben. Aus den raubluſtigen Junkern vom Stegreif waren trunkliebende händelſüchtige Grundbeſitzer geworden.

Immer noch wurde den Söhnen der alten Raubgeſellen im Beginn des 17. Jahrhunderts ſchwer, den Landfrieden zu halten. Während ſie mit Streitſchriften und am Kammergericht fochten, kamen ſie in Verſuchung, durch Gewalt Rache zu nehmen; nicht nur die unruhigen Reichsritter in Franken, Schwaben und am Rhein, auch die Lehnträger der mächtigen Reichsfürſten unter kräftigem Landesgeſetz. Selbſt wo ſie ihr Recht übten, thaten ſie das gern gewaltthätig, in dem Stolz eigner Machtherrlichkeit. So warb Georg Behr von Düvelsdorf in Pommern, kurz bevor der Sturm des dreißigjährigen Krieges in ſeine Landſchaft brach, einen bewaff-

neten Haufen, um ſich in einer Privatfehde Fauſtrecht zu ſuchen, und derſelbe, der auf ſeinen Gütern die hohe Gerichtsbarkeit beanſpruchte, ließ 1628 einen früheren Schreiber ſeiner Familie, der das Siegel des Herrn nachgemacht und falſche Schuldverſchreibungen ausgeſtellt hatte, ohne weiteres an einen Obergalgen henken und ſeinem Herzoge gelegentlich eine kurze Mittheilung davon zugehn.*)

Auch im Tagesverkehr blieb den Landedelleuten nach 1600 viel von der alten Raufluſt, noch immer waren ſie eilig, wie einſt im Mittelalter, unter der Dorflinde und in den Wirthshäuſern Händel zu erregen. Die jüngeren trugen ausgenähte Kleider, darin verborgene Bruſtwehren, in den Hüten eiſerne Reifen und niedrige Pickelhauben, dazu überlange Rappiere und Stilette, in den öſtlichen Grenzländern auch ungariſche Aexte. So zogen ſie in Haufen den Volksfeſten und Hochzeiten zu, zumal wenn dieſe von den verhaßten Bürgern in Wirthſchaften gehalten wurden. Dort fingen ſie mit dem Volke und den geladenen Gäſten Streit an, übten ſchnöden Muthwillen, zuweilen arge Unthat, ſie ſprengten die Hausthüren, brachen den Frauen, die ſich zur Ruhe gelegt, die Kammerthür auf, den Wirthen die Keller. Es war nicht immer leicht, gegen die Frevler Recht zu finden, aber in einzelnen Landſchaften wurde die Klage ſo laut und häufig, daß z. B. für die kaiſerlichen Erblande zahlreiche Verordnungen erſchienen, welche die Anzeige ſolcher Bübereien zur Pflicht machten. Am meiſten wurde darin gegen die Unangeſeſſenen geklagt, welche ſich „hin und wieder" auf dem Lande aufhielten, ſie ſollten im ſchlimmſten Falle gezwungen werden, auf eigene Koſten gegen den Erbfeind zu dienen.**) So ſchwer gingen die alten Unarten aus dem Blut. Aber auch

*) J. von Bohlen, Georg von Behr, ein pommerſches Lebensbild. 1859. S. 24.

**) Z. B. Kaiſ. Priv. und Sanct. zu 1577, 1602, 1617. I, 93, 100; III, 1108.

die Händel, welche der Landadel unter einander hatte, waren endlos. Vergebens klagten die Verordnungen der Landesherren darüber, vergebens erklärten sie, daß der Ausgeforderte nicht nöthig habe sich zu stellen.*) Die Sprache der Junker war reich an überkräftigen Ausdrücken, und die Sitte hatte einige davon zu unverzeihlichen Beleidigungen gestempelt. Gerade jetzt seit dem Aufhören der Turniere hatten Wappen und Ahnen große Bedeutung erhalten, seltener wurden die Heiraten mit nichtadligen Frauen, eifrig malte man Schilde und Stammbäume und suchte die reine Herkunft durch mehre Geschlechterfolgen der Vorfahren zu beweisen, was häufig Schwierigkeiten hatte, die nicht nur in dem Mangel von Kirchenbüchern und Urkunden lagen. Wer deshalb Händel suchte, tadelte des Andern Abkunft, rittermäßigen Stand, Namen und Wappen und bezweifelte seine vier Ahnen. Solche Kränkung mußte durch Blut gesühnt werden. Zur Verminderung dieser Raufereien wurden kurz vor dem dreißigjährigen Kriege hie und da die Ehrengerichte eingeführt. Vorsitzender war der Landesfürst oder Lehnsherr, die Beisitzer, ansehnliche Edelleute, bildeten die Ehrentafel. Die Parteien wählten drei Genossen, durch sie wurden die Ausforderungs- und Entschuldigungsbriefe besorgt; um denen, welche im Schreiben wenig Uebung hatten, diese Feinheiten zu erleichtern, wurde auch die Form solcher Vorladungsbriefe genau vorgeschrieben.

Während so die Aermeren vom Lande in der Heimat gegen die neue Zeit kämpften, wurden die Strebsamen durch die alte deutsche Reiselust in die Fremde geführt. Noch zog die adlige Jugend gern der Kriegstrommel nach, und vor 1618 ist eine häufige Klage, daß die Junker vom Adel bei den Heeren überall bevorzugt werden, und wie schwer es für einen tüchtigen Mann aus dem Volke sei, von der Pike her-

*) Schon im Jahre 1602 und 1617, z. B. Kais. Priv. und Sanct. III, 1107.

aufzukommen. Wie im 15. und 16. Jahrhundert, reiſten die Erben der reichen und anſpruchsvollen Häuſer nach Frankreich hinüber, dort Sprache, Bildung, das Kriegshandwerk zu erlernen. Nicht nur in Paris, auch in andern großen Städten Frankreichs ſaßen ſie ſo zahlreich, wie etwa jetzt müßige Ruſſen und Engländer, nur zu oft ſuchten ſie es den Franzoſen in Lüderlichkeit und Duellen gleich zu thun, und waren als ungeſchickte Nachahmer des fremden Brauches ſchon vor dem großen Kriege berüchtigt. Lebten doch ſelbſt mehre der weſtlichen deutſchen Höfe ſchon vor 1648 in ſo großer Abhängigkeit von franzöſiſcher Sitte, daß ihnen das Franzöſiſche bereits die vornehme Sprache für Rede und Schrift geworden war. Neben anderen der Hofſtaat des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen.

Im Ganzen hatte vor dem Kriege die höfiſche Bedeutung der Adligen ſehr zugenommen, und ebenſo der Druck, welchen ſie auf die abhängigen Landleute ausübten, aber neben, ja über ihnen war die freie Kraft der Nation in unaufhaltſamer Entwicklung. Die neue Bildung der Reformationszeit, durch die bürgerlichen Theologen und Schulmänner getragen, verachtete auch die Rohheiten der Landjunker. Und die Geſchäfte der Fürſten und ihrer Gebiete, die Stellen am Kammergericht, die Spruchcollegien an den Univerſitäten, faſt die geſammte Rechtspflege und Verwaltung waren nicht in den Händen des Adels; der größte Wohlſtand, das beſte Behagen war durch Handel und Handwerk in die Städte geleitet. So war bis zum Jahre 1618 die Nation auf gutem Wege, das ſelbſtſüchtige Junkerthum des Mittelalters zu überwinden und Anſprüche, welche mit dem neuen Leben unvereinbar geworden waren, zur Ruhe zu bringen.

Es war eine verderbliche Folge des großen Krieges, daß auch dies anders wurde. Die Kraft des Bürgerthums war durch den Krieg vollſtändig gebrochen, die Schwächen des Adels entwickelten ſich unter der Gunſt, welche ihm in den meiſten

Landschaften das neue Soldatenregiment der Fürsten, vor Allem der Kaiserhof gewährte, zum Nachtheil des Ganzen. Wie sehr die Einnahmen des Grundbesitzers verringert waren, er lernte doch zuerst aus der Arbeit der geknechteten Bauern Vortheil ziehen. Auch die Familien des Landadels waren an Zahl gemindert, dafür war man am Kaiserhofe sehr bereit, für Geld neuen Adel zu schaffen. Im Kriege hatte sich der Hauptmann oder Oberst von seiner Beute gern einen Adelsbrief und verwüstete Güter gekauft. Nach dem Frieden wurde der Briefadel eine häßliche Erweiterung des Standes. Eine kindische, widerwärtige Großmannssucht, knechtischer Sinn, Kriecherei, Sucht nach Titeln und äußern Auszeichnungen wurden nun in den Städten allgemein. Am wenigsten litten darunter die Handelsstädte an der Nordsee, am meisten die Länder, welche unmittelbar von dem Kaiserhofe abhingen. Damals wurde in Wien gebräuchlich, jeden, welcher gesellschaftliche Ansprüche zu machen berechtigt schien, als Edelmann anzureden.

Unter der Masse der Bevorrechteten, welche sich jetzt als besonderer herrschender Stand im Gegensatz zum Volke empfanden, war allerdings die größte Verschiedenheit der Bildung und Tüchtigkeit, aber man thut dem Andenken an viele ehrenwerthe und einige bedeutende Männer nicht Unrecht, wenn die Thatsache hervorgehoben wird, daß die Zeit von 1650 bis 1750, in welcher der Adel am meisten galt und herrschte, der allerschlechteste Abschnitt der ganzen neuern Geschichte Deutschlands ist.

Ohne Zweifel führte in der schwachen Zeit seit 1648 das behaglichste Leben der wohlhabende Sproß einer alten Familie, welcher größere Güter sein Eigenthum nannte und durch alte Verbindungen mit Einflußreichen und Regierenden geschützt war. Seine Söhne erwarben einträgliche Hofämter oder höhere Offizierstellen, auch die Töchter, gut ausgestattet, vergrößerten den Kreis seiner „Freunde“. Der Gutsherr hat wol selbst im Heere gedient, eine Reise nach Frankreich oder Holland

gemacht und von dort eine Anzahl Seltſamkeiten mitgebracht, Waffen und gemaltes Geräth aſiatiſcher Völker, ein ausgeblaſenes Straußenei, polirte Muſcheln, künſtlich geſchnittene Kirſchkerne und gemalte Töpfe, oder marmorne Gliedmaßen, die in Italien aus der Erde gegraben waren. Er hat vielleicht irgendwo einem Gelehrten ſeine Bekanntſchaft gegönnt und erhält von Zeit zu Zeit eine dickleibige rechtswiſſenſchaftliche Abhandlung oder gar einen Band Gedichte mit ehrfurchtsvollem Schreiben zugeſandt. Ja er hat auf ſeinen Reiſen die Höfe von Anhalt oder Weimar beſucht und iſt von dort durch gnädige Beſtallung zum Dichter und Schriftſteller ernannt worden; er iſt Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, bewahrt an ſeidenem Bande ein ſchönes Medaillon, auf welchem ſein Kraut, Salbei oder Krauſemünze, oder wenn er bei Hofe boshaft war, vielleicht gar ein Rettig abgebildet iſt, er führt den Beinamen „der Auflockernde“ und tröſtet ſich mit dem Spruch: „im Beißen nahrhaft“*); in dieſem Fall ſchreibt er zuweilen auch wol Briefe über Verbeſſerung der deutſchen Mutterſprache, leider mit vielen franzöſiſchen Redensarten. Zu ſeiner Belehrung hält er mit einigen andern Cavalieren von „Education“ um gutes Geld eine geſchriebene Zeitung, welche ein wohlunterrichteter Mann in der Hauptſtadt unter der Hand an zahlungsfähige Abnehmer ſendet; denn es widerſteht ihm, nur die „gewöhnliche, ungründliche Schmiererei“ der gedruckten Zeitungen zu leſen. Er ſpricht etwas franzöſiſch, vielleicht auch italieniſch, und wenn er auf Univerſitäten geweſen iſt, was nicht zu häufig geſchah, vermag er auch eine ſelbſtgefertigte Rede in Latein herzuſagen. In dieſem Fall iſt er wahrſcheinlich Commiſſarius des Landesherrn, ein Würdenträger ſeiner Landſchaft, dann fehlen ihm nicht Geſchäftsreiſen und gelegentliche Verhandlungen, und er beſorgt ſchlecht und recht das Anvertraute mit Hilfe ſeiner

*) Dietrich von Kracht, der brandenburgiſche Oberſt, hieß im Orden „der Beißende“, ſein Kraut war Meerrettig.

Schreiber. Er ist höflich, auch gegen solche, welche unter ihm stehn, und kommt mit dem Bürgersmann vortrefflich zurecht. In sicherem Selbstgefühl sieht er auf das Volk, er ist in der That vornehm erzogen und weiß recht gut, daß sein Adel nicht auf den vielen Titeln und nicht auf den Ritterzeichen des Wappens beruht, und er lächelt über die Löwen, Bären, Türkenköpfe und wilden Männer, welche in die Wappen gemalt und von dem Heroldsamt zu Wien ausgetheilt worden. Mit Stolz blickt er auf den Adel der Franzosen, der durch Pariser Kaufleute und italienische Abenteurer zu viel fremdes Blut eingenommen hat, auf die Ungarn, die ihren Adel gefällig um eine Reverenz bei dem Palatin und eine Kanzleitaxe ertheilen, auf die Dänen, deren Edelleute aus dem Viehhandel ein Monopol machen, und auf die Italiener, welche in unaufhörlichen Mißheiraten leben. Auch bei der Mehrzahl seiner deutschen Standesgenossen ärgert ihn das Vornehmthun. Denn selbst bei den Zusammenkünften seiner Landschaft wird häufig um den Vorrang gestritten, zumal gegen landesherrliche Räthe, welche nicht von Adel sind, aber die Vorrechte ihres Ranges geltend machen wollen. Sind bürgerliche und adlige Räthe in demselben Collegium, so gilt in den Sitzungen selbst die höhere Stellung und das Dienstalter, bei Mahlzeiten und allen Feierlichkeiten aber hat nach kaiserlichen Entscheidungen, wie er wohl weiß, der Edelmann den Vorrang. Es ist seine gewöhnliche Klage, daß auch die Adligen sich selbst Titel, Wappen, Rangerhöhungen beilegen oder in der Fremde nachsuchen; wer von der kaiserlichen Reichskanzlei das Diplom eines Grafen oder Freiherrn erhalten habe, wolle Reichsgräfliche oder Reichsfreiherrliche Gnaden genannt sein und spreche von sich selbst in majestätischer Mehrzahl.*) Noch ist dem würdigen Herrn einiges von den Ueberlieferungen des Ritterthums geblieben; ein tapferer Offizier wird von ihm mit

*) So klagt eine kaiserliche Sanction vom 9. Februar 1684.

Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern seines festgemauerten Hauses sind der beste Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern schöne Gewehre, Pistolen, Hirschfänger und jede Art von Jagdgeräth. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüse und Obst liegt ein Reitplatz, dort sind auch Vorrichtungen, nach dem Ringe zu rennen und leichte Lanzen an dem Faquin oder der Quintana, einer geschnitzten Holzfigur, zu brechen. Seine Pferde haben noch italienische und französische Namen, Furiosa, Bellarina, Stella, Lisette, Amormio; denn noch ist das englische Blut nicht eingeführt, mit Neapolitanern und Ungarn wird gezüchtet, türkische Klepper werden, wie jetzt die Pony, gesucht, edle Pferde aber verhältnißmäßig höher bezahlt als jetzt, denn der lange Krieg hat die Pferdezucht in ganz Europa schmählich heruntergebracht. Sein Hundestall ist wohl versehen, denn außer den Bullenbeißern braucht er auch Hetzhunde, Vorstehhunde und Dachshunde. Auch diese einflußreichen Begleiter seines Lebens schmückt er mit wohlklingenden Namen, Favor, Rumor, Nero, Delphin, Passanda, Moserta, Primerl, Visperl. Zwar die hohe Jagd ist das Recht seines Landesherrn, aber aus Frankreich ist schon vor längerer Zeit der häßliche Gebrauch das Wild zu hetzen ins Land gekommen. So reitet er eifrig mit seinen Hunden nach Hasen und Füchsen, oder er begleitet, eingeladen, einen großen Herrn auf die Hirschjagd und empfängt Besuche eines befreundeten Hofbeamten, der noch eine Falknerei unter sich hat, dann läßt man auf Krähen stoßen. Im October verschmäht er auch nicht auf den Lerchenstrich zu gehn und die Garne zu beaufsichtigen.*) Zumeist beginnen seine Tage mit Würde und endigen mit Behagen; regelmäßig wird purgirt, zur Ader gelassen und zur Kirche gegangen;

*) Mehre Einzelheiten nach dem handschriftlichen Tagebuch eines östreichischen Freiherrn von Teuffel vom Jahre 1672 und folg., dessen Mittheilung der Herausgeber der Güte des Grafen Wolf Baudissin verdankt.

allwöchentlich hält der Gutsherr seinen Verhör- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunsch der Familie läßt er an freien Tagen die Rosse reiten, in den Erntewochen reitet er auch wol auf das Feld und sieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Theil seiner Zeit vergeht mit Besuchen, die er in der Nachbarschaft abstattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz nach 12 Uhr stattfindet, spielt das Wild die Hauptrolle; hat er Gäste, so werden 7—8 Gerichte aufgesetzt, immer mehre zusammen. Wenn die Unterhaltung einen höhern Flug nimmt, so berührt sie vorsichtig die Politik, sehr ungern Glaubenssachen; noch gelten viel schöne Sinnsprüche und Weisheitslehren auch bei Leuten von Welt; eine Feinheit ist, Stellen aus Schriftstellern des Alterthums oder aus den Werken zierlicher Franzosen ohne Pedanterie in der Rede anzubringen; das Eigenthümliche fremder Völker, auch Seltsamkeiten der Naturgeschichte, wie sie Beobachtung und Belesenheit nahe legt, werden gern erörtert. Es ist dabei guter Ton, die Einzelnen der Reihe nach um ihre Ansicht zu fragen. Uns würden solche Gespräche, auch wenn die Cavaliere von den besten Geisteseigenschaften wären, zuweilen noch unbehilflicher und pedantischer erscheinen, als jetzt in einer Gesellschaft armer Schulmeister; aber auch aus dieser Weise des geselligen Verkehrs, von der uns einige zuverlässige Proben geblieben sind, ist trotz des engen Gesichtskreises und zahlreicher Vorurtheile das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verständniß der Welt zu entnehmen. Meistens freilich läuft die Unterhaltung in Familiengeschichten, Complimenten, bedenklichen Anekdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird stark getrunken, und nur die Feinsten entziehen sich dem Gelage.

Zuweilen wird auch eine fröhliche Zusammenkunft mit Damen an einem dritten Orte veranstaltet, im Gasthofe oder Posthause, dann besorgt jede Dame einige Speisen, die Herren aber Wein und Musik; ist ein Bad in der Nähe, so wird

die Badefahrt ungern verſäumt; auch Schießfeſte werden eingerichtet mit ausgeſetzten Preiſen, das „Beſte“ iſt dann wol ein Ochs oder Widder, die Herren ſchießen entweder mit dem Volk oder untereinander. — Auch in der Tracht iſt der Gutsherr ſtattlich, ſein Stand ſchon von weitem erkennbar. Denn noch beſtehn die alten Kleiderordnungen, und auf den Anzug wird von Männern und Frauen ein Werth gelegt, den wir jetzt kaum begreifen. Vor dem Kriege war ein nicht unbedeutender Theil des Vermögens in Sammt und Goldſtickereien, in Ringen und Juwelen angelegt geweſen; das war größtentheils verloren, aber die Freude an ſolchem Beſitzthum war geblieben, und der Schmuck der Töchter blieb noch lange ein weſentlicher Theil ihrer Ausſtattung.

Zahlreich ſind die Mitglieder des Haushaltes und die Dienerſchaft, darunter eigenartige Geſtalten. Außer dem Hauslehrer lebt im Hauſe vielleicht noch ein alter, dem Trunk ergebener Söldner des großen Krieges, der viel von Torſtenſon oder Jean de Werth zu lügen weiß; er lehrt die Söhne des Edelmanns fechten, die Pike gebrauchen und mit der Fahne „ſpielen“.*) Selten fehlt ein heruntergekommener Seitenverwandter der Familie, Gebieter des Hundeſtalls, der den Titel „Jagdmeiſter“ erhalten hat, der Bewahrer finſterer Waidmannsgebräuche; er weiß das Rohr zu verſprechen, das Wild durch Charaktere zuſammenzubringen und hat größere Bekanntſchaft mit dem hölliſchen Nachtjäger, als dem Ortspfarrer nützlich erſcheint. Er gilt als altes Hausmöbel für treu und würde ſich ſicher bei rittermäßiger Veranlaſſung für ſeinen Herrn Vetter ohne Bedenken totſchlagen laſſen, aber er macht ſich wol auch kein Gewiſſen daraus, den Bauern, mit welchen er in der Schenke zecht, mehr Holz zuzuſchlagen, als recht iſt, und der Gutsherr muß durch die Finger ſehen, wenn der

*) Zu vergleichen Schleſiſcher Robinſon 1723. 8. I, S. 16. Der erſte Theil dieſer Robinſonade iſt aus dem Tagebuche eines ſchleſiſchen Adligen, welches verloren ſcheint, recht anſchaulich zuſammengeſetzt.

alte Junker einmal seinen Hirschfänger mit Silber beschlägt. dessen Ursprung zweifelhaft ist.*)

So vergeht das Leben eines wohlhabenden Grundbesitzers zwischen 1650 und 1700. Es ist vielleicht nicht ganz so tüchtig, als es sein sollte, aber es vermag wol Familiensinn und Gutherzigkeit dem nächsten Geschlecht zu überliefern. Doch wohlgemerkt, es war eine kleine Minderzahl des deutschen Adels, welche im 17. Jahrhundert in so bevorzugter Stellung saß.

Wer fern von seiner Familie in fremdem Lande das Glück suchen wollte, dem drohten andere Gefahren, denen sich nur die Kräftigsten entzogen. Die Kriege in Ungarn und Polen, die schmählichen Kämpfe gegen Frankreich, vollends ein längerer Aufenthalt in Paris waren nicht angethan, gute Sitte zu erhalten. Die Laster des Orients und des verdorbenen Hofes von Frankreich wurden durch sie in Deutschland umhergetragen. Die alte Raufluft wurde nicht besser durch das neue Cavaliercartell, der lüderliche Verkehr mit Bauerdirnen und leichtfertigen Edelfrauen wurde nur schlimmer durch die nächtlichen Ausschweifungen der alamodischen Cavaliere, bei denen sie die mythologischen Figuren festlicher Aufzüge darstellten und sich als Waldgötter, ihre Damen als Venus und Nymphen aufputzten.**) Auch das alte Landsknecht- und Würfelspiel war nur gerade so schlimm gewesen als das neue Hazard, das jetzt in den Bädern und an den Höfen überhand nahm und außer den einheimischen Abenteurern auch noch fremde im Lande umhertrieb.

Seltsamer aber und grotesker erscheinen uns zwei Classen

---

*) P. Winckler: Der Edelmann. S. 510.

**) Es widersteht, die erotischen Bücher anzuführen, welche seit dieser Zeit auch deutsche Leser verderben; hier sei nur eine kleine seltene Novelle genannt, worin einige dergleichen Orgien — nach holländischer Vorlage — beschrieben werden: Der verkehrte, doch wieder bekehrte Soldat, Adrian Wurmfeld von Orsoy, durch Crispinus Bonifacius von Düsseldorp. 1674. 4. S. 4.

von Adligen jener Zeit, beide zahlreich, beide in ſtarkem Gegenſatze zu einander. Sie wurden damals kurzweg als Stadtadel und Landadel bezeichnet und drückten ihre gegenſeitige Abneigung in den ſehr gebräuchlichen Schmähworten Pfefferſäcke und Krippenreiter aus.

Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb ſich des Kaiſers Brief. Dieſe Adelsbriefe waren ſeit alter Zeit eine beliebte Einnahmequelle für bedürftige deutſche Kaiſer. Schon Wenzel und Sigismund hatten ſchonungslos geadelt, Krämer und zweideutige Leute, jeden, der bereit war einige Goldgulden zu zahlen. Dagegen hatten ſchon 1416 auf dem Concilium zu Koſtnitz Fürſten und Adel von Rhein, Sachſen, Schwaben und Baiern den Kamm geſträubt, eine Muſterung in ihren Kreiſen vorgenommen und die Eindringlinge ausgemerzt. Aber die Briefe der Kaiſer hörten deshalb nicht auf; ſelbſt Karl V, der auf die deutſchen Herren zuweilen mit unbehaglicher Ironie herabſah und ſeinem Kanzler und den Schreibern gern eine Einnahme gönnte, ſtand in dem traurigen Rufe, „jeden Salzſieder um wenige Ducaten tapfer in den Adelſtand zu erheben“. Noch geſchäftsmäßiger wurde das Verfahren unter Ferdinand II und ſeinem Nachfolger. Denn ſeit dem Beginne des dreißigjährigen Krieges wurden nicht nur die Lebenden, auch die Gebeine ihrer Vorfahren in der Gruft geadelt, ja die toten Vorfahren für ſtifts- und turnierfähig erklärt. Nach 1648 endlich ward dies Geſchäft vom Kaiſerhofe ſo maſſenhaft betrieben, daß die Fürſten und Stände im Reichstagsabſchied von 1654 und hundert Jahre ſpäter bei der Wahlcapitulation Karl's VII gegen die Nachtheile Verwahrung einlegten, welche durch ſolche Gunſtbezeugungen ihren eigenen Hoheitsrechten und Einnahmen zugefügt würden. Der Neugeadelte in den Städten ſollte deshalb nicht von bürgerlichen Laſten gelöſt, der Beſitzer eines dienſtpflichtigen Gutes nicht mit den Freiheiten eines Rittergutes verſehen werden. Vergebens drohte der kaiſerliche Hof

denen mit Strafen, welche ſeinem Briefadel nicht die erkauften Vorrechte einräumen wollten. Auch wer für ſtifts- und turnierfähig erklärt war, wurde deshalb in keinen Ritterorden, kein adliges Stift, nicht in alte adlige Landgenoſſenſchaften aufgenommen. Die Stifter nahmen überhaupt keine Adelsbriefe als Beweiſe adliger Herkunft an, nur Mitglieder aus alten adligen Familien, welche gar keine Briefe beſaßen, galten für ſtiftsfähig. Nur ausnahmsweiſe gaben dieſe Körperſchaften einer hohen Fürſprache nach. Selbſt die Hofämter, Kammerherren, Kammerjunker, Hof- und Jagdjunker, ſogar Edelknaben, waren ausſchließliches Beſitzthum des alten Adels. Nie vergaßen die Adelsbriefe die Tugenden und Verdienſte des Neugeadelten und ſeiner Vorfahren zu rühmen, welche dem Fürſten und gemeinem Weſen geleiſtet worden wären; aber es war, wie ein eifriger Vertheidiger des alten Adels klagt, gar zu bekannt, daß man insgemein nur um „das Macherlohn“ zu adeln pflegte.*)

In den größeren Städten, welche nicht fürſtliche Reſidenzen waren, war die Stellung des Adels verſchieden. In Hamburg, Lübeck, Bremen hatte der Adel keine politiſche Geltung mehr, dagegen lebten in Nürnberg, Frankfurt a. M., Augsburg und Ulm die alten adligen Geſchlechter in ſtolzem Abſchluß gegen die übrige Bürgerſchaft. Am ärgſten waren die zu Nürnberg, ſie hielten es bereits für unehrenhaft, Handel zu treiben. Von den beiden adligen Geſellſchaften in Frankfurt a. M. verlangten die im Hauſe Alten-Limpurg bei jedem Mitglied, welches ſich zur Aufnahme meldete, acht Ahnen und daß es ſich der Handlung enthalte, die zweite Geſellſchaft auf dem Hauſe Frauenſtein beſtand meiſt aus neugeadelten „vornehmen“ Kaufleuten. In Augsburg war das alte Patriciat gegen den Kaufmannsſtand ein wenig nachſichtiger, wer dort ein adliges Kind aus der Geſchlechterſtube geheiratet hatte,

*) von Loen: Der Adel. 1752. S. 338.

konnte in den adligen Verein aufgenommen werden. Von den übrigen namhaften Handelsſtädten waren Prag und Breslau am reichſten mit neugeadelten Kaufleuten verſehen. Bitterlich wurde geklagt, daß unter Kaiſer Leopold ſogar einem Schornſteinfeger, deſſen Handwerk damals noch in beſonders geringer Ehre ſtand, für wenig Geld der Adel verliehen ſei und daß man ſo häufig Krämer finde, welche mit einem kaiſerlichen Adelsbriefe in der Taſche ihren Kunden die Heringe in altes Papier packten.

Zu dem Briefadel drängten ſich nach dem dreißigjährigen Kriege außer den Offizieren, denen er oft für ihre Dienſte verliehen wurde, zunächſt die höheren Beamten und die Mitglieder der ſtädtiſchen Verwaltung in größeren Städten.

Durch ſolche Familien, welche an der gelehrten und poetiſchen Bildung der Zeit Theil hatten, kam in dieſem und dem nächſten Jahrhundert der Briefadel auch in unſere Literatur. Mehre Dichter der ſchleſiſchen Dichterſchulen, ja Leibniz, Wolf, Haller wurden durch Adelsbriefe, die ſie ſelbſt oder ihre Väter erworben hatten, unter die Bevorrechteten ihrer Zeit geſtellt. Außer ihnen vorzugsweiſe reiche Handelsleute.

Noch immer war in Deutſchland der Großhändler bei den Standesperſonen und beim Volke nicht eben beliebt, und durchaus nicht ſo angeſehen, wie die großen Intereſſen verdienten, die er nicht ſelten vertrat. Mißtrauen und Abneigung waren uralt, ſie ſtammen vielleicht noch aus der Zeit, wo ſchlaue Römer unter den einfachen Kindern Tuisco's die fremden Silbermünzen gegen die erſten Erzeugniſſe des Landes verhandelten. Das ganze Lehnsweſen des Mittelalters beförderte dieſe Zurückſetzung, nicht weniger der Glaube des Gekreuzigten, welcher die Güter dieſer Welt zu verachten befahl und den Reichen ſo geringe Ausſicht auf das Himmelreich gewährte. Seit der Hohenſtaufenzeit, ſeit der Adel ſich als bevorrechteter Stand durchgeſetzt hatte, bildete ſich der Gegenſatz zwiſchen den reichen Erwerbenden der Städte und den

begehrenden Kriegern der Landſchaft immer ſtärker aus. Freilich in den Hanſeſtädten des Nordens erzwang ſich der kriegeriſche Kaufmann durch ſeine bewaffneten Schiffe Furcht und Herrſchaft bis in entlegene Länder. Aber ſelbſt die reichen und hochgebildeten Herren zu Nürnberg und Augsburg waren dem Volke kaum weniger unbehaglich, als den Fürſten und Edlen, welche raubluſtig an den Grenzen ihres Gebietes ſaßen; es waren nicht die Fugger allein, denen von den Reformatoren Wucher und undeutſche Geſinnung Schuld gegeben ward. Nach dem dreißigjährigen Kriege ſchoß dieſe Feindſchaft in neue Blüthe, und es iſt leicht zu begreifen, daß der große Kaufmann nicht wenig Veranlaſſung gab, ſolche Abneigungen rege zu erhalten. Keine menſchliche Thätigkeit bedarf ſo ſehr eines freien Wettbewerbs und ungehinderten Verkehrs, als der Handel. Die ganze Richtung der alten Zeit aber war, nach außen abzuſchließen und den Einzelnen durch Vorrechte zu ſchützen. Solche Richtung der Zeit mußte die Selbſtſucht des Kaufmanns vorzugsweiſe hart und rückſichtslos machen, ſein Beſtreben Monopole zu erwerben, unſinnige Geſetze gegen den Geldzins zu umgehn gab dem Volke häufig mit Recht die Empfindung, daß der Gewinn des Kaufmanns durch den Druck hervorgebracht ſei, den er auf die Verzehrenden ausübte. Dieſe Empfindung wurde nach dem dreißigjährigen Kriege beſonders lebendig. Während in Holland und England das neuzeitliche Bürgerthum vorzugsweiſe durch großartigen Handelsverkehr erſtarkte, war in dem deutſchen Binnenhandel — die größeren Seeſtädte immer ausgenommen — durch die zahlloſen Reichsgebiete, die Willkür der Zölle, die Unſicherheit der Geldwährungen und zuletzt durch die Armſeligkeit des Volkes eine geſunde Entwicklung verhindert, dagegen Verſuchung zu jeder Art von Wuchergeſchäften nahe gelegt. Die Verſchiedenheit der deutſchen Münzen und die Gewiſſenloſigkeit der prägenden Landesherren begünſtigten eine endloſe Kipperei: gute Münzen mit Vortheil aufkaufen, vollwichtiges Gold beſchneiden, leichtes

Geld in Umsatz bringen wurde die gewinnbringendste Thätigkeit. Wie jetzt die Zeitkäufe und der Actienschacher, so war damals ein großentheils ungesetzlicher Handel mit gemünztem Metall das Leiden der Handelsplätze. Es war nicht auszurotten. Wurde einmal der Skandal zu groß, dann traten wol die Landesregierungen unbehilflich dazwischen, aber ihre Gerichte wurden blind gemacht. So war in Frankfurt a. M. das Beschneiden der Ducaten so massenhaft betrieben worden, daß von Wien eine besondere Commission in die freie Reichsstadt gesandt wurde; Juden waren die Vermittler gewesen, christliche Handelshäuser, darunter mehre große Firmen, deren Namen noch jetzt bestehn, die Hauptschuldigen. Es kam weiter nichts dabei heraus, als daß die kaiserlichen Commissare einen großen Theil des unsaubern Gewinnes in ihre Tasche bargen.

Solcher Reichthum, schnell und gegen das Gesetz erworben, hatte, wie noch jetzt, alle Eigenschaften eines unehrlichen Erwerbes; er dauerte selten bis auf die dritte Nachkommenschaft. Er machte die Schuldigen leicht zu Verschwendern und Genußsüchtigen, ihr Hochmuth, ihr Mangel an Bildung, ihre Prunksucht wurde den eignen Mitbürgern besonders auffällig. Solche Menschen waren es vorzugsweise, welche sich Adelsbriefe kauften, und es ist wol kein Zufall, daß von den zahlreichen Adelsfamilien dieser Art verhältnißmäßig viele wieder untergegangen sind.

Ein Neugeadelter aus solchem Kreise behielt in der Firma seinen wirklichen Namen, aber unter seinen Mitbürgern hielt er eifersüchtig auf die Vorrechte des neuen Standes. Gern ließ er sein Wappen in Stein auf die Außenseite des großen Hauses meißeln und reichlich vergolden, aber der Stein verbürgte nicht die lange Dauer des Hausbesitzes. Es erschien z. B. in Breslau auffallend, wie schnell die Häuser auf dem großen Ringe, die damals fast sämmtlich dem neuen Briefadel gehörten, ihre Besitzer wechselten. Im Innern des Hauses wurde ein augenfälliger Aufwand zur Schau gestellt, in dieser

armſeligen Zeit dem Volke doppelt unheimlich. Die Zimmer waren mit koſtbaren Tapeten geſchmückt, mit fenſtergroßen, venetianiſchen Spiegeln, mit ſeidenen Spaglieren und Wandteppichen, welche man bei feſtlicher Gelegenheit an der Wand oder auf beſonderem Geſtell aufhing, dann wol wieder abnahm. Die Frauen nähten diamantene Schlöſſer auf die Schuhe, es wird geklagt, daß ſie keine Spitzen tragen wollten, wenn ſie nicht von Venedig oder Paris waren und die Elle nicht wenigſtens zwanzig Thaler koſtete, ja es wurde ihnen nachgeſagt, daß ihre Nachtgeſchirre von Silber wären. Groß war die Zahl ihrer Lakaien, die Carroſſen wurden reich vergoldet, der Kutſcher lenkte vom hohen Bock zuweilen vier Pferde, die dann nebeneinander geſpannt waren; aber wenn die glänzende Equipage durch die Straßen raſſelte, riefen die Leute doch höhnend, daß „der Topf immer noch nach der erſten Suppe ſchmecke“. Die ſchönen Pferde konnte der reiche Mann wol halten, weil er nebenbei einen Pferdehandel trieb, und zu Lakaien wurden die Arbeiter aus dem Geſchäft aufgeputzt, Hausknecht, Holzraspler, Handelslehrling, der Page aber, welcher hinter der Dame herging, war wol gar ein Kind aus der Armenſchule. In ſolchen Häuſern herrſchte auch die größte Tafelüppigkeit jener Zeit. Der geladene Gaſt wurde mit einer Förmlichkeit empfangen, welche damals Kennzeichen des Gebildeten war, der Wirth ging ihm bis an die Treppe, dem vornehmſten bis an die Hausthür entgegen; weitſchweifig waren die artigen Verhandlungen über den Vortritt oder über den höhern Platz bei Tiſche, und doch wurde der größte Werth darauf gelegt, dabei nicht zu niedrig geſchätzt zu werden. Sobald man ſich zur Tafel ſetzte, wurde der Schenktiſch geöffnet, auf dem eine Maſſe des koſtbarſten Silberwerks glänzte. Die Schüſſeln mußten groß ſein, ebenſo umfangreich die Gerichte, außer Verhältniß zu der Zahl der Geladenen, das Theuerſte wurde mit einer Findigkeit herbeigeſucht, die uns noch jetzt befremdet: mächtige Paſteten

mit verſchiedenem Geflügel gefüllt, Haſelhühner, Hechtkleber, welſcher Salat. Die Faſanen und Rebhühner wurden kaponirt und gemäſtet, das Paar davon bis zu einem Ducaten bezahlt. Man fand greulich, daß dieſe Verſchwender neue Heringe mit einem Gulden erkauften, das Hundert Auſtern mit acht bis zehn Thalern. Dazu kamen die koſtbarſten Weine des 17. Jahrhunderts: Tokayer, Canariſect, Marzenin, Frontignac, Muscat, zuletzt gar Wein vom Libanon; zum Nachtiſch war nicht mehr Marzipan, ſondern Citronat die modiſche Ergötzlichkeit. Die Frauen ſaßen ſtumm und geziert. Ihre Hauptſorge war, ſo klagte man, ſchon bei der Wahl des Gatten, ob ihr künftiger Eheliebſter vornehm ſei, damit ſie bei Begräbniſſen deſto näher hinter der Leiche her treten und bei Hochzeiten obenan ſitzen könnten. Bei ſolchen Gelegenheiten fehlte wenig, daß ſie nicht mit Ohrfeigen um den Vortritt fochten. So weit ging die Adelſucht dieſer Kreiſe, daß ſich der für bedeutend beſſer hielt, deſſen neuer Adelsbrief nur zehn Jahre früher ausgeſtellt war als der eines andern; auch dieſe Stadtedelleute ſchätzten den ganz neu Geadelten keineswegs für ihres Gleichen. Wer friſch geadelt war, wurde nur „wohledel" genannt; wer einige Zeit in Beſitz ſeines Briefes war, ließ ſich „hoch- und edelgeborne Geſtrengigkeit" nennen. Alles wurde angewendet, um noch außerdem eine Stadtwürde oder irgend einen Titel zu erlangen.

Mit den unreifen Söhnen ſolcher Familien wurden häufig auch die militäriſchen Würden der Städte beſetzt; dann lief ein Wicht, der niemals ein Schlachtfeld geſehen hatte, mit einem Stabe, der dick mit Silber beſchlagen war, bewaffnete Leibſchützen hinter ſich, bei Tage von Thor zu Thor, um ſich den Leuten zu zeigen und die Ehrenerweiſung der Wache in Empfang zu nehmen.

Nur eins wurde von ihm verlangt, er mußte mit dem Degen umgehn können, denn Duelle gehörten zum Weſen des Edelmanns. Und es war gut für ihn, wenn er wenig-

ſtens einmal durch ein „Cartell" in Anſpruch genommen war. Dann ritt er mit ſeinem Secundanten auf das nächſte Dorf, zog hinter einem Zaun die Reitſtiefeln aus, leichte Fechtſchuhe an, ſteckte die langen gekräuſelten Haare unter die Nachthaube, entblößte den Oberleib bis auf das Hemde und mußte eine von den Schlagklingen wählen, welche ihm dargeboten wurden. Man focht in Gängen auf Hieb und Stoß, auf das glücklich abgemachte Duell folgte unfehlbar ein Verſöhnungsgelage. Mit vollbrachten Heldenthaten wurde gern geprahlt.

So etwa ſahen die Pfefferſäcke aus, welche vom groben Landadel auch Heringsnaſen genannt wurden. Ein ganz anderer Schlag Leute war die Maſſe des Landadels.

Dieſe Familien ſaßen vor zweihundert Jahren noch zahlreicher als jetzt in den Dörfern. Außer den Ritterſitzen waren auch Häuſer des Dorfes und kleine Ackerwirthſchaften in ihren Händen; zuweilen hatte ein Geſchlecht ſo ſtark gewuchert, daß in der Nähe eines alten Stammſitzes viele Dörfer mit Geſchlechtsgenoſſen beſetzt waren; noch häufiger ſaßen in einem Dorfe Familien von verſchiedenen Geſchlechtern durcheinander, in jedem Grade von Anſehen und Würdigkeit. Noch in unſerm Jahrhundert hat es mäßige Dörfer gegeben, welche zehn, zwölf und mehr Ritterſitze umſchloſſen; an ſolchen Ortſchaften hatte jeder der kleinen Gebieter die Herrſchaft über wenige elende Dorfleute und ritterliche Herrenrechte an einem Theile der Flur, die ärmſten aber wohnten ohne Grundrecht, zuweilen nur zur Miethe. So war es faſt in allen Landſchaften Deutſchlands, am meiſten öſtlich der Elbe auf dem ehemaligen beſiedelten Slavengrunde, aber auch in Franken, Schwaben und Thüringen. Viele Junker unterſchieden ſich von den anderen Landleuten nur durch ihre Anſprüche und durch ihre Verachtung der Feldarbeit. Sie waren ſchon vor dem Kriege in der Mehrzahl verarmt geweſen, der ſpätere Friede fand ſie in noch ſchlechterem Glück. Das Eiſen und die Seuchen hatten auch unter ihnen aufgeräumt, die überlebenden waren nicht beſſer

geworden. Die Stärkeren hatten ſich als Soldaten und Parteigänger im Kriege verſucht, zuweilen wenig verſchieden von Straßenräubern. Die erworbene Beute hatten ſie noch im Kriege wieder in einem kleinen Gute angelegt, auf dem ſie friedlos und lauernd ſaßen. Solche Glückliche erhielten häufigen Zuſpruch von alten Spießgeſellen und wagten dann wol vom Gute aus einen Ritt auf eigene Hand, bei dem es ohne Blut nicht abging.*) Nach dem Kriege hörten ſie zwar auf, Raub zu wagen und zu geſtatten, aber auch den nächſten Geſchlechterfolgen blieb die Verwilderung, das Bedürfniß nach Aufregung, das unruhige Umherreiten, die Neigung zu wüſtem Trunk und Händeln. Sie bildeten zuſammen eine große Genoſſenſchaft, die trotz endloſer Raufereien doch feſt zuſammenhielt wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfgrund, und dieſer Familienzuſammenhang wurde für die beſſeren unter ihnen eine unendliche Plage, ein Unglück des ganzen Standes, der mehr als ein anderer Uebelſtand die Bildung und den Wohlſtand der ritterlichen Grundbeſitzer in dem nächſten Jahrhundert zurückhielt. Denn auch ſolchen, welche nicht ganz ohne Mittel waren, verging das Leben wie in einem Bann, von dem ſie ſich ſchwer löſen konnten.

Reiten, Tanzen und Fechten lernten die Söhne eines ſolchen Landbeſitzers von mäßigem Wohlſtand in der Verwandtſchaft, vielleicht die erſten Anfänge des Latein bei einem armen Candidaten; dann dienten ſie wol, wenn der Vater Verbindungen hatte, bei einem kleinen Hofe oder vornehmen Edelmann als Pagen, dort lernten ſie etwas von den guten Lebensformen, ſicherer die Schwächen und Laſter der Vornehmen kennen. Hatten ſie einige Jahre in adligem Dienſt ausgehalten, ſo wurden ſie wol nach altem Herkommen von ihrem Herrn wehrhaft gemacht und mit einem gnädigen Backenſtreich als Junker entlaſſen. Dann kehrten ſie auf das väter-

*) Schleſiſcher Robinſon, I. Cap. 1.

liche Gut zurück, oder die Eltern verkauften was ſie entbehren konnten, um ihnen eine rittermäßige Ausſtattung zu verſchaffen oder ſie als Anwärter auf eine niedere Offizierſtelle zum kaiſerlichen Heer zu ſenden. Nur wenigen glückte es in den ruhmloſen Kriegen jener Zeit; die meiſten kehrten nach einigen Feldzügen verdorben, arm an Ehren und Beute in die Heimat zurück, mit den Geſchwiſtern das Vatererbe zu theilen. Bald unterſchieden ſie ſich wenig von den Vettern, die in der Heimat zurückgeblieben waren.

Der Gutsherr hauſte in einem Gebäude von Fachwerk mit Stroh oder Schindeln gedeckt, — es ſind uns gelegentliche Beſchreibungen und Abbildungen in genügender Zahl erhalten, — über das Dach lehnte die große Feuerleiter, die Vorder- und Hinterthür des Flurs war mit hölzernen Sperrbalken zum nächtlichen Verſchluß verſehen; im Unterſtock lag die große Stube, in der Nähe die weite Küche, zugleich ein warmer Aufenthalt für die Dienenden, neben der Stube ein gemauertes Gewölbe, mit Eiſengittern am Fenſter und womöglich mit eiſernen Thüren gegen Diebe und Feuersgefahr, dort wurde aufbewahrt, was der Gutsherr von werthvoller Habe beſaß; war einmal eine Summe Geldes darin verſchloſſen, ſo wurde gern ein beſonderer Wächter vor das Haus geſetzt. Ueber dieſem Gewölbe lag im Oberſtock die Schlafſtube des Hausherrn, dort ſtand das Ehebett, auch dort war in der Wand oder in den Dielen ein verborgenes Behältniß, worin einiges Silbergeräth und der Schmuck der Frauen aufbewahrt wurde. Die Kinder, der Hauslehrer und die Ausgeberin ſchliefen wol noch in Gitterverſchlägen, welche nicht heizbar waren. Zuweilen war an den Oberſtock eine hölzerne Galerie angebaut, das „Luftgänglein“, dort wurde Wäſche getrocknet, der Hof beobachtet, Frauenarbeit gethan. Das Haus ſtand unter beſonderer Aufſicht eines alten Reiſigen, oder eines armen Vetters, der als Wächter innerhalb ſchlief; im Hofe und um das Haus liefen zur Nachtzeit wilde Hunde,

welche auf Bettler und fremde Fußläufer beſonders abgerichtet wurden. Alle dieſe Vorſichtsmaßregeln vermochten aber die Einbrüche bewaffneter Banden nicht ganz zu verhindern. — Selbſt ein mäßiges Rittergut war ein freudearmer Beſitz. Die Mehrzahl der Gutsherren war tief verſchuldet, unförmliche Rechtshändel, oft noch von dem Kriege her, ſchwebten um Schornſtein und Grenzhügel. Die Wirthſchaft bewegte ſich kümmerlich unter der Aufſicht eines armen Vetters oder eines unſicheren Verwalters, die Hofgebäude waren ſchlecht und zerfallen, es fehlte an Geld ſie neu zu bauen, oft auch an gutem Holz. Denn die Wälder hatten ſehr durch den Krieg gelitten; wo Gelegenheit zum Verkauf war, hatten die fremden Befehlshaber große Forſten niedergeſchlagen und verhandelt; in der Nähe befeſtigter Orte waren die Stämme zu Feſtungsarbeiten verwandt, welche damals ungeheure Holzmaſſen erforderten, nach dem Frieden war wieder vieles zum nothdürftigen Aufbau der Dörfer und Vorſtädte gefällt worden. Auch die Ackerwirthſchaft bot geringen Ertrag. Zur völligen Beſtellung fehlten nicht nur Geſpanne, weit länger die Menſchenhände der frohnenden Dorfleute, auch waren die Getreidepreiſe nach dem Kriege im Durchſchnitt ſo niedrig, daß kaum das Verfahren der Frucht lohnte; ſo blieb der Viehſtand unvollſtändig; neue Kapitalien waren noch ſchwer zu erhalten. Denn das Geld war theuer und die Hypotheken auf adligen Gütern galten für keine vortheilhafte Anlage. Zwar gaben ſie einige Realſicherheit, aber ſchon die Zinſen wurden zu oft unregelmäßig berichtigt und vollends das gekündigte Kapital konnte nicht leicht zurückgezahlt werden, die Erwerbung des verpfändeten Gutes durch den Gläubiger aber war — bei ſehr verſchiedener Geſetzgebung — nur in einzelnen Fällen nach umſtändlichem Verfahren möglich, ſie wurde zuweilen gefährlich, denn den neuen Erwerber bedrohten die Freunde und Nachbarn des Schuldners mit ihrem Haß. In den öſtlichen Grenzländern ſuchten ſich zuletzt mißvergnügte Gläubiger dadurch zu helfen,

daß ſie ihre Schuldſcheine an polniſche Adlige verkauften. Dieſe verſchafften ſich das Geld, indem ſie vergeltende Gewaltmaßregeln gegen Reiſende aus der Landſchaft des Schuldners gebrauchten und dem erſten beſten die Summe abnahmen. Das war ſchon vor dem großen Kriege geſchehen, und wiederholte Verbote beweiſen, wie ſehr der Verkehr unter ſolchen Gewaltthaten litt.*) Durch ſolche Leiden kam auch ein verſtändiger Grundbeſitzer leicht in verzweifelte Lage. Eine Mißernte, ein Viehſterben mochten ihn wahrſcheinlich zu Grunde richten. Aber was das Hauptleiden war, eine große Menge hatte nicht den mäßigen Sinn, ſich dauernd um die Wirthſchaft zu kümmern und die Ausgaben nach den ſicheren Einnahmen des Gutes zu beſchränken. So gedieh den wenigſten ihr Leben. Die Mehrzahl erhielt ſich unter häufigen Verlegenheiten, Rechtsſtreitigkeiten und ewigen Schulden; auch von denen, welche mit beſſerer Hoffnung ihre Güter übernommen hatten, wurden manche zuletzt, was eine große Zahl ihrer Standesgenoſſen war, Mitglieder der großen Innung, welche das Volk Krippenreiter, Wurſtreiter, Matzraufer, Schlackenläufer, Miſthammel ſchalt.

Solche Verarmte ritten in „Koppeln" von Hof zu Hof, als läſtige Schmarotzer fielen ſie in der Nachbarſchaft ein, wo auf einem Gut ein Feſt gefeiert wurde, wo ſie Vorräthe in Küche und Keller witterten. Wehe dem neuen Bekannten, den ſie am dritten Orte kennen gelernt hatten; ſie waren ſogleich bei der Hand, ihn auf einen oder acht Tage zu begleiten. Wo ſie eingefallen waren, koſtete es die größte Mühe ſie fortzubringen. In ihrem Umgange nicht wähleriſch, tranken und rauften ſie ſich wol mit den Bauern in der Schenke, ſie erwieſen in der Trunkenheit auch einem Bürger mit gefülltem Beutel die Ehre, ihn in ihre Brüderſchaft aufzunehmen, dann wurde unter zerſchlagenen Gläſern und

*) Schon 1603 wird von Wien aus dagegen geeifert, ſehr arg war der Mißbrauch im Kriege geworden. Kaiſ. Priv. und Sanct. I, 117.

Flaſchen auf den Knien die Brüderſchaft geſchloſſen, Leib und Seele zu ewiger Treue verſchworen und gemeinſchaftlich der für den ärgſten Schurken erklärt, der nicht unverbrüchliche Freundſchaft halten würde. Solche Brüderſchaft ſchützte allerdings nicht vor einer großen Schlägerei in der nächſten Stunde. Aber wie gemein ſie ſich bei ſolcher Gelegenheit machten, nie vergaßen ſie, daß ſie „uralte, wilde Edelleute“ waren. Der Bürger oder wer vom Kaiſer einen Adelsbrief hatte, konnte zwar ihr Bruder werden, dieſe Vertraulichkeit brachte der Lauf der Welt mit ſich, aber die Anreden der Familiengenoſſenſchaft, „Oheim“ und „Vetter“, erhielt er nicht, auch wenn er durch Heirat mit ihnen verſchwägert war; in ihre „Freundſchaft“ wurde nur aufgenommen, wer von altem Geſchlechte war. Ihre Kinder gingen in Lumpen, ihre Frauen ſammelten zuweilen Lebensmittel bei den Verwandten ein, ſie ſelbſt trabten auf zottigen Pferden in alten Regenröcken über die Stoppel, wol gar ſtatt der zweiten Piſtole ein geſchnitztes Holz in den alten Holſtern. Ihre Niederlagt hatten ſie in Dorfſchenken; wenn ſie einmal nach der Stadt kamen, lagen ſie in den ſchlechteſten Herbergen, ihre Sprache war roh, voll Stallausdrücke und Flüche; von den Gebräuchen der Gauner war ihnen Bedenkliches in Rede und Gewohnheiten übergegangen, ſie rochen mehr nach ihrem „Finkeljochem“, als für Andere angenehm war; ſie ſelbſt waren Lumpe, bei aller Rauffſucht ohne feſten Muth, ſie wurden allgemein für eine Landplage gehalten und von ſolchen, welche etwas zu verlieren hatten, mit Schmeißfliegen verglichen; mehr als einmal wurden ſie von den Landesherren, ſogar vom Kaiſerhofe durch ſcharfe Verordnungen verfolgt*), aber ſie waren bei alledem hochmüthige, durchaus ariſtokratiſch geſinnte Geſellen. Ihr Stammbaum, ihr Wappen, ihr Familienzuſammenhang war ihnen das Höchſte auf Erden. Unendlich war Haß und

*) Z. B. Kaiſerl. Privilegien und Sanctiones IV, 1125.

Verachtung, womit sie auf den reichen Städter sahen, sie waren immer bereit, mit einem Neugeadelten Händel anzufangen, wenn er ihnen nicht vollen Titel gab oder sich gar anmaßte ein Wappen zu führen, welches dem ihrigen ähnlich war.

Mit diesen Gesellen und ihrem Verkehr soll die folgende Mittheilung näher bekannt machen. Sie führt in eine Ecke des deutschen Landes, wo die Krippenreiterei besonders arg war, an das rechte Oderufer Schlesiens. Dort riß nach einem alten Volksscherz dem Teufel der Sack, als er in der Luft eine Anzahl Krippenreiter fortschaffen wollte, und er hat den ganzen Plunder auf diese Landecke ausgeschüttet.

Die folgende Schilderung ist aus der Erzählung: Der Edelmann genommen, welche der Schlesier Paul Winckler, politischer Unterhändler und Rath des großen Kurfürsten zu Breslau, wenige Jahre vor seinem Tode (er starb 1676) verfaßte. Die Erzählung wurde erst nach seinem Tode in zwei Auflagen (zuletzt Nürnberg, 1697, 8.) gedruckt. Kunst und Erfindung darin sind nicht bedeutend, aber gerade deshalb wird sie hier brauchbar. Winckler war ein gebildeter, welterfahrener Mann, ein angesehener Rechtsgelehrter, durch seine zahlreichen Reisen und Verbindungen und durch genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen des deutschen Landbesitzes vorzugsweise befähigt, ein sicheres Urtheil abzugeben. Dazu besaß er Eigenschaften, welche dem Schlesier nicht selten sind: er wußte sich leicht in die Welt zu schicken, war ein lustiger Gesellschafter, beobachtete unbefangen und verstand lebendig zu erzählen. Daß er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war, hat wahrscheinlich dazu beigetragen, seine Theilnahme an der deutschen Literatur rege zu erhalten und ihn selbst zu anspruchsloser Schriftstellerei zu ermuthigen, aber der kluge Mann sah doch mit einiger Verachtung auf die pedantische Sprachreinigungssucht, womit Genossen seines Ordens der deutschen Dichtkunst aufzuhelfen versuchten. „Sie sitzen hinter der Küche des Parnaß und sättigen

ſich am Geruch des Bratens.“ Als er ſeine Erzählung ſchrieb, etwa fünfzig Jahre alt, durch die Gicht an ſein Zimmer gefeſſelt, war ſeine Abſicht, in einem Bilde zu zeigen, wie ein gerechter Edelmann ſein ſolle. Denn es war ſein Schickſal geweſen, das ganze Leben hindurch in geſchäftlicher Verbindung und perſönlichem Verkehr mit dem Adel verſchiedener Landſchaften zu ſtehn, ſeine eigene Frau war aus dem Geſchlecht des Dichters von Logau, wie er ſelbſt ein Schweſterſohn des Andreas Gryphius. Zuverläſſig war durch manche eigene Erfahrung ſein Blick für die Lächerlichkeiten der Bevorrechteten beſonders geſchärft, aber er war doch ein Sohn ſeiner Zeit und bewahrte im Herzen eine tiefe Achtung vor echt adligem Weſen. Seine Erzählung iſt deshalb durchaus keine Satire, wie ſie wol genannt worden iſt, und die Schilderungen, welche hier mitgetheilt werden, machen den Eindruck beſonders genauer Porträts. Freilich iſt ihm begegnet, was auch neue Erzähler mit moraliſchen Abſichten hindert, er hat recht anſchaulich geſchildert, wie Edelleute nicht ſein ſollen, für ſeine guten Geſtalten fehlten ihm ſcharfe Umriſſe und Farben, ja ſie werden langweilig, weil er dieſelben Bildung und Grundſätze in langen Unterredungen an den Tag bringen läßt. Seine Erzählung iſt mit den Romanen des Simpliciſſimus verglichen worden. Schöpferiſche Kraft, Phantaſie, Reichthum an Einzelzügen ſind bei dem Schleſier unvergleichlich geringer. Aber mit der größeren Dichterbegabung iſt bei Grimmelshauſen zuweilen eine Neigung zum Seltſamen und Phantaſtiſchen verbunden, welche an das Verfahren der Romantiker erinnert und das Dargeſtellte nicht durchweg als ein treues Bild der Zeit erſcheinen läßt. Davon hat der Schleſier allerdings nichts, er erzählt lebendig und mit innerer Freiheit, was er etwa ſelbſt geſchaut hat, nicht Vieles, nichts Beſonderes, glatt und geradezu.

Der Verlauf der Erzählung iſt ſehr einfach. Ein reicher junger Holländer — die Holländer nahmen damals in deutſcher

Gesellschaft ungefähr dieselbe Stellung ein, welche noch vor Kurzem auch an deutschen Höfen den Engländern gegönnt wurde, die Zugehörigkeit zu ihrem Volksthum galt fast so viel als ein Adelsbrief — kommt nach Breslau (Belissa), wird Zeuge eines Duells zwischen einem Neugeadelten und einem Landjunker, läßt sich von seinem Gastwirth das Landleben schildern, besucht das Haus eines verschwenderischen Pfefferſackes, wird von einem jungen Herrn v. K., einem Bekannten aus früherer Zeit, auf ein Landgut geladen, lernt nahe dabei die Krippenreiter aus eigener Anschauung kennen, hört einen Bericht der Abenteuer, welche ein Schlesier als englischer Offizier durchgemacht, und verbringt die übrige Zeit seines Landbesuches mit würdigen, aber sehr breiten Gesprächen, in welche der Verfasser viel von seinen Ansichten und seiner Gelehrsamkeit eingepackt hat: über die Bildung des Soldaten, über Berufs- und Geburtsadel, über die politische Lage, über die Bildungszustände der Alten im Vergleich zur Gegenwart u. s. w. Bei der Rückkehr nach Breslau erfährt der Holländer, daß jener reiche Kaufmann, der ihn im Anfange zur Tafel geladen, bankbrüchig geworden und sich heimlich entfernt habe, das Leben desselben wird erzählt, der Held verläßt Breslau. — So enthält die ganze lange Erzählung nur etwa fünf Schilderungen, welche hier anziehend erscheinen, zwei derselben werden mitgetheilt. Einzelne rohe Ausdrücke sind gemildert, Weniges gekürzt, die Sprache nur so viel, als unumgänglich nöthig schien, unserm Deutsch genähert. Zuerst erzählt der Gastwirth, wie er als Sohn eines Schneiders studirt, dann eine wohlhabende Kretschmerin — Schenkwirthin — geheiratet und nach ihrem Tode, in dem unglücklichen Bestreben groß zu thun, einen Adelsbrief gekauft habe, um sich auf dem Lande niederzulassen. Dann fährt er also fort:

„Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anschlag auf die Landecke, wo zwar die adligen Rittersitze in niedrigem Preise, dabei aber auch von geringem Einkommen

ſind; zwar widerrieth mir dies ein anderer guter Freund und wies mir nach, was ich für Ueberlaſt und Widerwärtigkeit von den benachbarten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich mich ihnen mit dem Degen genugſam gewachſen wußte, und ſchlug die gute Warnung leicht aus dem Sinne. Kurz ich kaufte ein Gut für 6000 Thaler, ward aber bald gewahr, daß ich unter den Blitz gerathen, als ich dem Donner entwichen, und daß mein guter Freund mit ſeiner Prophezeiung ſehr nahe ans Ziel geſchoſſen hatte. Denn als ich mich kaum halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogelbach der erſte, der mich nebſt ein paar Seinesgleichen „umſtieß", wie ſie es nannten. Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar; nicht daß er damals oder jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte, ſondern er ſaß nur auf einer Bauerwirthſchaft zur Miethe, die etwa einige hundert Reichsthaler werth war, und brachte, wie andere Seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er ſein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit einem Karren und ein paar abgeriſſenen Kindern bei den vermögenden Edelleuten auf der Garte geſehen habe, wie ſie Getreide, Brot, Käſe, Butter und dergleichen einſammelte. Solche Bettelſchatzungen forderte ſie denn auch insgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieſer Vogelbach nun war, wie gedacht, der erſte, der mir nebſt ein paar Seinesgleichen „den Tiſch zu rücken" einſprach. Sie verhielten ſich das erſte und zweite Mal noch ziemlich beſcheiden, wohingegen auch ich ihnen vorſetzte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adligen Brüderſchaft, welche ſie mit mir ſchloſſen, überflüſſig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirne unmöglich länger eingeſperrt bleiben konnte. „Es gilt dir, Bruder Kretſchmer," fing er einmal an, als er ſich den ganzen Tag über die Naſe mit Bier und Branntwein begoſſen hatte. Doch aber geſegnete ich ihm dieſe Worte mit

einer unverſehenen Ohrfeige dergeſtalt, daß der gute Kerl mit dem Seſſel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumſtarker Menſch, der vormals Soldat geweſen, und den ich zumeiſt als Schutzgeiſt in dergleichen Nöthen aufgenommen hatte, kriegte, als er dies ſahe, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er ſich nicht rühren konnte. „Was," ſagte er, „ihr Halunken, iſt es nicht genug, daß man euch, ſo oft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt und eure magern Mähren ausfüttert? Wollt ihr meinem Herrn dieſes Deo gratias geben? Dieſer und jener hole mich, wo ſich einer regt, ſo will ich ihm den Junkerrock ſo verbrämen, daß man die blauen Poſamenten ſechs Wochen auf dem bloßen Rücken ſehen ſoll." „Wir haben nichts mit dieſen Händeln zu thun," antworteten die zwei, „hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, ſo wird er ſolches als ein rechtſchaffener Cavalier auch auszuführen wiſſen." Dieſer hatte ſich unterdeß wieder aufgerafft und wollte zum Degen greifen. „Laß deine elende Blutpeitſche ſtecken," ſagte ich, „oder ich will dir, ſofern du noch nicht völliges Maß haſt, mit dem abgebrochenen Schemelbein dies gewiß dazu ſetzen." Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebſt ſeinen ritterlichen Kumpanen auf und davon. Sie ſetzten ſich zu Pferde und ritten zum Thore hinaus. Sobald ſich aber dieſe drei für ſicher hielten, ging erſt recht das Schmähen an; hundertmal ſchalten ſie mich einen Kretſchmerknecht, der eine bemühte ſich die Piſtolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel weil weder Hahn noch Rad am Schloſſe war. Endlich merkten ſie, daß ich ihnen mit einem halben Dutzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten ſie ſich eilends auf und davon und ſchickten mir etwa vierzehn Tage darnach alle drei zugleich ein Schlagcartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben, mich mit ihnen im freien Felde herum zu hauen, worin ſie ſich aber ſehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich beſorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen und gemeinſam Kopfnüſſe geben, ſo nahm ich ein halbes Dutzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir und gab dem Vogelbach im erſten Gange eine ſo tüchtige Schmarre über die Achſel, daß er den Degen fallen ließ und die Fauſt nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Muth ſo weit, daß er im zweiten Gange Frieden machte. Keiner hielt ſich beſſer, als Junker Michael v. S., den ich vorher für den verzagteſten angeſehen hatte. Er hieb gut genug um ſich, bis endlich dieſer dreifache Zweikampf ſo endete, daß ſich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach ſich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt, ſobald ihm der Arm geheilt ſein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelaſſen hat.

So bekam ich Ruhe, zwar nicht vor dem Zulauf der Krippenreiter, an denen es niemals mangelte, wol aber vor ihren Händeln; doch bald wurde mir eine viel größere und koſtbarere Ungelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf ſelbſt ziemlich geſchnellt, ſondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verſchwiegen, außerdem bei weitem nicht Alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgeſetzt war. So mußte ich ihn nothwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advocaten bedienen. Hier dauerte es nun ſehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Ausflucht nach der andern erſann, feſthalten konnte, und mir ſchien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Luſt hätte mir zu helfen. Mein Advocat, der am beſten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rath, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte, und ſchickte dieſem anfangs ein in Polen erkauftes Wildſchwein nebſt ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit ſo weit aus dem Sumpf hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, ſeine Ein-

wendungen in einer festgesetzten Frist beizubringen. Damit mußte ich vorerst zufrieden sein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Frist das Wildpret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einsatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn so wohl geschmeckt, daß er seit der Zeit keine andere genießen wolle, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebst einem Malter Hafer und einem schönen Rehbock denselben Weg gehn lassen. Darauf kam zwar bald ein neuer Befehl, mein Gegenpart war aber so lange nicht zu sehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachflog. Dieser brachte es zwar zum Termin, förderte die Sache aber nur so weit, daß dem Gegner das Klagelibell vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten sächsischen Frist zu excipiren. Diese Frist zog sich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdeß dem Herrn Kanzler alles Geschenkte besser schmeckte als was er kaufte, mußte ihm bald dies, bald jenes zugeschickt werden. So wußte er ein Paar schöne gezogene Stutzen bei mir, die er sich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermuthet selbst zu mir und that, als ob er genöthigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzusprechen. Ich mußte mir dies für eine besondere Ehre schätzen und bewirthete ihn, so gut ich konnte. Unterdeß besah er meine Gewehre, lobte die Stutzen und gab vor, daß er ein besonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte sie ihm entweder gegen baare Zahlung überlassen, wenn sie mir feil wären, oder ihm ein Paar von derselben Art bestellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den sauern Apfel beißen und nicht nur dieses Paar Stutzen, sondern etliche Monate darauf noch ein schönes silbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand gesehen hatte, in Hoffnung eines guten Bescheides hingeben. „Das ist ein schöner

Groſchen, womit man einen Thaler gewinnen kann," ſagte mein Advocat; „ſelten fällt in einen offenen Beutel ein ſchlimmes Urtheil; der Beutel eines Proceſſirenden muß mit Spinneweben zugeſchnürt ſein, gerade wie bei den Verliebten. Und da man mit einer goldenen Lanze auch den Stärkſten aus dem Sattel heben kann, wird wol Alles gut werden, wenn ſich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann zu geben." Kurz, auch eine vier Mark ſchwere vergoldete ſilberne Flaſche ging dem Andern nach. Und doch fand ich zuletzt dort einen Eſel, wo ich eine Krone geſucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächſtens ſolle eine Commiſſion niedergeſetzt werden, um zu verſuchen, ob wir in Güte mit einander verglichen und die hochlöbliche Regierung fortan dieſes langen, verdrießlichen Proceſſes überhoben werden könne. Wie ſehr mir dies zu Herzen ging, iſt leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Commiſſion angeſetzt war. Für 1600 Thaler, die ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500 und bekam damit kaum die aufgewandten Unkoſten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Beſtechung auch nicht weniger als 300 Thaler darauf gegangen wären. So wäre der beſte Weg geweſen, wenn man ſich gleich anfangs vertragen hätte.

Unterdeß hatte ich mich mit einem Hauskreuz beläſtigt, das mir viel mehr in die Seele ſchnitt als dieſer Proceß. Bald nach dem Kauf des Gutes hatte ich mich in ein altadliges Geſchlecht der Nachbarſchaft verheiratet, und das bekam mir ſo wohl, wie dem Eſel der Eistanz. Im Anfang zwar hatte ich geringe Neigung dazu, ich war gewillt, guter Leute Kind aus der Stadt mit etlichen tauſend Thalern zu nehmen, und dadurch meine Wirthſchaft um ein Bedeutendes zu verbeſſern. Aber der falſche Freund, der mich zu dem Kauf überredet, rieth mir keine andere als von gutem altem Adel,

und zwar aus der Nachbarſchaft zu nehmen. „Zunächſt," ſprach er, „iſt ſehr ungewiß, ob der Herr in Breslau eine reiche Partie antrifft, obgleich er ſich darauf hat adeln laſſen. Ferner haben dergleichen Stadtdamen ſo viel Kenntniß von der Landwirthſchaft, daß ſie nicht einmal wiſſen, was Kuh oder Ochſe, was Käſe oder Quark ſei. Die Wirthſchaft des Herrn aber erfordert eine Wirthin, die von Jugend auf dabei geweſen iſt; auch iſt ſolche Heirat das einzige Mittel, ſeine Kinder mit der Zeit zu rechtſchaffenen Landedelleuten zu machen." Zu dieſem Ende ſchlug er mir eine Dame der Nachbarſchaft vor und erbot ſich, ſelbſt den Freiwerber abzugeben. „Sie iſt ſchön, eine gute Wirthin, von guten Mitteln und altem Hauſe, das alles wird der Herr unmöglich in der Stadt beiſammen finden." Als ich ihn hierauf fragte, wie hoch ſich ihre Mittel beliefen, ſchnitt er von 2000 Thalern auf. Zwar zweifelte ich ſchon damals daran, weil dies auf dem Lande ein ſo großes Heiratsgut iſt, daß auch wol Freiherren darnach ſchnappen; doch ließ ich mich endlich bereden, weil die Dame nicht übel gebildet war und der neue Adel mir alle geſunde Vernunft aus dem Hirn geſchafft hatte. Bald fand ich, daß die vorgegebenen 2000 Thaler bis auf 400 ſchwanden, die noch dazu in einem zweifelhaften Proceß ſchwebten, der kaum ſo viel austragen konnte, als die darauf zu wendenden Unkoſten betrugen, oder als mich ein ſtandesgemäßes Beilager koſten würde. Demungeachtet hatte ich im Anfang Liebe zu ihrer guten Geſtalt und ſchlug mir Alles aus dem Sinn. Da ſie mir aber ſo gar nichts an Schmuck, Kleidern und anderem Frauengeſchmeide zugebracht, fragte ich einſt meine Frau Schwiegermutter, wo denn die Kettchen, Ringe und die paar taffetnen Röcklein wären, mit denen ich doch meine Liebſte bekleidet gefunden hätte, als ich um ſie warb. Sie aber gab mir mit höhniſchem Gelächter zur Antwort, wenn ich ſie auch nur im bloßen Hemde bekommen hätte, ſollte ich dennoch damit zufrieden ſein und mich begnügen,

daß ſie ſo weit von ihrem adligen Geſchlecht herabgeſtiegen ſei und mir ihr Kind gegeben hätte; ſie werde noch Ungelegenheit genug haben, dieſen Schimpf bei ihrer Freundſchaft abzuwiſchen, welche die Heirat durchaus nicht hätte zugeben wollen. Was aber Kleider und Schmuck anbelange, ſo müßte ich wiſſen, daß ſie noch mit mehr Töchtern verſehen ſei und auch dieſe zu bedenken hätte. Auch ſei es in der Gegend Gebrauch, mit einem Kleide und Aufputz zwei bis drei Töchter zugleich zu verſorgen; wenn eine von ihnen geputzt wäre, müßte die andere unterdeß der Wirthſchaft obliegen, oder wenn Gäſte kämen, ſich krank ſtellen und im Bette gedulden, bis die Woche oder Reihe auch an ſie käme. Damit mußte ich zufrieden ſein und meine Liebſte, wollte ich ſie nicht mir zum Schimpf gehn laſſen, mit vollſtändiger adliger Kleidung und Schmuck von Kopf zu Fuß aus eigenen Mitteln verſehen. Darüber ging denn mein baares Geld vollends darauf, zumal mich die Hochzeit ſehr viel gekoſtet hatte, denn faſt die ganze Landſchaft lag mir mit Weibern, Kindern, Geſinde und Pferden länger als vierzehn Tage auf dem Halſe und war nicht wegzubringen, ſo lange ſie in Küche und Keller noch etwas für ſich fand. Aber auch was ich für meine Gemahlin machen ließ, war ihr und ihrer Mutter niemals reichlich und koſtbar genug, immer wußten ſie daran Mängel zu finden und wollten Alles vollſtändiger haben.

Gleichwol überwand ich mich und würde keine Unkoſten angeſehen haben, wenn ich damit nur den geringſten Dank verdient hätte; aber ich mußte, was mich am allermeiſten ſchmerzte, empfinden, daß mich weder mein Weib noch ihre ganze Freundſchaft im Geringſten achteten. Beſonders meine liebe Schwiegermutter war ein grundböſes, hoffärtiges, falſches Weib, und weil insgemein die Blätter wie die Wurzel des Baumes ſind, ſo nahm auch ihre Tochter bald ihr Weſen an. Und weil ich ihr deswegen nicht mehr hold ſein konnte, bekam öfters mein Reitknecht freundlichere Blicke als ich. —

Uebrigens durfte ich gar nicht klagen, daß ihre Freundſchaft nicht mehr mein Haus beſucht hätte, als mir lieb war, ſie half redlich aufzehren, was ſie nur fand. Sie hätten aber geglaubt, der Böſe würde ſie ſofort holen, wenn ſie mich Schwager oder Oheim genannt hätten, die Brüderſchaft mußte Alles verblümen, und meine eigene Schwiegermutter gab wol Achtung, daß ihr nicht das Wort „Sohn" entfuhr, beſonders wenn etwa ein Fremder dabei war. Niemals aber waren ſie lieber beiſammen, als wenn ich in Breslau oder ſonſt wo abweſend war; dann hatte die Schwägerſchaft die beſte Gelegenheit, ſich recht auf meine Unkoſten luſtig zu machen, wozu ihnen ein guter Trunk Wein, den ich in meinem Flaſchenfutter von drei bis vier Töpfen für mich und meine Frau Gemahlin hielt, ſo wohl anſtand, daß ich es gänzlich geleert fand, wenn ich nach Hauſe kam. Doch wäre auch das noch hingegangen, wenn man mir nur nicht auch das Getreide vom Boden, ja ſelbſt Kühe und Kälber ohne mein Vorwiſſen genommen und der adligen Freundſchaft zugeſteckt hätte. Wer aber vier Thaler einnimmt und ſechs wieder ausgeben muß, hat nicht Urſache für einen Beutel zu ſorgen. So konnte ich mir leicht die Rechnung machen, daß ich in Kurzem ein ſo guter Krippenreiter, wie meine Nachbarn, werden würde.

Da gefiel es Gott, mich durch den Tod meiner Liebſten, welche im Kindbett ſtarb, von dieſer Gefahr zu erlöſen. Auch bei dieſem Ereigniß hatte ich einen harten Sturm mit meiner verdrießlichen Frau Schwiegermutter auszuſtehn. Dieſe erfüllte mit ihrem Geſchrei über der Tochter Ableben Himmel und Erde, und wollte alle Welt überreden, die gute Frau hätte ſich zu Tode gegrämt, weil ſie nicht ihrem Stande gemäß verheiratet war, und ſie, die Schwiegermutter, wäre ſchuld an alle dem geweſen. Ich hörte eine Weile ihre Narrheit mit an und ertrug ſie in der Hoffnung, daß das Spiel einmal ein Ende haben würde, bis ſie endlich noch weiter herausbrach und allen Schmuck, den ich gekauft, nebſt der Klei-

dung und was die Tochter ſonſt unter ihrem Verſchluß gehabt, für ihre anderen Töchter haben wollte unter dem Vorwand der Niftelgerade. Ich warf ihr ein paar mitgebrachte Lappen vor die Füße und ließ die Leiche in einem ehrlichen Sarge in die Geſchlechtsgruft ſetzen, ohne die Schwiegermutter oder einen andern Verwandten dazu zu bitten. Und ich ſetzte mir vor, das Gut an den erſten beſten zu verkaufen und mich wieder nach der Stadt zu begeben.

So ſaß ich einſt eines Abends voller Gedanken am Fenſter und ſah, wie das Geſinde ſeine Arbeit that, als ich von ungefähr gewahr wurde, daß ſich jemand mit bloßem Degen am Thor gegen die anlaufenden Hunde vertheidigte. Ich ſchrie dem Geſinde zu, die Hunde abzuhalten, worauf ein wohlgekleideter Mann mit großen Complimenten auf mich zutrat. „Mein Herr Oheim," ſprach er, „wird nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich mir nach Ritterart die Ehre gebe, auf ein Nachtlager einzuſprechen, um dabei die Ehre ſeiner Bekanntſchaft zu genießen." „Nicht im Geringſten," verſetzte ich darauf, „wenn nur mein Herr beliebt vorlieb zu nehmen." Ich nöthigte ihn deshalb herein, und da der Cavalier ſo freigebig mit der Vetterſchaft war, konnte ich leicht erkennen, daß er nicht aus der Nachbarſchaft ſei. Er kam auch bald damit heraus, daß er ein freier Reichsritter aus dem Elſaß und durch die Franzoſen ſo verdorben worden ſei, daß er lieber ſeine abgebrannten Güter mit dem Rücken angeſehen, als ſich ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wolle; jetzt begäbe er ſich nach dem Kaiſerhofe, dort Kriegsdienſte zu ſuchen. Die Nichtigkeit dieſer Aufſchneiderei konnte ich ſchon daran erkennen, weil er keine von den adligen Familien kannte, mit denen ich bei früherer Anweſenheit im Elſaß bekannt worden war. Deshalb ging ich auch behutſam mit dem Kerl um, und der gute reichsadlige Herr und Bruder mußte mit einer Streu und Matratze nebſt einem Kopfpolſter vorlieb nehmen. Als ich am andern Morgen aufſtand, fand ich weder Junker noch Bettgewand vor

und vermißte dazu meinen Degen und Piſtolen, die ich in der Stube gelaſſen hatte. Geſchwind befahl ich meinen Knechten, ſich mit Prügeln auf die Pferde zu werfen, und wenn ſie den Halunken anträfen, ihn kräftig durchzuhauen und darnach laufen zu laſſen, meine Sachen aber wieder abzunehmen. Denn ich konnte mir leicht einbilden, daß der Menſch ein Beutelſchneider wäre, daß er mehr auf dem Kerbholz haben würde, und daß ich durch ſeine Verhaftung den Vortheil erlangen könnte, noch einen koſtſpieligen peinlichen Proceß, zuletzt ſein Hängen zu bezahlen. Die Knechte trafen ihn mit ſeiner Beute im nächſten Holz und kamen dem Befehle redlich nach. Sie brachten mir zwar meine Sachen wieder zurück, dieſe kamen mir aber ſehr theuer zu ſtehn. Denn kaum vier Tage darauf wurde mir ohne Zweifel von dieſem Schelme des Nachts mein Gut über dem Kopf angezündet, ſo daß ich kaum das Wohngebäude retten konnte, im übrigen aber zuſehen mußte, daß Scheuern und Ställe mit Getreide und Vieh bis auf den Grund abbrannten.

Dies Unglück nun verleidete mir das Landleben ſo ſehr, daß ich nur ein paar Ställe für das noch übrige Vieh aufbaute und kurze Zeit darauf das Gut, welches ich für 6000 Thaler erkauft hatte, um 4000 wieder weggab. Darauf begab ich mich nach der Stadt zurück."

So erzählte der bekehrte Landwirth dem jungen Holländer. Wenige Tage darauf hatte der Fremde Gelegenheit, aus eigener Anſchauung das ſchleſiſche Leben des verarmten Landadels in derſelben Gegend ſelbſt zu beobachten. Ein junger Herr v. K., ein gebildeter und gereiſter Cavalier, lud ihn auf das Gut ſeiner honetten Eltern ein und forderte ihn auf, von dort einen Spazierritt auf ein Nachbargut zu machen, wo eine Taufe gefeiert wurde. Der v. K. bat unſern Helden, er möchte ſich's gefallen laſſen, für einen Oberſtwachtmeiſter in holländiſchen Dienſten ausgegeben zu werden; „denn ich weiß," ſagte er, „daß ſonſt dieſe adligen Bauern

kein Bedenken haben werden, dem Herrn die letzte Stelle zu geben und ihn nicht im Geringſten zu beachten, trotz ſeiner Bildung und obgleich er, ohne arm zu werden, leicht ihre ſämmtlichen Güter bezahlen könnte." Was der Holländer dort beobachtete, erzählt er folgendermaßen:

„Das Tractament war ſo beſchaffen, daß die Tafel nicht in Gefahr war, unter den ſchweren Schüſſeln zu brechen, ein gutes Gericht Speiſefiſche in einer gelben Zwiebelſauce, alle Regalien eines Kalbes, der ganze Inhalt eines Schweines, ſo viel Glieder, ſo viel Speiſen, ein paar Gänſe und ein paar Haſen, dazu ein rohes wäſſeriges Bier, ſo daß man bei Zeiten den nicht viel beſſeren Branntwein zu Hilfe rufen mußte. Dabei aber war dieſe Geſellſchaft, die aus etlichen zwanzig Perſonen beſtand, rechtſchaffen luſtig und das Frauenzimmer viel aufgeweckter, als die gezierten Kaufmannsfrauen des Stadtadels. Als die Tafel aufgehoben war und ein Theil der Cavaliere nach ein paar Fideln luſtig umher ſprang, ein Theil das Zimmer mit Tabak voll rauchte, fing die Frau v. R. an: „Ich ſehe meine Luſt an dieſem ausländiſchen Cavalier und bin der Hoffnung, daß mein Sohn der auch Offizier iſt, an anderen Orten ebenſo lieb und werth gehalten wird." — „Ich, liebſte Frau Schweſter," verſetzte die Frau Ilſe von der B., „bin ganz anderer Meinung. Ich könnte nimmermehr ſo tyranniſch gegen die Meinigen ſein, ſie unter dieſe Kriegsgurgeln zu verſtoßen, denn ich höre, daß ſie bisweilen ſchlecht genug zu eſſen haben, viele Nächte in kein warmes Bett kommen und noch dazu niemand haben, der ihnen ein Warmbier machte oder ein Glas Branntwein brächte. Sollte ich hören, daß meinen Sohn ein langhalſiger Tartar, wie ich ihn neulich im Kretſchem abgemalt geſehen, gar gefreſſen hätte, ſo würde mich der Kummer auf der Stelle erſticken. Deswegen erachte ich beſſer, meinen Junker Hans Chriſtoph daheim auf dem Gütlein zu erhalten, ſo gut ich kann. Zwar muß ich bekennen, daß er mich ſchon genug

gekoſtet hat, als ich ihn rittermäßig ausſtaffirte, meine zwei beſten Kühe gingen damals drauf, und ich konnte den Abgang noch nicht erſetzen. Nun was hilft's, ſehe ich doch auch meine Luſt, wie er ſich in allem ſo rittermänniſch anzuſtellen weiß. Sehe ſie nur, liebe Frau Schweſter, kann er nicht ſo hurtig tanzen wie ein Anderer, und die Dame herum drehen, daß es eine Art hat? Er wird keinem ein Glas Bier oder Branntwein abſchlagen, der Tabak iſt ſein einziges Leben, bei allen Geſellſchaften iſt er ſo angenehm, daß er bisweilen kaum in drei Wochen nach Hauſe kommt, womöglich mit einem blauen Auge. Daraus kann ich mir leicht die Rechnung machen, daß er ſich nach Reiterart herumſchlagen und wacker wehren muß. So wird auch hier mein Junker Martin Andres werden." — Der Junker ſtand da und legte den Kopf in den Schoß der lieben Mutter. — „Der loſe Kerl weiß auch ſchon, daß er ein Junker iſt, darum begehrt er nichts zu lernen, ſondern er reitet lieber mit dem Roßjungen im Felde herum; er darf wol ſchon auf den Gedanken kommen, einen Degen zu haben. Das macht mir neuen Kummer, denn ich kann mir leicht denken, daß es zuletzt auch noch ein Pferd koſten wird, und wenn Gott nicht ſonderlich hilft, werden mir ein paar Kühe drauf gehn. Doch ich werde ihm auch wol endlich ein Abc kaufen müſſen, denn ſein Herr Vater hat immer gewollt, daß er ein recht ſcharfer Gelehrter werden ſollte, wie er ſelber einer war. Ja, wenn es nichts koſtete und die gelehrten Kerls nicht ſo viel theure Bücher haben müßten! Sonſt ſieht man wol ſeine Luſt an ihnen, und mir gehn die Augen noch immer über, wenn ich daran denke, wie ſein Herr Vater ſo ſchön die Dankreden nach der Bewirthung hielt und es wol ſo gut als der Pfarrer machen konnte, wie er auch einmal eine ganze halbe Stunde lauter Latein, ich weiß nicht was, vor dem Fürſten herſagen mußte. — Eins gefällt mir ſehr wohl an meinem Martin Andres, daß er einen ſo verſchlagenen nachdenklichen Kopf hat. Er

hat mir ſelber an die Hand gegeben, ihm zuweilen zu etwas Gelde zu verhelfen, indem ich ihm nämlich vergönne, das Löſegeld für das fremde Vieh zu behalten, das auf meinem Acker gepfändet wird. Darauf iſt er nun ſo erpicht, daß er den ganzen Tag im Getreide auflauert, ein paar Schweine oder dergleichen zu erhaſchen, womit er ſich auch ſchon bis zu einem halben Thaler erworben. — Deſſenungeachtet aber, und wenn ich nur gewiß wüßte, daß meinem Junker Hans Chriſtoph der Handel im Kriege auch ſo glücken würde wie Ihrem Herrn Sohne, liebe Frau Schweſter, ich wollte ja ein Jahr nicht anſehen und wollte verſuchen, wie ich ihn dazu beredete; wenn er nur auch gewiß Oberſter und ein Freiherr würde und auch eine reiche Dame kriegte. Die aber müßte mir bei meiner Seele vom rechten Adel ſein; denn ſonſt ſchwöre ich, daß ſie mir nicht unter die Augen kommen dürfte, wenn ſie gleich in Golde ſteckte bis über die Ohren. Und wer weiß es, liebe Frau Schweſter, ich habe mein Lebtag gehört, daß es in andern Ländern nicht ſo gute Edelleute gibt als bei uns, und daß man in Holland, wo dieſer Offizier her iſt, die Weiber nackt und bloß, wie ſie der liebe Gott geſchaffen, nicht anders als Kühe zu Markte treibt. Denn meiner ſeligen Frau Mutter Schweſter, die liebe Frau Grete v. T., mußte damals auch erleben, daß ihren Sohn der Teufel ritt und daß er ein ſolches wildes Weib mit nach Hauſe führte. Da hat ſie ſich ſo ſehr gegrämt, daß ſie es nicht lange mehr gemacht hat, und ſie iſt durchaus nicht zu bereden geweſen, daß ſie dieſes wilde Weib nur einmal angeſehen hätte. — Aber um wieder auf meinen Sohn Junker Hans Chriſtoph zu kommen, wenn es ſich ſo mit ihm machte, daß er nicht dahin käme, wo die Tartaren ſind, auch nicht Schildwacht ſtehn dürfte, ſo wollte ich wol meine alte Magd, die ihn ganz aufgezogen und beflohet hat, ſchon überreden, daß ſie auf ein Jahr mitzöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wüſche und die

Hemden bereinigte, ich wollte ihr auch noch eine halbe Metze Lein ausſäen."

Die Frau v. R. würde wahrſcheinlich dieſer Einfalt genugſam geantwortet haben, wäre ſie nicht durch den Herrn v. K. zum Tanz aufgeführt worden. So ließ ſie die Alte allein, zu welcher ſich der anweſende Junker Vogelbach mit einer fingerlangen Tabakspfeife im Munde verfügte und ſo Unterhaltung machte: „Wie geht's? wie ſteht's noch um ein gut Leben, meine liebe Frau Muhme? Ich merke, ſie ſieht ihre Freude an ihrem Junker Hans Chriſtoph, daß er es ſo luſtig mitmachen kann. Hol' mich dieſer und jener, er iſt auch ein rechtſchaffner Kerl, ich wollte wünſchen, daß er vor etlichen Tagen dabei geweſen wäre, als ich mich mit einem Pfefferſack von Breslau herumſchlug; er ſollte ſein Wunder geſehen haben, wie ich den Kerl drillte; er mußte das Leben von mir erbitten und nachher mir und meinen Secundanten einen ſtattlichen Schmaus zum Beſten geben, wobei wir uns ſo luſtig machten, daß der beſte Wein in der Stube herumſchwamm." Aber die alte Frau von der B. antwortete darauf: „Es iſt euch eine ſchöne Ehre, daß ihr euch wegen eines Trunkes Wein mit den Bürgern ſo gemein macht. Und vor allen ihr, Junker Martin Heinrich, dem der Mund nur immer nach Wein hängt; wenn ihr nur ein paar Gläſer davon erſchnappen könnt, trinkt ihr mit allen Leuten Brüderſchaft, ſie mögen Bürger oder Edelleute ſein. Ja ihr nennt wol gar, wie ich mir habe ſagen laſſen, die Pfefferſäcke Oheim und Vetter. Sollte ich das wiſſen, ſo ſchwöre ich, daß ich euch mein Lebtag nicht Vetter nenne. Sagt mir, was habt ihr wieder für eine Schmarre auf der Stirn? Ohne Zweifel habt ihr euch wieder gekatzbalgt und eins bekommen; das ginge wol noch hin, wenn's euch nur nicht die Bürger verſetzt hätten."

„Seht ihr mich für einen Narren an," ſagte Junker Vogelbach, „daß ich dieſe Kerle Oheim oder Vetter nennen

ſollte, hätte ihnen der Kaiſer auch einen noch ſo großen Brief gegeben? Bruder geht noch an, ſo lange ſie luſtig Wein hergeben, hernach aber heißt es: laßt den Bärenhäuter gehn.“

Unterdeß machten ſich die Gäſte mit Tabak, Trinken und allerhand Geſprächen ziemlich luſtig, wobei der Holländer bemerkte, daß von den beiden nicht übel gebildeten Töchtern des Wirthes allemal nur eine im Reigen zu ſehen war, und jede vom Haupt bis zu den Füßen wie die andere gekleidet; daraus konnte er leicht ſchließen, daß ſich auch dieſe guten Mädchen mit ein und derſelben Kleidung behelfen mußten, und daß, während die eine im Zimmer tanzte, die andere, welche abgelegt hatte, unterdeß draußen ſo lange in Geduld warten mußte, bis die Reihe wieder an ſie kam. „Sind das nicht liebe Kinder,“ ſagte ihre Mutter, die ſich mit andern Frauen zu der Frau von der B. geſetzt hatte, „ſie wiſſen ſich in Alles ſo adlig zu ſchicken, ich ſehe meines Herzens Luſt, wie ihnen Alles ſo wohl anſteht. Und hätten die Pfefferſäcke in den Städten noch ſo viel Schmuck um ſich hängen, der Bürger bleket doch allemal heraus.“ „Es iſt nicht ohne,“ ſagte die andere, „das Herz möchte mir im Leibe zerſpringen, wenn ich dieſe Leute in der Stadt in ſo prächtigem Kleide und Schmuck auf goldenen Karreten herprahlen ſehe. Prahlet, denke ich dann, wie ihr wollt, und wenn ihr gleich alle Tage ſtatt eures beſten Weines gar Perlen ſöffet, ſo ſeid ihr doch Bürger, bleibet Bürger und werdet es nimmermehr dahin bringen, uns gleich zu ſein.“

Unter ſolchem Weibergeſchwätz, Lachen, Jauchzen, Tanzen und Springen war die Nacht hereingebrochen, und weil der v. K. leicht erachten konnte, daß auch dieſes Gelage mit den gewöhnlichen Stänkereien und Händeln würde beſchloſſen werden, ſo gab er unſerm Holländer einen Wink und machte ſich mit ihm auf die Seite zu einem bekannten Bauer, wo ſie die Nacht auf einer Streu zubrachten. Am nächſten Morgen

weckte sie der Reitknecht des Herrn v. K.; wenn sie eine dreifache Schlägerei anzusehen verlangten, wobei der Vogelbach der vornehmste sein würde, so möchten sie bald aufstehn und sich auf die polnische Grenze nahe am Dorfe begeben. Dazu hatte aber keiner von ihnen Lust, der v. K., welcher sich solcher Lumperei seiner Landsleute schämte, gab seinem Reitknecht einen Wink zu schweigen, sie saßen auf und ritten unter anmuthigen Gesprächen ihres Weges."

So weit die Erzählung Paul Winckler's. Um das Jahr 1700 waren die Sitten des Landadels bereits milder, das Leben ein wenig reichlicher, die Koppeln der Krippenreiter seltener geworden. Immer noch kamen Einzelne in Versuchung, dem schwachen Landesgesetz zu trotzen, wiederholt eifern die Regierungen gegen List und Gewalt, womit Unberechtigte die Landgüter Verstorbener in Besitz nehmen. Immer noch leidet die Mehrzahl des Landadels an einer Ueberbürdung durch aufgenommene Gelder, häufig ist die Klage, wie leichtsinnig Hypotheken ausgestellt und wieder verkauft werden, und wie gewöhnlich es sei durch Pfandurkunden zu betrügen, welche weit über den Kaufwerth des Gutes hinaus gehn. Bei solchen Verhältnissen war auch gerichtliche Versteigerung überall, wo sie nicht durch Lehnsverhältnisse oder Familiensatzung verhindert wurde, nur zu häufig, immer wieder brannten die Wachslichter, welche nach altem Brauch am Morgen des Versteigerungstages angezündet wurden und durch die Dauer ihrer Flamme die Zeit anzeigten, binnen welcher die Gebote der Kauflustigen auf das Gut anzunehmen waren.*)

In den meisten Landschaften Deutschlands war der Erwerb eines adligen Landgutes abhängig von dem Ritterrecht in derselben Landschaft; allerdings war diese Bestimmung nicht gemeinem Rechte gemäß Gesetz, aber fast überall bildeten die

*) Kais. Privil. und Sanct. I, 377, zum Jahre 1712.

adligen Gutsbesitzer der Landschaft eine mächtige Körperschaft, welche den Nichtadligen wenigstens von dem Vollgenuß der Gutsrechte, der Standschaft und ihren Versammlungen, ausschloß. Auch wo Nichtadlige lehnsfähig waren, wie in Thüringen und Meißen, waren sie es nur unter Beschränkungen. Sonst hatten nur die Bürger einzelner privilegirter Städte das Recht adlige Güter zu erwerben, es erlosch auch für diese Bevorzugten, sobald sie aus dem Verbande der begünstigten Stadt traten. Auch bei bürgerlichen Räthen der Landesregierung und Mitgliedern der Universitäten wurden zuweilen Ausnahmen gemacht. Gewöhnlich aber durfte der Nichtadlige das Gut nur pfandweise, aber nicht mit Herrenrecht als Eigenthum besitzen. Selbst dem Geadelten stand noch nicht frei, ein Rittergut als Eigenthum zu erwerben, er bedurfte dazu der besonderen Einwilligung des Landesherrn oder der adligen Landschaft; in den kaiserlichen Erbländern erhielten dies Recht nur solche Edelleute, welche in den Herren- und Ritterstand erhoben waren, und auch dann sollte in jedem einzelnen Fall dies Recht vom obersten Landesherrn erkauft und durch ein Diplom gesichert werden. Selbst von den alten Familien suchte der Kaiser dadurch Geld zu erhalten, daß er ihnen auflegte, durch ein Generaldiplom für alle Mitglieder dies Recht von neuem zu erkaufen.

Aber auch andere Beschränkungen legte der kaiserliche Hof auf, der bis in die neueste Zeit den letzten Schild seines Adels noch in Edle, Herren und Ritter getheilt hat. Wer aus dem Bürgerthum in den Adel- oder Ritterstand versetzt wurde, durfte nicht turniermäßig mit Trauerpferden und Schilden begraben werden, wenn er noch nebenbei eine bürgerliche Nahrung trieb. Und so weit die kaiserliche Verwaltung reichte, wurde sogar der adligen Frau noch 1716 verboten, einen lutherischen Geistlichen zu heiraten, weil das dem Adel unanständig sei.*)

*) Kais. Privil. und Sanct. III, 989 und 1021.

Aber wie bei dem Bauer, iſt auch in dem Leben des deutſchen Adels etwa ſeit 1700 deutlich das Einbrechen einer neuen Zeit zu erkennen. Es wird bei den Beſſeren guter Ton, ſich als Hausvater und Gutsherr zu fühlen. Faſt plötzlich beginnt eine neue Literatur, große Sammelwerke, in welchen Pflichten und Geheimniſſe des Ackerbaues, der Wirthſchaft, des Haushalts, der Kinderzucht, einer häuslichen rittermäßigen Erziehung wohlgeordnet und wortreich dargeſtellt wurden, es ſind ehrwürdige Folianten, in ſchöner Ausſtattung mit Kupferſtichen verziert, aus denen ſich zu bilden bald für verdienſtlich galt. Schon 1682 widmete von Hohberg ſein „Adliges Landleben" den Gutsbeſitzern Oberöſtreichs. Bald darauf ſchrieb Pfalzgraf Franz Philipp unter dem Namen Florinus ein ähnliches Werk, den „Klugen und rechtsverſtändigen Hausvater". Schon wurde in Holſtein, bald darauf in Mecklenburg auf den adligen Gütern die Koppelwirthſchaft eingeführt. Zugleich ſteigerte ſich in mehren wohlhabenden alten Familien die Theilnahme an etwas Kunſt und Wiſſenſchaft, es wurde anſtändig, einige hiſtoriſche und juriſtiſche Kenntniſſe zu haben, die Vergangenheit der eigenen Familie zu kennen, in den Hilfswiſſenſchaften der Geſchichte, der Münz- und Wappenkunde, bewandert zu ſein. Auch den Frauen des Landadels kam die innigere Frömmigkeit des neuen Pietismus, und ſeit 1700 das verſtändige, nüchterne Weſen der neuen Bildung zu Gute. Es wurde ihnen ſo oft geſagt, wie rühmlich es für eine Edelfrau ſei, ſich um die Wirthſchaft zu bekümmern und ihre Kinder gottesfürchtig zu chriſtlichen Junkern zu erziehen, daß man wol annehmen darf, es ſei Einiges von dieſen Anſichten in ihr Leben übergegangen. Und um 1750 ſchildert ſchon ein vielgereiſter Edelmann mit Behagen die Tagesarbeit der Gutsfrauen, wie ſie ſein ſollen. In der That hatte ein Edelmann, welcher friedlich auf ſeinen Gütern in erträglichem Wohlſtande ſaß, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Recht, ſich zu den glücklichſten Menſchen ſeiner Zeit zu zählen. Er lebte

ſchlecht und recht, kümmerte ſich nur ſo weit um die große Welt, als er mußte, verkehrte in großer Familiengeſelligkeit zwanglos mit der ganzen adligen Nachbarſchaft, trank ſich nur noch zuweilen einen Rauſch, zog ſeine Füllen, verkaufte ſeine Wolle, disputirte mit ſeinem Pfarrer; er kam bei mäßiger Strenge erträglich mit ſeinen Unterthanen zurecht und hatte nur ſelten eine Ahnung davon, wie ſchädlich für ihn die Unfreiheit ſeiner Arbeiter war. Kam eine alte Familie in Gefahr zu verarmen, ſo empfahl ihr der erwähnte eifrige Vertreter des Adels wohlmeinend die Heirat mit einer reichen Erbin aus dem angeſehenen Bürgerſtande, im Nothfall könne das Geſchlecht der Frau geadelt und von Vater- und Mutterſeite mit Ahnen verſehen werden*), das Geſchäft gebe zwar einen kleinen Makel, aber es ſei thöricht darauf viel zu achten.

Gegen das Zurückſinken in das Volk waren die alten Familien aber auch durch zahlreiche einträgliche Vorrechte geſchützt. Sehr groß war die Anzahl der Beneficien und Präbenden, der arbeitloſen Stellen, der Sinecuren in den Domcapiteln, bei dem Malteſer- und Johanniterorden, an den adligen Klöſtern und andern geiſtlichen Stiftern, es gab kaum eine alte Familie, welche nicht nach einer dieſer Richtungen Verbindungen hatte. Allgemein war im Adel die Empfindung, daß der katholiſche Adel viel beſſer daran ſei, weil er ſeine Söhne und Töchter leichter verſorgen könne, während die proteſtantiſchen Fürſten die meiſten Stifter eingezogen hätten. Mit Stolz ſah auch deshalb die Reichsritterſchaft in Franken, Schwaben, am Rhein auf den landſäſſigen Adel herab, ihr bewahrte die kaiſerliche Capitulation nicht nur Gerechtigkeit, Würde und Hoheit, ſie war auch mit den geiſtlichen Fürſten und den Stiftern ihrer Landesgebiete eng verbunden und ihre Familien lebten in faſt erblichem Anrecht auf zahlreiche geiſtliche Pfründen. Leider vermochte aber dieſer Schutz nicht ihre

*) J. M. von Loen, Der Adel. 1752. S. 135 und 226.

Familien in dauerndem Gedeihen zu erhalten, ja er wurde ein Hauptgrund, daß viele derselben in Abgeschlossenheit verarmten und innerlich verdarben.

Verhängnißvoller aber wurde dem niederen Adel ein anderes Recht, das er noch heute als werthen Vorzug festhält, und das noch jetzt nicht ihm allein die Tüchtigkeit verringert: seine Hoffähigkeit. Der Grundsatz, daß jeder alte Edelmann bei Hofe freien Zutritt habe, und daß es dem Fürsten nicht zieme, seinen Umgang und geselligen Verkehr in andern Kreisen zu finden als innerhalb der alten Adelsschilde, gewann seit dem Jahre 1700 größere Bedeutung. In dieser Zeit erhielten die deutschen Höfe allmählich die Einrichtung, welche sie bis heute bewahrt haben, der Kaiserhof, der Staat Ludwig's XIV wurden in Vielem Muster, daneben blieben an den einzelnen Höfen alte heimische Bräuche. Immer größer wurde die Zahl der adligen Hofämter, bedrängte Fürsten verkauften sie wol gar um gutes Geld.*) Schon stand dem gesammten Hofe der Oberhofmeister vor. Den fürstlichen Haushalt besorgte der Hofmarschall, noch schritt er bei feierlichen Gelegenheiten mit seinem vergoldeten Stabe selbst den Schüsseln vor, schon trat er bei Festtafeln, sobald das Confect aufgegeben wurde, hinter den Stuhl seines gnädigen Herrn. Der Oberkammerherr überwachte noch wirklich den Kleidervorrath seines durchlauchtigen Gebieters, zuweilen unter Beirath der fürstlichen Gemahlin, und vertheilte die abgelegten Kleider nicht nur an die Kammerdiener, auch an ärmere Cavaliere.**) Auch sein Amt war wichtig, denn die Anzüge waren an den meisten Höfen zahlreich und sehr verschieden, nur bei den Preußen und bei den verwandten Höfen, welche die preußische Zucht nachahmten, wurde der einfache Soldatenrock von inländischem Tuch die stehende Kleidung. Sonst waren nicht nur die Galakleider,

*) J. B. von Rohr, Ceremoniel-Wissenschaft S. 229.
**) Ebendaselbst S. 33.

auch die besonderen Gewänder und Verkleidungen für die Hoffeste eine sehr bedenkliche Angelegenheit, und es war für den Kammerherrn keine Kleinigkeit, genau zu wissen, wie die Garderobe bei den Divertissements gebührend einzurichten sei, wenn z. B. im türkischen Garten bei Dresden der ganze Hof muselmännisch erschien, oder wenn gar eine außerordentliche Krönungstracht erfunden werden mußte, wie für Kurfürst Friedrich August von Sachsen bei der Krönung zu Krakau.*) Auch der Stall war adlig geworden, er stand unter dem Oberstallmeister, wie die Jagd unter dem Oberjägermeister, erst spät wurde die gesammte waidmännische Umgebung des fürstlichen Gebieters adlig. Da das Ceremoniell eine eigene Wissenschaft des Hofes geworden war, wurde sie an mehren der großen Höfe durch den Oberceremonienmeister vertreten. Niemand wachte eifersüchtiger als die Fürsten selbst über die Ehrenbezeigungen, welche sie zu geben und bei Besuchen zu erhalten hatten; wurde ihnen bei einem Besuche nicht genug gethan, so reisten sie wol gar im Zorne ab und drohten mit Vergeltung und Rache, unendlich

*) Denn als der prächtige Herr am Ziel seiner Wünsche stand nach zahllosen Bestechungen an die polnischen Großen, und nachdem er seinen neuen Katholicismus weniger durch das gedruckte Zeugniß des Papstes, als durch die Spende von einem Thaler und einem halben Maß Branntwein an jeden adligen Wähler seiner Partei bewährt hatte, da mußte zu der verhängnißvollen Krönung am 5. September 1697 die Erfindungskraft der Hofbeamten höchlich angestrengt werden, denn die Tracht sollte antik sein und zugleich polnisch, und auch wieder modisch und cavaliermäßig. Deshalb trug der König auf dem wohlgepuderten Haupte eine polnische Mütze mit der Reiherfeder, auf der Brust einen stark vergoldeten Harnisch, über den kurzen französischen Beinkleidern ein kurzes römisches Unterkleid, an den Füßen Sandalen, über allem einen blauen Hermelinmantel, die ganze Kleidung mit prachtvollen Edelsteinen übersäet. Er wurde bei der Krönung ohnmächtig, es ist zweifelhaft, ob der unbequeme Anzug oder die Scham über etwas Anderes die Schuld trug. Die Polen aber aßen an diesem Tage drei gebratene Ochsen, weil bei der Kaiserkrönung in Frankfurt einer gebräuchlich war. Vergl. Förster, Höfe und Cabinette Europas. III, S. 51.

waren deshalb ihre Klagen und Beschwerden beim Kaiser und Reichshofrath. Und doch war solch eifersüchtiges Wachen auf Aeußerlichkeiten nicht die Folge eines sicheren Stolzes, denn gegen Mächtige waren sie nur zu arm an Selbstgefühl. Immer wieder wurden Rangordnungen gegeben, fast jeder neue Regent fand ein Vergnügen darin, sein oberherrliches Recht auch darin zu erweisen, und trotz aller Ordnungen waren die Streitigkeiten um Rang, Würde, Titel endlos. Aerger noch als die Männer waren die Frauen. Es kam um 1750 vor, daß an einem Fürstenhofe alle adligen Damen ihre Plätze in der Kirche verließen, weil die Tochter eines neugeadelten Beamten, eines „wirklichen Geheimeraths", auf ihrem Chor einen Platz suchte.

Dieser weite Kreis von nichtigen Dingen gewann für den Adel die höchste Wichtigkeit. Vom Kaiserhofe in Wien bis zu dem Haushalt des Reichsfreiherrn herab, welcher immer noch einen oder mehre arme Junker in seiner Umgebung hielt, waren mit den Seitenlinien und Nebenzweigen der größeren Häuser in ungefährer Schätzung etwa 5—600 Hofhaltungen in Deutschland, außerdem 1500 reichsritterschaftliche Häuser, also sicher weit mehr als 5000 Hofämter und Würden. Daß der Adel diese ungeheure Anzahl von Bedientenstellen einnahm, war seinen männlichen Eigenschaften nicht vortheilhaft. Daß er die Launen und Rohheiten eines zügellosen Fürsten mit Lächeln ertragen, als geschmeidiger Diener dem gewaltthätigen Gelüst und der Mätressenwirthschaft gefällig sein mußte, war noch nicht das Aergste. Er kam in dringende Gefahr, so niederträchtig zu werden, daß die Gemeinheiten der armen Krippenreiter dagegen als Tugenden erschienen. Es war die Zeit, wo die adlige Mutter ihre Tochter mit Freude selbst in die Arme eines lüderlichen Fürsten führte, und wo der Hofmann seine Gattin dem Fürsten gegen Bezahlung überließ. Freilich thaten das nicht nur arme Edelleute, auch solche, die selbst Sprossen fürstlicher Häuser waren. Der Adel einzelner

deutſcher Landſchaften hat Gelegenheit gehabt, ſeine Uebung in ſolchen Gefälligkeiten auch noch in unſerem Jahrhundert gegen die Prinzen und Marſchälle Napoleon's zu beweiſen. — Und was am ſchlimmſten war, die große Maſſe des Hofadels zog auch die verwandten Familien der Gutsbeſitzer in die Reſidenzen. Verſtändige Männer wurden nicht müde darüber zu klagen, daß auch der Landadel zum größten Schaden für ſeine Kaſſe und Sittlichkeit nicht auf ſeinen Gütern wohne, ſondern ſich in die Nähe der Fürſten dränge und an den verpeſteten Höfen ſich ſelbſt, ſeine Frauen und Töchter verderbe. — Das waren aber im größten Theile von Deutſchland bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts vergebliche Mahnungen.

Wer freilich männlicheren Ehrgeiz hatte, der wurde Beamter oder Offizier. Auch der Beamtenadel zeigt ſeit 1700 ein eigenthümliches Ausſehen. Hatte der Sohn einer alten Familie die Rechte ſtudiert, ſo gewann er durch ſeine Familienverbindungen leicht eine Rathsſtelle, und ſtieg von da, wenn er gewandt, und zuweilen, wenn er unterrichtet war, zu den wichtigſten Aemtern, bis zum thatſächlichen Beherrſcher des Staates oder zum politiſchen Bevollmächtigten und Geſandten an fremden Höfen empor. Es gehören neben den mannigfaltigen Schurken, welche die arge Zeit heranzog, auch gebildete und tüchtige Männer des deutſchen Adels zu dieſem Kreiſe, welcher ſchon in der Zeit von Leibniz die eigentliche Ariſtokratie des Standes bildete. Es wurde allmählich Brauch, auch die höchſten Beamtenſtellen, und ſeit die Geſandtſchaften ſtändige höfiſche Einrichtungen geworden waren, auch dieſe nur durch Adlige zu beſetzen. Ebenſo die Offizierſtellen der Heere. Während die kaiſerlichen Armeen auch nach den Umgeſtaltungen des Prinzen Eugen immer etwas von dem Weſen der alten Landsknechtheere behielten, denen der junge Adel aus dem größten Theile Deutſchlands zuzog, wurde bei den Hohenzollern die Neuſchöpfung der Armee Grundlage für die Bildung eines eigenthümlichen Offizieradels. Schon Kurfürſt Friedrich Wilhelm erkannte, daß der ver-

wilderte Landadel seines verwüsteten Gebietes am besten in dem Heere zu verwerthen sei, welches er noch unter dem Geschützdonner des dreißigjährigen Krieges schuf. Er bändigte die Raufluſtigen durch die soldatische Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Corpsgeist und die militärischen Ehrengesetze, und gab ihnen auch im Heere das Gefühl einer bevorrechteten Stellung dadurch, daß er die höheren Offizierstellen ausschließlich mit ihnen besetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung ist das preußische Offiziercorps bereits in der großen Mehrzahl adlig. Eine der merkwürdigsten Culturveränderungen des 18. Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal seit König Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Zweite so stark betont hatten, daß jeder Fürst des Hauses Hohenzollern Soldat und Offizier sein müsse, und daß derselbe Rock, gleich strenger Gehorsam und dieselben Gesetze der Ehre für ihn gelten sollten, wie für den kleinen Junker vom Lande.

Dadurch geschah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hatten, enge mit den theuersten Erinnerungen der Nation verbunden wurden. Durch diese politische Bevorzugung des Adels wurden aber freilich auch im Staate der Hohenzollern neue Gefahren für die Familien des Adels und, was noch bedenklicher war, für den Staat selbst großgezogen. Es wird später davon die Rede sein.

So war der Adel um das Jahr 1750 noch auf dem Höhepunkte seiner Geltung, er war überall der herrschende Stand. Tausende seiner Söhne vereigten sich an den großen und kleinen Höfen, kaum geringere Zahl dehnte sich in den Chorstühlen geistlicher Stifter, saß auf Präbenden und trug kaiserliche Panisbriefe in der Tasche. Die weichsten Lehnstühle der Rathscollegien, die Vordersitze in den Staatscarrossen der Diplomaten wurden von ihnen eingenommen, fast der gesammte Domanialbesitz war in ihren Händen. Gerade da

aber begann eine Umwandlung in den Seelen der deutſchen Nation, es erwuchs eine neue Bildung, und neue Anſichten über irdiſchen Werth oder Unwerth verbreiteten ſich, leiſe, allmählich, unangreifbar, man wußte nicht wie und woher. Die deutſchen Redeſätze erhielten einen andern Fall, die deutſchen Verſe klangen weniger majeſtätiſch, bald ſogar ſehr ſchlicht und einfach. Dieſe neue Sucht nach Einfachheit verbreitete ſich weiter. Einzelne dreiſte Phantaſten wagten Puder und Perrücken zu verachten, es wurde auffallend gegen die Etikette, ja von ſehr Vornehmen gegen das Ceremoniell geſündigt, neue Ideen kamen in Umlauf und neue Gefühle. Man hörte von Schönheit, von zärtlichen Herzen und Menſchenwürde ſprechen. Schnell wurden auch Hochgeſtellte von Adel angeſteckt, ſogar Souveräne, die Herzogin von Weimar fuhr mit einem, der Wieland hieß, auf einem Leiterwagen, zwei Reichsgrafen von Stolberg waren nicht abgeneigt, vor einem, der gar Klopſtock hieß, niederzuknieen, und küßten ſich beim Mondſchein mit bürgerlichen Studioſen.

Unter den bürgerlichen Schöngeiſtern, welche jetzt auf einmal Einfluß gewannen, war keiner mehr geeignet den Adel mit der neuen Zeit zu befreunden, als Gellert. Er war nicht genialiſch, er wußte ſehr gut, was einem jeden gebührte, und er gab doch Jedermann ſein Theil durch kritiſche Seitenblicke; er hatte eine feine, beſcheidene, ein wenig peſſimiſtiſche Laune, er war durchaus achtungswerth, er hatte ein mildes wohlthuendes Weſen für Männer und Frauen. Sehr groß war die Einwirkung, die er auf den oberſächſiſchen, thüringiſchen und niederdeutſchen Landadel ausübte. Bald begann auch in dieſen Familien ein Cultus der neuen Zeit. Zumal die Frauen öffneten ihr Herz den neuen literariſchen Gefühlen, und viele von ihnen wurden ſtolz, Gönnerinnen der ſchönen Dichtkunſt zu ſein, während die Männer noch mißtrauiſch auf das neue Weſen blickten. — Und wie in Deutſchland die Poeſie die wunderliche Wirkung hatte, den Adel in eine unerhörte Verbindung mit dem Bürgerthum zu bringen, äußerte zu der-

ſelben Zeit in Oeſtreich die Muſik durch einige Jahrzehnte ähnliche Wirkung.

Es blieb aber nicht bei den poetiſchen Stimmungen und bei den zarten Beziehungen, in welche die Kalb, die Stein und die Lengefelds zu deutſchen Dichtern traten. Ernſter, gewaltiger ſprach die neue Wiſſenſchaft; was ſie befahl und was ſie verurtheilte, das wurde wie durch einen Zauber in Hunderttauſenden Geſetz des Lebens oder Gegenſtand des Abſcheus. Wenige Jahrzehnte nach 1750 galten in einem weiten Kreiſe der Gebildeten, welcher die ſtärkſte Kraft des Bürgerthums wie die edelſten Seelen des Adels umſchloß, die Vorrechte des Adels, welche ihm eine Sonderſtellung im Volke gaben, für veraltet. Und die Staatsordnungen, welche ſie fortbewahrten, wurden mit Kälte und mit Achſelzucken betrachtet.

Und eine andere ernſte Zeit kam; die adligen Generäle des preußiſchen Heeres vermochten den Staatsbau der alten Hohenzollern nicht zu halten, ſie zuerſt gaben den Staat Friedrich's des Großen auf und überlieferten die preußiſchen Feſtungen kleinmüthig einem fremden Feinde. Und eine von den Bedingungen der Rettung und Wiedererhebung Preußens und Deutſchlands war, daß der Adel auf theure Vorrechte im Beamtenthum, auf die ausſchließliche Inhaberſchaft der Offizierſtellen und des ritterlichen Grundbeſitzes verzichten mußte.

Seit der Erhebung des Volkes im Jahre 1813 ruht Leben und Gedeihen des Staates, Kraft und Fortſchritt der menſchlichen Bildung in dem deutſchen Bürger. Das Bürgerthum iſt nicht mehr wie im Mittelalter ein Stand, der andern Ständen gegenüberſteht, es iſt die Nation ſelbſt geworden. Wer ſich ihm gegenüberſtellt mit ſelbſtſüchtigen Anſprüchen, der beginnt einen hoffnungsloſen Kampf. Alle Privilegien, durch welche der Adel ſich bis zur Gegenwart eine Sonderſtellung in dem Volke zu bewahren ſucht, ſind ein Unglück und Verhängniß für ihn ſelbſt geworden. Viele der Beſten vom Adel haben das längſt begriffen, ſie ſind auf jedem Gebiete des

geiſtigen und wirthſchaftlichen Fortſchritts, in Kunſt, Wiſſenſchaft und Staat Vertreter des neuen Lebens der Nation. Auch der Landadel, der in den Grenzen ſeiner Dorfflur am treueſten und liebevollſten die Erinnerungen aus alter Zeit bewahrt, hat ſich zum Theil mit der neuen Zeit befreundet, zum Theil ihren Forderungen widerwillig gefügt. Aber in den Schwächeren von ihnen iſt noch heut etwas von den gemüthlichen Stimmungen der alten Feldreiter zurückgeblieben. Das neue Junkerthum, ein unholdes Zerrbild des adligen Weſens, iſt, wenn man genau zuſieht, nichts weiter als anſpruchsvolle Fortſetzung der alten Krippenreiterei. Hinter Uniform und Ordenskreuz birgt ſich nicht ſelten derſelbe Haß gegen die Bildung der Zeit, dieſelben Vorurtheile, der gleiche Hochmuth, eine ähnliche groteske Verehrung abſterbender Vorrechte und dieſelbe rohe Selbſtſucht gegenüber dem Gemeinweſen. Denn nicht wenige unter jenem Hofadel und Landadel betrachten noch immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor zweihundert Jahren die gefüllte Vorrathskammer eines Nachbars. Aber ſtärker als vor zweihundert Jahren erhebt ſich gerade jetzt gegen ſolche der Haß und die Verachtung des Volkes.

10.

## Aus deutſchen Bürgerhäuſern.

(1675—1681—1683.)

Trotz Krieg und Zerſtörung war die Civiliſation in beſtändigem Fortſchreiten begriffen, weil ſie nicht, wie im Alterthum, von einem Volke allein, ſondern durch eine große Familie von Nationen getragen wurde; aber der Segen ſolcher höheren Entwicklung adelte in Deutſchland zunächſt nur das Leben Einzelner. Nur bei glücklicher Anlage, in günſtiger Lebensſtellung vermochte die Bürgertugend zu gedeihen, welche für uns der werthvollſte Beſitz des Mannes iſt. Das Jahrhundert der Reformation hatte den Menſchen nach vielen Richtungen das Charakteriſtiſche und Selbſtthätige entwickelt und nicht nur die Unterſchiede der Bildung vergrößert, auch die Anſprüche an das Leben mannigfaltiger gemacht; aber in jener Zeit fühlte ſich jeder, auch der Weiſe, Starke, Gebildete noch als Deutſcher und als ein Theil der Volkskraft. Seit dem großen Kriege offenbart ſich der Gegenſatz zwiſchen dem Gebildeten und dem Volke. Einſt hatte man „gemein" genannt, was für Alle galt und darum hoch zu achten war, jetzt hing ſich die Vorſtellung von etwas Unwürdigem an das gute Wort; ſonſt war „ſchlecht" in der Bedeutung „einfach" ein gutes Prädicat des Menſchen geweſen, jetzt wo überall das fremde Künſtliche für begehrungswerth galt, wurde das Schlichte tadelnswerth. Größer wurde die Kluft zwiſchen den Ständen. Nicht allein durch Preis, Farbe und Stoff der

Kleidung unterſchieden ſie ſich, wie ſeit alter Zeit, die ganze Tracht vom Hut und Haarſchmuck bis zu den Abſätzen der Schuhe wurde für den Vornehmen eine andere als für den Bürger, für den Städter andere als für den Bauer. In der Geſelligkeit, in der Sprache, der Lebensart traten die modiſchen Unterſchiede grell hervor. Jeder Kreis ſuchte ſich gegen das Eindringen der untern zu ſchließen, der hohe Adel gegen den niedern, der niedere gegen den Bürger, in den Städten der Studirte gegen den Nichtſtudirten, der Kaufmann gegen den Handwerker. Auch dieſe unholde Erſcheinung war die erſte Folge eines politiſchen Fortſchrittes. Einſt waren die großen Stände, Fürſt, Edelmann, Bürger, Bauer, in alten ſichern Verhältniſſen neben einander gegangen, die Geiſtlichkeit und die religiöſe Bewegung hatten das geſellſchaftliche Bindeglied gebildet, welches Städter und Landedelleute zuſammenſchloß; jetzt waren im Kriege alle Stände durcheinander geſchüttelt. Ein großer Theil des Adels war in die Städte getrieben, der verarmte Gutsbeſitzer ſuchte Unterkommen im Dienſt des neuen Staates oder in der Stadtgemeinde. Sicher lag darin der Anfang eines höheren Lebens, aber die alten Anſprüche waren deshalb nicht ſogleich geſchwunden; je geringer die innere Berechtigung der geſellſchaftlichen Trennung war, deſto ſorgfältiger wurde auf die äußere „Distinction“ geachtet.

Knechtiſches Benehmen gegen Vornehmere wurde allgemein; es erſtreckte ſich von den Verbeugungen und Titulaturen auf die Empfindung. Der Bürgerstochter war ungemeine Ehre, die modiſchen Complimente eines Cavaliers anzuhören, welche ihr gegenüber leicht und gleichgiltig von den Lippen floſſen und das Gewagte viel glätter ausdrückten als ihr Nachbar, der arme ſchulfuchſige Magiſter oder der ungelenke Kaufmannsſohn.

Auch den geſelligen Verkehr der Bürger unter einander verſchlechterte das Eindringen der fremden Mode. Das vergangene Jahrhundert war im behaglichen Ausdruck nicht vor-

zugsweiſe zart geweſen; gewiſſe natürliche Dinge wurden unbefangen bei ihrem Namen genannt, und in der Unterhaltung wurde wol gutlaunig über ſie geſcherzt; das aber war geſchehen, weil man dergleichen für durchaus harmlos hielt, und hatte deshalb auch die Sittlichkeit der Frauen nicht gefährdet. Jetzt wurden viele ehrliche alte Wörter verfehmt, wer ſie brauchte, war ein „grober Flegel". Dafür wurden die Zweideutigkeiten Mode; kühn und gewandt in Worten zu ſein, nicht auszuſprechen, was zu allen Zeiten für unanſtändig gegolten hat, aber geſchickt anzudeuten, das wurde modiſch. Und die Frauen und Mädchen lernten bald darauf gut antworten; die ausgeſuchten Scherzreden, Angriff und Abwehr, in den kleinern Lehrbüchern der Höflichkeit, welche der anſpruchsloſe Bürger üben ſollte, ſind ſo bedauerlich, daß ſie hier nicht mitgetheilt werden können. Die Hörner — der alte Schmuck der Bacchanten, welche auf der Univerſität deponieren mußten — ſpielen darin eine große Rolle. Aber dieſer endloſe Scherz iſt einer der harmloſeſten.*)

Daneben fehlte freilich die herzliche Heiterkeit nicht. Die Jugend ſpielte lange die geſelligen Spiele, welche jetzt den Kindern geblieben ſind. Es wurde nach Jeruſalem gereiſt, die Büchſen drehten ſich, das Hirſchel wurde gejagt, Hans Plumpſack ging herum, die Blindekuh gab ſchöne Gelegenheit, unter dem Scheine des Zufalls Dreiſtes zu wagen. Auch Pfänderſpiele waren beliebt, doch ſcheinen die Küſſe dabei üblicher geweſen zu ſein als geiſtvolle Auflöſungen; dafür waren die Stachelverſe und Räthſelfragen in Aufnahme, und wenn bei Tiſche an Braten oder Fiſch eine Leber zu ſpeiſen war, wurde vorher der Reihe nach ein Reim darüber gemacht, keine leichte Sache; denn da galt es, etwas Zierliches hervorzubringen, der „Stock" oder „alberne Schöps" kam dabei greulich ans Tageslicht. Die „Converſation" wurde als ernſte An-

*) Z. B. New-Alamodiſche Sitten-Schule. 1662. 16.

gelegenheit betrachtet, auf die man ſich wohl vorzubereiten hatte, Anekdoten, merkwürdige Vorfälle wurden dazu vorher geleſen; hochgeachtet war, wer einen ſchönen deutſchen Vers „applicabel“ vortragen konnte.

Der Tanz wurde nach dem Kriege häufiger, in Familien auch am Abend, und vorzüglich bei ihm erkannte man, wer ſich dem löblichen Frauenzimmer der Gebühr nach rühmlich zu bezeigen wußte. Noch waren die Reihentänze bei den Bürgern beliebt. Die Dame wurde vor der Aufführung mit einer kleinen Rede begrüßt, war ſie verheiratet oder Braut, auch ihr Geſpons. Dann hatte der Tänzer ſo zu führen, daß ihre Finger leicht auf den ſeinen lagen, im Reigen ſelbſt ſollte er nicht vorſpringen, nicht die Tänzerin zu dummen Sprüngen nöthigen, die ihre Kleider bis zum Gürtel hinaufſchwenkten, auch nicht der Dame mit ſeinen Sporen die Kleider von einander reißen. Nach dem Tanz kam wieder eine kleine Rede und Antwort. Zuletzt durfte er ſie nach Hauſe bringen; dabei hatte er ſich allerdings zu hüten, daß ihm nicht von Eiferſüchtigen mit Prügeln aufgelauert wurde, was gebräuchlich war. In der Wohnung mußte ſich der Tänzer zuerſt bei den Eltern entſchuldigen, daß er durch das Geleit ſeine Ehrenbezeigung verſpüren laſſe, dann bei der Dame, welche er der gnädigſten Obacht des Allerhöchſten befahl, mit der zarten Andeutung, daß er ihr Kopfkiſſen zu küſſen wünſche.

Es iſt nicht leicht ein richtiges Bild von dem Gemeingiltigen alter Geſelligkeit zu erhalten, denn die zahlreichen Schreiber von Komödien und Romanen geben uns meiſt Zerrbilder, ſie finden ihre Rechnung dabei, in das Niedrige hinabzuziehen. Auch die Lehrbücher der Complimente, das heißt, der ſchicklichen Anreden und Antworten, geben nur den Hausbedarf an Redensarten bei den gewöhnlichen Vorkommniſſen des bürgerlichen Lebens.

Aber nicht nur die fremden Gäſte, Galanterie und Cere-

moniell, waren bemüht den Nachwuchs einer geſetzloſen Zeit zu bändigen, dem deutſchen Bürger halfen dazu auch einheimiſche Geiſter des Landes: das uralte Bedürfniß von Ordnung und Zucht, der altheimiſche Fleiß und ſein liebebedürftiges Gemüth, endlich auch ſein untilgbares Pflichtgefühl. Dieſe regelten und verſchönten ihm allmählich wieder Ehe und Familie, das Haus, den Beruf. Noch läuft die Brautwerbung in der alten deutſchen Weiſe, noch ſpielt der vermittelnde Freiwerber ſeine Rolle, noch werden die Verlobungsgeſchenke der Braut und des Bräutigams ſorglich mit ihrem richtigen Geldwerth aufgezeichnet. Ja noch förmlicher iſt die Werbung geworden, bis auf die Redensarten vorgeſchrieben. Der Liebende hatte vorſorglich ſeine Anrede an die Jungfrau zu überdenken; wo eigene ſchöpferiſche Kraft nicht ausreichte, half das unentbehrliche Complimentirbuch, ein geſchätztes Stück der Bibliothek. Ebenſo ging es dem züchtigen Frauenzimmer; es war ihm wohlbekannt, auch durch Gedrucktes, wie wünſchenswerth es ſei, daß man nicht ſogleich einwillige; ja die höchſte Schicklichkeit forderte, daß man erſt einmal ablehnte oder ſich wenigſtens Bedenkzeit erbat. Dann hielt der Geliebte ſeine zweite Rede, ein wenig feuriger, mit etwas höherem Schwung, und dann erſt war der Bann gebrochen, dann durfte ſie das Ja ſprechen. Man war aber auch kein Schulfuchs, man wußte, daß lange Reden in ſolchem Falle pedantiſch werden, beide ein eheliches Verlöbniß „Intentionirende" ſollten ſich kurz faſſen. Der Geliebte hatte ſeinen Vortrag etwa ſo einzuleiten: Mademoiſelle! Sie vergebe mir gütigſt eine Freiheit, welche zu begehen ich mich ſelbſten ſchäme; doch die Zuverſicht zu Dero bekannter Freundlichkeit machet mich ſo dreiſte, daß ich Ihr zu hinterbringen mich nicht entbrechen kann, was maßen ich entſchloſſen bin, meinen bisherigen Stand zu verändern u. ſ. w. Und das tugendſame Frauenzimmer hatte etwa ſo zu antworten: Monſieur! Ich kann mir ſchwerlich einbilden, daß dasjenige, was Ihr mir vorzutragen beliebet, im

Ernſt geſprochen ſei, denn mir wohlbekannt, wie wenig Anmuth ich beſitze, einer ſo angenehmen Perſon zu gefallen u. ſ. w. — Es war alles durch den Freiwerber vorher abgemacht, ſie wußten beide, was zuletzt kommen würde; aber wie bei den Vornehmen die Galanterie, ſo forderte bei dem Bürger die Conduite, daß ſie ihr Wollen durch eine Handlung auch äußerlich darſtellten, den Entſchluß feierlich zur unumſtößlichen Thatſache erhoben. Von der Unruhe des Mannes, dem Herzklopfen des Mädchens iſt uns nichts verzeichnet, wir hoffen, daß beide glücklich waren, wenn ſie die ſchwere Scene durchgemacht hatten, er ohne Stocken, ſie ohne ausbrechende Thränen.

In der Reſidenzſtadt des ſchleſiſchen Fürſtenthums Brieg wurde im Jahre 1644 Friedrich Lucä, Sohn eines Profeſſors am Gymnaſium, geboren. Er ſtudirte als Reformirter zunächſt in Heidelberg, dann in den Niederlanden und Frankfurt an der Oder, kehrte nach manchen Reiſen und Abenteuern in ſeine Vaterſtadt zurück, wurde Hofprediger in Brieg, nach dem Tode des letzten Piaſtenherzogs in Liegnitz und nach Beſitzergreifung des Landes durch die Oeſtreicher Pfarrer und Hofprediger in Kaſſel. Er ſtarb 1708 nach einem thätigen Leben, reich an Ehren. Als fruchtbarer hiſtoriſcher Schriftſteller fand er unter den Zeitgenoſſen Anerkennung, aber auch ſtrenge Kritiker. Mit Leibniz ſtand er in ſchriftlichem Verkehr, und einige bedeutſame Briefe des großen Mannes an ihn ſind uns erhalten. Auch eine Selbſtbiographie hat er verfaßt, und dieſe iſt in ſeiner Familie durch fünf Geſchlechter liebevoll bewahrt und durch einen ſeiner Nachkommen herausgegeben worden. (Der Chroniſt Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild, herausgegeben von Dr. Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner, 1854.) Hier ſei der Bericht mitgetheilt, welchen Friedrich Lucä von ſeiner Freiwerbung gibt. Dieſe Thätigkeit voll aufregender Gefühle fällt in die Jahre, da er Prediger zu Liegnitz war.

„Mittlerweile, da mein Gemüthe am wenigſten mit Heiratsgedanken geſchwängert war und die vorgeſchlagenen Partien gar ſchlecht attendirete, ließ ſich eine fremde Jungfrau, Eliſabeth Mercers, von der ich mein Lebelang nichts gehört oder geſehen hatte, bei mir anmelden, vorhabend, das heilige Abendmahl privatim bei mir zu halten, indem ſie nicht warten wollte, bis es wieder öffentlich gehalten werde, was erſt kurz vorher geſchehen. Dieſelbe war mit Herrn General Schlepuſch und deſſen Frau Liebſten von Bremen hergekommen, und wohnte auf deren adligem Ritterſitz Klein-Polewitz, anderthalb Meilen von Liegnitz.

Des Sonntags, da ſich die Jungfrau einſtellte, und nach verrichtetem Gottesdienſt aus der Kirche in mein Haus kam und die heilige Communion andächtig abſolvirete, nahm ich Occaſion, mich mit derſelben über den Zuſtand der Kirche in Bremen zu unterhalten, ihr auch, da ſie mir ein paar Kapaunen in die Küche geſchickt hatte, zu danken, und ließ ſie im Segen des Herrn wieder von mir gehn. Ich hatte aber bei dem erſten Anblick der Jungfrau nicht allein eine feine, mir anſtändige Conduite in ihr verſpüret und eine ſchöne Conformität meines Gemüthes mit dem ihrigen empfunden, ſondern es ſchien auch mein aufwallendes Geblüte und bewegtes Herz mir ein Merkmal zu ſein, daß der Geiſt der Liebe etwas Sonderliches mit mir vorhaben müßte, indem ich lebenslang keine ſolche brünſtige Affection auf irgend eine Jungfer gleich wie auf dieſe getragen hatte.

Dieſe meine herzliche, jedoch keuſche Liebe verbarg ich feſt in dem Herzensſchranke, und ließ keine Seele nicht das Geringſte davon erfahren. Die Jungfrau Mercers legte ſich alle Abend mit mir zur Ruhe und ſtand des Morgens in meinen Gedanken wieder mit mir auf. Etlichemal erwähnte ich von dieſer Jungfer gegen meine Haushälterin, die ein feines kluges Weib war, und dieſelbe, ohne die Urſache meines Diſcurſes zu merken, lobete mir die Jungfer durch alle Prädi-

camenta gewaltig an, wie desgleichen auch mein Glöckner ſie gar ſehr rühmete. Ich quälete mich nun mit heimlichen Liebesgedanken eine geraume Zeit, redete ſie aber meinem Gemüthe zuletzt wiederum aus, denkend: warum ſollte denn dein Gemüthe ſich vergeblich kränken über eine fremde Jungfer, welche wieder aus dem Lande zieht und dir doch nimmermehr zu Theil werden kann?

Ein halb Jahr darnach, da mir die gute Jungfer Mercers aus dem Gedächtniß entfallen war, ließ ſich die allbereits vergeſſene Jungfer abermals mit ſchöner Begrüßung durch des Herr Baron Schlepuſches Pagen anmelden und mir andeuten, daß ſie geſinnet wäre wiederum zu communiciren. Sothane Botſchaft erneuerte meine alte Herzenswunde, und daher ich den Pagen weitläufig das eine oder das andere, der Jungfer wegen, befragte, konnte aber wenig oder nichts von ihm erfahren. Ich ließ nun die Jungfrau Mercers durch meinen Glöckner zum Mittagsmahl auf den Sonntag einladen; ſie aber nahm dieſe Invitation nicht an, vorwendend, daß ſie gewohnet wäre den Tag über zu faſten, an welchem ſie communicirt hätte. So kam der Sonntag heran, und nach der Kirche die Jungfer Mercers, unwiſſend meiner Liebesgedanken. Ich hielt ihr wieder wie vormals die Communion und discurirte nach derſelben Endigung mit ihr von allerlei Materien, damit ich ihre Perſon in etwas divertiren möchte. Ich hätte aber durch ſothanen Discurs ſonderlich gern erfahren, ob ſie von Adel wäre und in Schleſien zu verbleiben Luſt trüge, konnte aber ſolches vor dieſesmal unmöglich erforſchen. Hierauf erhob ſich die Jungfer wieder aus meiner Behauſung, und weil ſie vermeinte, ich hätte eine Liebſte, recommandirte ſie ſich derſelben. Ich gab ihr aber ſogleich meinen eheloſen Stand zu verſtehn, und daß ich keine Liebſte nicht hätte. Bei dieſem Discurſe war ſowol der Glöckner als auch meine Haushälterin anweſend geweſen und hatten ebenſo wie ich allerſeits aus der Jungfer Conduite

großes Contentement geſchöpft, jedoch ohne Ergründung meines Intents.

Jetzund ging wieder mein Kummer an. Die Sache reiflich überlegend hin und her, konnte ich doch noch kein Mittel erſinnen, dadurch das Geſchlecht und Beſchaffenheit der Jungfer Mercers, welche ich ſtets für eine adlige Perſon anſah, zu erfahren, indem ich nicht für rathſam fand, mich gegen Jemanden zu expectoriren. Unterdeſſen begegnete mir eines Tages Herr Tobias Pirner, Pfarrer zu Nickelſtadt, ein frommer, ehrlicher und aufrichtiger Mann, wiewol lutheriſcher Religion. Weil ich nun wußte, daß die Frau General Schlepuſchin, deren Ehemann kürzlich geſtorben und in die Kirche zu Liegnitz prächtig begraben war, ſonntäglich ſammt der Jungfer Mercers nach Nickelſtadt in die lutheriſche Kirche zum Gottesdienſt gingen, ſo bat ich dieſen Herrn Pirner unvermerkter Weiſe meinethalben dem Geſchlecht und der übrigen Condition der Jungfer Mercers nachzufragen. Er obligirte ſich hierzu und verſprach auf die andere Woche Relation davon. Herr Pirner hielt dieſe Obligation treulich und referirte mir nach einer Woche in optima forma, was er von der Frau Generalin vernommen hatte. Die Jungfer Mercers war die Tochter Herrn Balthaſar Mercers', geweſenen Parlamentsaſſeſſors zu Edinburg in Schottland, welcher von König Carolo I zu Engelland vielmals in wichtigen Commiſſionen verwendet, einſt auch bei einer Sendung nach Hamburg dortſelbſt mit einer goldenen Ehrenmedaille geziert worden war. Ihre Mutter, auch Eliſabeth genannt, war adligen Geſchlechts geweſen, eine geborene von Kennewy aus Schottland. Als ſich 1644 die gefährlichen Troublen zu Engelland herfürthaten, mußte ſich ihr Herr Vater, wie auch ſein Bruder, der königliche Hofprediger Robertus Mercers, weil ſie Favoriten des enthaupteten Königs geweſen waren, aus Furcht vor dem Cromwell und ſeiner Partei, mit der ganzen Familie aus dem Königreich begeben; er zog mit den

Seinigen nach Bremen, woſelbſt er von eigenen Mitteln, die ziemlich groß waren, bis an ſein ſeliges Ende (1650) lebte, drei Söhne und drei Töchter ſeiner Witwe, einer frommen, gottſeligen Matrone, hinterlaſſend. Die Söhne waren in die Welt gegangen, einer davon nach Indien, einer nach den Canarien-Inſeln, und von den Töchtern hatte ſich die älteſte in London an einen Schweſterſohn Cromwell's, des adligen Geſchlechts Cleipold, und die jüngſte zu Wanfried in Heſſen an einen Kaufmann Namens Uckermann verheiratet; die mittlere war meine Liebſte. Anno 1660 war in Bremen auch ihre Frau Mutter geſtorben und neben ihrem Herrn Vater in der Kirche zu St. Stephan beigeſetzet worden, worauf die Jungfer Eliſabeth eine Zeit lang bei Herrn Doctor Schnellens Witwe gelebt hatte. Unterdeſſen lernte ſie die Frau Schlepuſchin, welche auf ihrem Gute Schönbeck bei Bremen wohnte, kennen, und da ſich der General und die Generalin Schlepuſchin bald darauf nach Schleſien erhoben, ſo nahmen ſie dieſelbe zur Spielgeſellin ihrer Fräulein Tochter mit ſich auf Klein-Polewitz, wo ſie allerſeits in guter Aeſtim gehalten ward.

Sothanes Vernehmen und Nachricht entzündete noch mehr meine Liebe gegen ſie, ſonderlich weil ich nun wußte, daß ſie zwar vornehmer Abkunft, aber nicht adliger Extraction wäre, und weil auch Herr Pirner die Jungfrau wegen ihrer Gottesfurcht, Frömmigkeit, Klugheit, Häuslichkeit und anderer Qualitäten gar hoch recommandirte, und die Frau Generalin kein Bedenken trug, bei ihrem vielen Ab- und Zureiſen derſelben ihr ganzes Hausweſen zu vertrauen. Indem nun die Ströme keuſcher Liebe mein ganzes Herz erfülleten bis zum Ueberlaufen, ſo ſchüttete ich daſſelbe zuerſt gegen dieſen ehrlichen Mann aus und offenbarte ſeiner Verſchwiegenheit, was ich ſonſt keinem Menſchen in der ganzen Welt noch nicht entdecket hatte, nämlich dafern es Gottes Wille und möglich wäre, verlangte ich die Jungfer Mercers zur Ehe zu haben, und bat ihn, er möge mir in dieſer importanten

Sache getreulich Assistenz leisten und mein gutes Vorhaben befördern helfen.

Sothanen Dienst wollte sich der gute Mann zur höchsten Ehre schätzen, ließ sich das Werk auch sehr angelegen sein, und incarminirte mein Intent zuerst der Frau Generalin. Unterdessen wechselte ich Briefe mit ihm und erhielt auch bald gute Vertröstung. In summa, die Sache avancirte in kurzer Zeit erwünschter Maßen, daß sie nur noch auf einer persönlichen Visite beruhete. An einem Montag, nach vorhergeschehener Anrufung Gottes, erhob ich mich zu Pferde nach Nickelstadt, holte den Herrn Pfarrer Pirner dortselbst ab und ging mit ihm nach Klein-Polewitz, eine Viertelmeile davon gelegen. In dem freiherrlichen Hofe nahm uns der Frau Generalin Tochtermann, Herr Heinrich von Poser, königlicher Obersteuereinnehmer der Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz, in Empfang, führte uns mit großer Höflichkeit in den Speisesaal, divertirete uns daselbst, als ein sehr qualificirter und unterrichteter Cavalier, mit allerhand Discursen. Bald hernach ließ mich die Frau Generalin in ihr Zimmer fordern und bewillkommte mich mit vieler Civilität, wie sie auch mein Compliment hinwiederum sehr günstig annahm. Mein Anbringen contentirte sie sehr wohl, und that auch gute Versicherung eines glückseligen Ausganges meines Verlangens. Mittlerweile war die Tafel bereitet, und indem zu derselben die Frau Generalin mit ihrer Fräulein Tochter und Herr von Poser mit seiner Liebsten erschienen, folgete auch die Jungfer Mercers, welche mich aufs Höflichste empfing. Unter währender Mahlzeit führte man allerhand lustige Discurse, und war meine Liebste das rechte Centrum, zu der sich alle diese Linien zogen. Nach Endigung der Tafel absentirte sich die ganze Compagnie und ließen mich und meine Liebste allein in dem Speisesaal stehn. Bei dieser Occasion eröffnete ich derselben mein Herz und verlangte ihrer theilhaftig zu werden, hoffend, sie würde von meiner keuschen Liebesflamme

etwas participiren und ſelbige kraft göttlicher Providenz zum ehelichen Verbündniß ausſchlagen laſſen. Gleichwie nun gemeiniglich in Liebesſachen des Frauenzimmers Nein! ſo viel als Ja! iſt, ſo verſtand ich auch meiner Liebſten erſtes ausgeſprochenes Nein vor Ja, und ließ mich dadurch nicht abſchrecken, meine Expectorationen fortſetzend. Unterdeſſen aber ging die Frau Generalin und der Herr von Poſer ab und zu, und vexirten uns beide Verliebte mit höflichen Scherzen. Endlich wollte ſich unſere Liebe nicht länger unter den Complimenten verbergen laſſen und brach auf einmal wie der Mond hinter trüben Wolken herfür, daß es hieß: Ja, ich bin dein, und du biſt mein! Jetzt ließen wir ſelbſt die Frau Generalin und den Herrn von Poſer wie auch meinen redlichen Gewerbsmann herbeibitten, welche denn als hohe Beiſtände und Zeugen unſer mündliches Ja mit Zuſammenfügung der Hände bekräftigten. Zum Pfand meiner Liebe überreichte ich hierbei meiner Liebſten eine kleine, ſehr ſtark mit Silber beſchlagene Bibel und einen Ring mit zehn Diamanten, den ich dazu in Breslau vor dreiundfünfzig Reichsthaler hatte machen laſſen. Meine Liebſte aber conteſtirte mir ihre Liebe mit einem Ring von einem Diamant, welcher wegen ſeiner Größe auf neunzig Reichsthaler äſtimirt ward. Als nun die Sache ſolchermaßen ihre Richtigkeit hatte, gingen wir des Abends wieder zur Tafel und ſpeiſeten in aller Fröhlichkeit zuſammen, bis man mich und den Herrn Pirner in die wohlbereitete Schlafkammer wies. Des andern Morgens legte ich der Frau Generalin meine Dankbarkeit für die erzeigte Ehre ab, nahm von meiner Liebſten und allen Anweſenden Abſchied und kehrte mit Herrn Pirner auf Nickelſtadt und von dort auf Liegnitz zurück. Von da an correſpondirte ich wöchentlich etlichemal mit meiner Liebſten, gab ihr alle Sonntage nach verrichtetem Gottesdienſt zu Polewitz die Viſite, regalirte ſie dabei allemal mit einer ſonderbaren Verehrung und beſtimmte endlich mit ihr den Eliſabethentag, nämlich

den 19ten November, Anno 1675 zum Termin unſerer Hochzeit.

Als ſolchergeſtalt unſere Courteſie faſt fünf Wochen gewähret hatte und der feſtbeſtimmte Hochzeitstag herannahte, auch alles Nothwendige herbeigeſchaffet und die Hochzeitsgäſte invitiret waren, namentlich aber mein früherer College zu Brieg, Herr Dares, den ich uns zu copuliren gebeten hatte, auf Klein-Polewitz eingetroffen war, ſchickte die Frau Generalin zwo Kutſchen, die eine mit ſechs und eine mit vier Pferden beſpannt, mich und meine Gäſte zu Liegnitz abzuholen. Weil aber dieſe Kutſchen nicht alle Gäſte führen konnten, ſo lieh mir der Herr Landeshauptmann von Schweinichen, item die Aebtiſſin des Nonnenkloſters, item der Stadtrath je eine mit vier Pferden beſpannet, ſammt etlichen Kaleſchen, worauf ich mich im Namen Gottes mit meinen Gäſten nach Polewitz verfügte. Nach gehaltener Copulationspredigt, in welcher Herr Dares die Namen Friedrich und Eliſabeth ſehr ſinnreich und emblematiſch auslegte, geſchah die Copulation bei brennenden Fackeln Abends um ſechs Uhr auf dem großen Speiſeſaale, wobei ich von dem fürſtlichen Rathe, Herrn Knichen, und von Herrn Caſpar Braun, meine Liebſte aber von Herrn von Poſer und Herrn von Eicke, dem Bruder der Frau Generalin, geführet ward. Vor der Copulation hatte mir Fräulein von Schlepuſch den Kranz präſentiret, ich ihr aber dagegen einen ſchönen Goldring verehret. Sobald die Copulation vollzogen war, ging man zur Tafel, welche meine Liebſte auf unſere Koſten hatte herrichten laſſen, und waren wir allerſeits gar fröhlich und guter Dinge. Solchergeſtalt bewirtheten wir die Gäſte noch drei Tage in höchſter Fröhlichkeit und mit allem Contentement, und endigte ſich Alles in Einigkeit und guter Vertraulichkeit. Am vierten Tage hielt ich, begleitet von Herrn Rath Knichen und ſeiner Liebſten, in der Frau Generalin Leibkutſche mit ſechs Pferden beſpannt, die Heimführung meiner Liebſten in Liegnitz."

Soweit der Bericht des glücklichen Gatten; er hatte durch seine Freiwerbung eine vortreffliche Hausfrau gewonnen. Vielleicht erkennt der Leser auch aus dem verschnörkelten Ausdruck, daß hier ein ehrliches Menschenherz in mächtiger Bewegung schlug.

Aber der Ausdruck herzlicher Empfindung ist ein anderer geworden. Als hundert Jahre vorher Felix Platter berichtete, wie ihm die Neigung zu seinem Mädchen entstand, drückte er sein Fühlen durch die einfachen Worte aus: „ich fing sie sehr an zu lieben"; Lucä dagegen beobachtet bereits, „daß die Ströme keuscher Liebe sein Herz erfüllen bis zum Ueberlaufen." Die Braut des Glauburgers hatte in ihren Briefen den Bräutigam noch ehrlich „herzlieber Junker" genannt, jetzt wird in zärtlichen Schreiben auch der Mann von dem Weibe „schöner Engel" angeredet.*) Auch andere Nationen Europas machten dieselbe Verbildung durch, auch bei ihnen wucherte Ziererei um das schönste Gefühl. Durch die Fremden und die gelehrten Dichter war sie den Deutschen gekommen, zum Theil eine Unart der Renaissance, entstanden aus ungeschickter Nachahmung des antiken Ausdrucks. Aber ebenso sehr ein Bedürfniß des Herzens. Sich selbst und die Geliebte wollte man herausheben aus der Gemeinheit des wirklichen Lebens in eine reinere Luft, als Engel setzte man sie in das goldene Licht des Christenhimmels, als Göttin in den antiken Olymp, als Chloe in die wohlriechende Luft des Idylls. In demselben kindlichen Drang, sich und Andere würdig, stattlich, groß zu machen, trug man Perrücken, führte lächerliche Titulaturen ein, glaubte an den Stein der Weisen und trat in geheime Gesellschaften. Und wer eine Geschichte des deutschen Gemüths schriebe, der dürfte diese ganze Zeit wol die Periode der Sehnsucht nennen. Diese Sehnsucht war nicht gerade liebenswürdig, nach der Reihe unklar, kindisch, tölpisch, überfromm,

*) Z. B. ein Graf Pappenheim von seiner Frau.

ſentimental, zuletzt lüderlich, immer aber lag die Empfindung zu Grunde, daß dem deutſchen Leben etwas fehle. War es gute Sitte? war es Luſtigkeit? vielleicht die Gnade des Herrn? war es Schönheit oder leichter Lebensmuth? — Oder fehlte vielleicht dem Volke noch, was die Fürſten ſchon lange beſaßen, der Staat? — Mit den zerbrochenen Fenſterſcheiben des dreißigjährigen Krieges und den geſuchten Phraſen der jungen Oberſten, die im Zelt des Generals Hatzfeld tafelten, fängt dieſe Zeit des Suchens an, ſie erreicht ihren Höhepunkt in den ſchönen Seelen, welche um Goethe ſchwärmten, und in den Brüdern, welche einander im Orient umſchlangen, und ſie endete vielleicht mit den Freiheitskriegen und unter dem Straßenlärm von 1848.

Wie die Werbung des ehrenhaften Bürgers im 17. Jahrhundert, ſo war auch das Leben im Hauſe feſt geordnet, klug überdacht bis auf das Kleinſte. Die Thätigkeit war angeſtrengte Arbeit vom Morgen bis zum Abend, aber ſie brachte ihm auch heimliche Freude. Sinnig und grübelnd ſaß der Handwerker über ſeinem Werk, auch in die Arbeit ſeiner Hände ſuchte er etwas von ſeinem Behagen zu legen. Die meiſten großen Erfindungen der neueren Menſchen ſind in den Werkſtätten deutſcher Bürger ausgeſonnen, freilich haben ſie ihre praktiſche Nutzbarkeit zuweilen erſt in der Fremde erlangt. Kaum war der Krieg geendet, ſo ſchnurrte die Arbeit wieder in allen Werkſtätten, der Hammer pochte, das Schifflein des Webers flog, emſig ſuchte der Tiſchler ſchöngefaſertes Holz zuſammen, um mit zierlichen Arabesken Schreibtiſch und Commode auszulegen. Der arme kleine Schreiber fing wieder an ſeine Feder mit Genuß zu führen, mit ſchönen Schnörkeln umzog er ſeine Buchſtaben und ſah mit herzlichem Stolz auf ſeinen weitberühmten ſächſiſchen Ductus. Auch der Gelehrte ſchrieb raſtlos über dicken Quartanten. Noch war die Blüthezeit deutſcher Wiſſenſchaft nicht gekommen. Zwar regte ſich überall die Freude an dem Stoff, der gründlichen Forſchung, und unge-

heuer erſcheint der Fleiß, das Wiſſen mancher Einzelnen. Aber noch verſteht man das gewonnene Material nicht zu verarbeiten, es iſt überall die Zeit des Sammelns. Geſchichtliche Urkunden, Rechtsgebräuche des Volkes, die alten Werke theologiſcher Lehrer, die Leben der Heiligen, der Wörtervorrath aller Sprachen werden in maſſiven Werken zuſammengetragen, der forſchende Geiſt verliert ſich an dem Unbedeutenden, ohne zu verſtehn, wodurch erſt das Einzelwiſſen lebendig gemacht wird. Er ſchreibt über antike Tintenfäſſer und Schuhe, er rechnet wol gar Länge und Breite der Arche Noäh aus und unterſucht gewiſſenhaft, wie lang der Spieß des alten Landsknechts Goliath geweſen ſein muß. So bringt dem Fleißigen die Arbeit nicht immer den vollen Segen, — ſie hat doch unſere großen Aſtronomen, das Genie des Leibniz großgezogen, — immer aber hilft ſie dazu, dem Manne einen idealen Inhalt zu geben, ein Geiſtiges, wofür er lebt.

Wie viel auch der Krieg verſchlechtert hatte: in der Werkſtatt, als Vater des Hauſes fand der Bürger ſich zuerſt wieder. Der Schwächere zog ſich ganz dahin zurück. Freude am öffentlichen Verkehr, auch die Wehrhaftigkeit wurden geringer. Knarrend drehten ſich die alten Thore in den zerſchoſſenen Stadtmauern, kleinliche Händel kreuzten ſich am Rathstiſch, mißgünſtiges Geklätſch, boshafte Verleumdung verbitterten dem Stärkeren, der über ſein Geſchäft hinaus für Andere thätig war, die Stunden des Jahres. Eine krankhafte Scheu vor der Oeffentlichkeit nahm überhand. Als im Beginn des 18. Jahrhunderts die erſten Anzeigeblätter entſtanden und der Rath von Frankfurt am Main dem Unternehmer verſtattete, eine wöchentliche Liſte der Getauften, Getrauten, Verſtorbenen zu veröffentlichen, erhob ſich ein allgemeiner Schrei des Unwillens, es ſei unerträglich, daß man dieſe intimen Verhältniſſe publik mache. So vollſtändig zum Privatmann war der Deutſche geworden.

Es gibt wenige Stellen des deutſchen Grundes, auf

deren ſtädtiſchem Gemeindeleben der Blick mit Befriedigung weilt. Vielleicht die beſte Ausnahme iſt Hamburg. Auch dort hatten der Krieg und ſein Gefolge Vieles verwüſtet, aber die friſche Luft, welche von dem weiten Weltmeer her in die Straßen der ehrſamen Freibürger wehte, ſtählte ſchnell ihre Kraft. Daß ſie ſich ſelbſt regieren konnten und als ein kleiner Staat mit fremden Mächten in Verbindung ſtanden, bewahrte ihr Bürgerthum vor übergroßer Engherzigkeit, und es ſcheint, daß gerade ſie nach dem dreißigjährigen Kriege am meiſten von den Vortheilen erwarben, welche in einer Zeit der Abſpannung und Schwäche dem Thatkräftigen leicht zu Theil werden. Der Landhandel nach dem Innern von Deutſchland wie der Schiffsverkehr durch die Wogen der Nordſee und des atlantiſchen Oceans ſind kurz nach dem Kriege wieder in Aufſchwung. Hamburgiſche Geſandte und Geſchäftsträger verhandeln bei den Generalſtaaten wie am Hofe Cromwell's. Die Hamburger beſitzen nicht nur eine Kauffahrteiflotte, ſondern auch eine kleine Kriegsmarine. Ihre beiden Fregatten werden mehr als einmal ein Schrecken der Seeräuber im Mittelmeer und in den Fluthen der Nordſee. Sie geleiten bald Grönland- und Archangelfahrer, bald große Flotten von vierzig bis fünfzig Kauffahrern nach Oporto, nach Liſſabon, Cadix, Malta, Livorno, wo überall hamburgiſche Niederlaſſungen waren.

Dieſer Verkehr, wie ſehr er der Gegenwart nachſteht, war vielleicht im Verhältniß zu andern deutſchen Seeſtädten des 17. Jahrhunderts bedeutender als jetzt. Wie jetzt nach Amerika, ſo gingen damals junge Hamburger nach den Küſtenſtädten der Nordſee, des atlantiſchen Oceans und des Mittelmeeres und gründeten dort Geſchäfte, für Commiſſion und Spedition, auf eigene Rechnung. Auch in Hamburg bildete ſich das Weltbürgerthum aus, welches noch jetzt für den Geſchäftsmann der gewaltigen Stadt bezeichnend iſt. Aber freilich wurde es damals den Männern ſchwerer, ſich in die Sitten der Fremde zu ſchicken, als dem jetzt lebenden Geſchlecht. Es

war nicht Treue gegen das deutſche Reich, ſondern das Feſthalten an den kleinen Gewohnheiten des Lebens, die Sehnſucht nach dem guten, innigen Familienzuſammenhang, und wie noch jetzt betrachteten die Hamburger das fremde Land nicht gern als ihre neue Heimat. Waren ſie dort eine Reihe von Jahren in gewinnbringender Thätigkeit geweſen, ſo eilten ſie nach Hauſe zurück, um mit einer deutſchen Frau ihren Hausſtand zu gründen. Die warme Anhänglichkeit an die Vaterſtadt und die kluge Gefügigkeit in fremde Sitten, welche den Bürgern kleiner Freiſtaaten eigen iſt, bildete ſich in ſolchem Leben aus, aber auch die Unternehmungsluſt und Größe des Urtheils, welche damals an den Fürſtenhöfen des Binnenlandes nur ſelten zu finden war. So zeigt die Familie eines Hamburger Patriciers in jener Zeit eine Anzahl von Eigenthümlichkeiten, welche wol werth ſind, daß man bei ihnen verweilt.

Eine ſolche Familie iſt die des Bürgermeiſters Johann Schulte, welche durch ihre weiblichen Nachkommen noch jetzt in hamburgiſchen Geſchlechtern fortlebt. Johann Schulte (1621–1697), aus einer alten Familie, hatte in Roſtock, Straßburg, Baſel ſtudirt, Reiſen gemacht, geheiratet, als Rathsſecretär gedient, dann aber zehn Jahre als hamburgiſcher Geſandter bei Cromwell zugebracht. Er wurde im Jahre 1668 Bürgermeiſter, ein würdiger, gemäßigter Herr, wohlerfahren in allen Welthändeln wie in der Verwaltung ſeiner guten Stadt, ein glücklicher Gatte und Familienvater. Von ihm ſind Briefe an einen ſeiner Söhne erhalten, der im Jahre 1680 als Theilhaber in ein Liſſaboner Geſchäft trat.*) Dieſe Briefe enthalten eine Menge von belehrenden Einzelheiten. Am anziehendſten aber iſt der hübſche Einblick in das Familienleben der damaligen

*) Herausgegeben von einem ſeiner Nachkommen: Briefe des hamburgiſchen Bürgermeiſters Johann Schulte Lt. an ſeinen in Liſſabon etablirten Sohn Johann Schulte, geſchrieben in den Jahren 1680–1685. Hamburg, 1856.

Zeit, in das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern. Innigkeit der Empfindung von beiden Seiten, im Vater die ruhige Würde und die Weisheit des vielerfahrenen Mannes, ein starkes Gefühl seiner hervorragenden Stellung, ein festes Zusammenhalten der Familienglieder, welche bei allen unvermeidlichen Zwistigkeiten im Innern gegen außen einen festgeschlossenen Kreis bilden.

Es war damals eine Reise nach Lissabon und eine vieljährige Trennung vom elterlichen Hause für den Scheidenden eine große Sache. Als der Sohn nach seiner Abreise unter Thränen und den frommen Segenswünschen der Eltern und Geschwister in Cuxhaven durch widrige Winde zurückgehalten wird, sendet ihm der Vater noch schnell „ein kleines Gebetbuch, item ein Buch, die lustige Gesellschaft genannt, und Gottfried Schulze's Chronica, dann auch eine Schachtel mit Cremor tartari und eine blaue Kruke mit Tamarinden und eingemachten Citronenschalen für das Uebelwerden". Der Sohn erinnert sich noch während der Fahrt, daß er seinem Bruder drei Mark sechs Schilling schuldig geblieben ist, und bittet ängstlich, daß die Mutter ihm die Summe von den acht Thalern abziehen möge, die sie von ihm in Verwahrung hat. Der Vater bemerkt dagegen freigebig, die acht Thaler sollten ihm unverkürzt aufgehoben werden, der Sohn wisse wol, daß es seiner Mutter auf drei Mark nicht ankomme. Seit der Sohn in Lissabon sich geschäftlich niedergelassen hat, gehn dorthin regelmäßige Sendungen, von Zerbster und Hamburger Bier, Butter, geräuchertem Fleisch, sowie Recepte gegen Krankheiten und was sonst die Sorge der Hausfrau dem entfernten Sohne zuwenden möchte; der Sohn dagegen schickt Sinaäpfel zurück und Fäßchen mit Wein. Genau berichtet der Vater die Veränderungen, welche in der Familie und der Bürgerschaft der guten Stadt Hamburg vorgefallen sind, und eifrig ist er bemüht, dem Sohne Aufträge und Commissionsartikel von seinen Hamburger Freunden zuzuweisen. Bald gesteht der Sohn aus

der Fremde den Eltern, daß er ein Mädchen in Hamburg liebe, natürlich eine von den Bekannten des Hauſes, und auch dieſe Liebesangelegenheit wird von dem Vater mit Theilnahme, aber immer als ein ernſtes Geſchäft, welche ſehr vorſichtig und zart angegriffen werden müſſe, behandelt. Offenbar iſt das Beſtreben des Vaters, die Werbung und Erklärung hinauszuſchieben, bis der Sohn ſeine Jahre in der Fremde ausgehalten habe, und mit Klugheit geht er gerade ſo weit auf die Wünſche des Sohnes ein, um das Vertrauen deſſelben zu erhalten.

Vielleicht am meiſten bezeichnend für jene Zeit aber ſind die Rathſchläge, welche der Vater dem Sohne über die Nothwendigkeit gibt, ſich in die Gewohnheiten der Fremde zu ſchicken. Der Sohn iſt ein frommer, eifriger Proteſtant, deſſen Gewiſſen ſehr dadurch beunruhigt wird, daß er unter ſtrengen Katholiken leben und ſich in die für ihn anſtößigen Gebräuche des katholiſchen Landes fügen ſoll. Was der Vater ihm darüber ſchreibt, ſei aus den erſten Briefen mit den geringen Veränderungen, welche zum leichtern Verſtändniß nöthig ſind, mitgetheilt.

„Geliebter Sohn! Heut vor acht Tagen war mein letzter Rathsgang bei dieſer meiner Regierung für dieſes Jahr, und ſchickte ich den Nachmittag nach dem Poſthauſe und ließ anfragen, ob die hiſpaniſchen Briefe angekommen, bekam aber zur Antwort Nein. Den folgenden Tag, am Sonnabend zu Mittag, ſandte mir Herr Brindts durch ſeinen Diener dein Schreiben vom 11/22. noch währenden Monats. So viel dein Schreiben anbelangt, ſo iſt es uns allen zuvörderſt erfreulich, daß du dich, Gott Lob, bei guter Leibesdispoſition befindeſt, welches eine große Wohlthat Gottes iſt, und dann, daß du mit deinem Compagnon wohlvergnügt biſt, wofür du ebenfalls Gott dem Herrn zu danken haſt, daß du in der Fremde einen ſo ehrlichen und dir wohlwollenden Menſchen angetroffen haſt. Gott laſſe euch fernerhin in Friede und Einigkeit, auch einem geſunden

und wohlgeſegneten Stand eure Zeit, bis du, beliebt es Gott, repatriiren wirſt, mit allem Vergnügen zubringen. Sonſten habe in Verleſung deines Schreibens angemerkt, daß dir der Ort Liſſabon und die Einwohner, ſo geiſtliche als weltliche, noch nicht allerdings anſtändig ſeien, und du dich in deinen jetzigen Stand noch nicht recht finden könnteſt, daher ich denn noch einige Ungeduld von dir verſpüre. Aber das kann nicht wohl anders ſein, daß dir die Veränderung zwiſchen Hamburg und Liſſabon, jener und dieſer Einwohner und Sitten, jener und dieſer Geberde und ſonſten, nicht ſollte mit Befremden, ja faſt mit Beſtürzung und Alteration auffallen; aber du mußt wiſſen, daß du in dieſem passu alldorten und an andern Orten gar viele Vorgänger gehabt haſt, denen es ebenſo ergangen und denen die große Veränderung in allen Dingen und in Religionsſachen ſehr befremdlich vorgekommen.

Im lateiniſchen Sprichwort pflegt man zu ſagen: post nubila Phoebus, das iſt, auf übel Wetter pflegt ein heller und angenehmer Sonnenſchein zu folgen, welches der grundgütige Gott an dir in Gnaden erfüllen und geben wolle, daß, nachdem du in der See ungemeine Gefahr und Leibesſchwachheit ſattſam empfunden und ausgeſtanden, die Tage und Zeit, welche du in Portugal zubringen wirſt, die vorigen ſauren und bittren Tage verzuckern und verſüßen, und du allgemach die böſen Tage vergeſſen und der guten dich getröſten und erfreuen mögeſt, welches der Allerhöchſte dir aus Gnaden beſtändig geben, gönnen und verleihen wolle. Amen. —

Es ſagte Schwager Gerdt Buermeiſter (welcher dich wie ſein Kind liebet) dieſer Tage zu mir, es würden dir zwar bei deiner Ankunft in Liſſabon viele Dinge etwas befremdlich vorkommen, inſonderheit auch wenn du allerhand Geſichter von weißen, ſchwarzen, grauen Mönchen und anderen Perſonen ſehen würdeſt; allein es wäre eine Sache von etwa drei bis vier Monaten, ſo würde man deſſen und anderer Dinge

all gewohnet. Nun iſt es alſo, daß man mit der Zeit Alles gewohnet wird. Ich bin beſtändig vier Jahr zu Straßburg geweſen und daſelbſt es ſo gewohnt geworden, daß es mir gleich viel war, ob ich in Straßburg oder Hamburg lebete, war auch ums geringſte nicht bekümmert.

Traue mir und Andern, die dergleichen erfahren, daß eine kurze Zeit und kleine Geduld Alles zu ändern und corrigiren pfleget. Ich hoffe zu Gott, daß ich deswegen innerhalb acht bis zehn Wochen beſſere Briefe, inſonderheit wenn du allgemach in der Sprache etwas avanciren wirſt, von dir empfangen werde. Schwager Gerdt Buermeiſter ſagte, er wäre zwölf Jahre geweſen, wie er nach Liſſabon gekommen, und er könnte nicht genug beſchreiben ſein Mißvergnügen, welches er empfunden; und wie er die Mönche anſichtig geworden, hätte er gemeinet, daß es Teufel wären, hätte ſie auch von oben herab mit Waſſer begoſſen, aber darüber hätte er bald Händel gekriegt; er ſagte, daß, wenn er hätte ausgehn ſollen, ſo hätte ihm dafür gegrauet, aber es wäre ein Angewöhniß für eine kleine Zeit. — Was die Religion betrifft, ſo wirſt du vernünftig ſein und ſo viel immer möglich alle Heuchelei und alle Occaſion vermeiden und mit niemandem, auch nicht einmal mit deinem Compagnon von Religionsſachen reden oder Discurs führen, ſondern für dich zu rechter Zeit leſen, auch Morgens und Abends dein Gebet zu Gott mit Andacht thun, und das feſte Vertrauen zu Gott haben, daß, weil er dich an den Ort ſo wunderbar berufen, er auch dein gnädiger Vater und Schutzherr wider alle vorkommende Widerwärtigkeit ſein und verbleiben werde. —

Du meldeſt, daß du allbereits einmal aus Noth daſelbſt geſündigt, als man die geſegnete Hoſtie daher getragen — man pflegt es ſonſten das Venerabile zu nennen — und haſt du wohlgethan, daß du für dich ein Gebet gethan, und wird der gute Gott das wol erhöret und dir die Sünde vergeben haben. Ich kann nicht umhin bei dieſer Occaſion zu berichten,

wie es mir zu Mainz ergangen; denn als ich Anno 1642 von Hamburg nach Straßburg reiſete, und zu Frankfurt in der Meſſe vierzehn Tage ſtille liegen mußte, bin ich nach Mainz, vier Meilen von dorten, abgefahren. Da auch eben der Sonntag einfiel und ein ſonderliches Feſt bei den Catholicis gehalten wurde, ſo erkundigte ich mich, in welche Kirche der Kurfürſt zur Meſſe fahren würde, begab mich auch dahin und fand in der Kirche viele devote Leute, die auf ihren Knieen ſaßen. Der eine hatte ſein rosarium oder Roſenkranz in der Hand und betete das Ave Maria und Pater noſter, andere ſchlugen mit ihrer Hand an die Bruſt, wie der bußfertige Zöllner, und bereueten ihre Sünde. Ich beſahe das Völkchen ſo etwas und lobete ihre Devotion, und wünſchete dabei, daß man bei uns Lutheranern auch eine gute Devotion in äußerlichen Geberden in den Kirchen verſpüren möchte. Inmittelſt kam der Kurfürſt gefahren und ging ins Chor. Ich als ein vorwitziger junger Menſch drang mit hinein, und weil ich wohlgekleidet war und einen rothen ſcharlachnen Mantel um hatte, ſo ließen auch die Hellebardiere mich paſſiren und ſahen mich für einen jungen Edelmann an. Unterdeſſen ſang der Herr von Andlaw die Meſſe in pontificalibus, das iſt, er hatte einen Biſchofshut oder Mütze auf ſeinem Haupt und einen Biſchofsſtab in ſeiner Hand. Ich ſahe allen dieſen Ceremonien mit guten Gedanken zu und Alles war noch gut. Als aber der Herr von Andlaw den geſegneten Kelch emporhielt, da knieeten alle, die bei mir ſtanden, nieder, welches ich auch that und ein Vaterunſer betete. Hierzu bin ich aus Vorwitz gekommen, du aber aus Noth, und hoffe zu Gott, er werde mir und dir den Fehler vergeben haben. Ich bin ſonſten in Frankreich und ſonderlich zu Orleans des Sonntags Nachmittags öfters in den katholiſchen Kirchen geweſen und habe eine gute Muſik gehöret, und haben mir weder Arme noch Beine gebebet, wie du ſchreibeſt, daß dir widerfahren. Man muß ſo kein Banghaſe ſein, ſondern allemal ein beſtändiges

ſtandhaftes Herz haben. Du meldeſt, daß in Liſſabon viel Pfaffen, auch viel Kirchen und Klöſter ſeien. Wohl! laß da noch ſo viel ſein, das gehet dich nichts an; laß nochmal ſo viel Pfaffen da ſein, ſie werden dich nicht beißen, warte du das Deinige ab. In die Meſſe zu gehn und in die Kirche, dazu nöthiget man niemanden, und wenn du um die Oſterzeit einen Zettel von einem Geiſtlichen haben kannſt, als ob du gebeichtet und communicirt hätteſt, ſo haſt du um die Geiſtlichkeit dich nicht mehr zu bekümmern. Wenn dir aber von ferne die Pfaffen mit der geſegneten Hoſtie werden begegnen, wirſt du alle Vorſichtigkeit gebrauchen und einen Umweg nehmen oder in ein Haus gehn.

Du ſchreibſt auch, daß du allbereits viele Mißgönner da habeſt, und daß Frick und Amſing die größeſten ſeien. Mein Sohn! wer hat keine Mißgönner? Je beſſer es einem gehet, je mehr Mißgönner hat man. Darum ſagen die Holländer: idt is beter, beniedt, als beklaegt, als idt man onsen lieven Heer behaegt. Was meinſt du wol, wie viel Mißgönner ich habe, wovon ich aber die wenigſten kenne, die meiſten aber kenne ich nicht. Dawider muß man aus der Litanei ſingen: unſern Feinden, Verfolgern und Läſterern wolleſt du Herr vergeben und ſie bekehren. Ich hätte gern geſehen, daß als Frick und Amſing dich zwei Mal invitiret, du zu ihnen gegangen wäreſt. Du ſchreibeſt, daß ſie dich würden haben etwas abfragen wollen. Aber du biſt ja kein Kind, daß ſie dir hätten können was abfragen, beſonders hätteſt du ihnen ja nur können antworten, was du gewollt und ſie wiſſen ſollen. Du ſchreibſt auch, daß Frick vor dir den Hut nicht abnähme; nun biſt du ja jünger als Frick, und kommt alſo dir ja zuvörderſt zu, daß du ihn zuerſt grüßeſt. Du meldeſt auch, daß Amſing gute Worte gebe und Galle im Herzen habe; darauf dienet, daß man Füchſe mit Füchſen müſſe pflügen. Gib du auch allen Leuten, ſie ſeien geiſt- oder weltlich, zu allen Zeiten

gute Worte und gedenke das Deine daneben, das ist der Welt Lauf.

Es ist uns aus deinem Schreiben sonderlich lieb zu vernehmen, daß du hoffest in der portugiesischen Sprache bald zu avanciren, welches dir ein groß contentement geben wird, und ob du zwar wegen Mangel der Sprache für jetzt keine sonderliche Hilfe und Assistenz im Kaufen und Verkaufen leisten kannst, so kannst du doch die Bücher halten und Alles fleißig anschreiben und verzeichnen. —

Vermahne deinen jungen Heinrich zur Gottesfurcht und mithin zu Beten und Lesen, und laß ihn des Sonntags Vormittags dir des Molleri postilla auf deiner Kammer vorlesen.

Deine Mutter hat mit Günther Andreas geredet und ihm gesaget, er soll Acht haben, wenn ein Schiffer an der Börse angeschlagen wird, daß er auf Lissabon laden wolle, alsdann soll die Tonne Bier mitgesandt werden. Du hast bei deiner Frau Mutter nicht acht Mark zehn Schilling, sondern acht Rthlr. gut, das habe ich dir auch vor diesem geschrieben. Und wenn die acht Rthlr. schon zu Ende sind, so wird es auf eine Tonne Bier nicht ankommen. Du hast alle Zeit so viel und mehr gut. Wir werden dir, ob Gott will, auch einen frischen geräucherten Elblachs übersenden und verehren, denn ich habe bereits vor drei Tagen zwei Lachse in den Rauch schneiden lassen, wovon wir dir einen zugedacht haben. Und läßt sich der Lachsfang ziemlich an, wiewol sie das Pfund annoch für eine Mark verkaufen.

Am vergangenen Montag hielten wir unsere Petri- und gestern unsere Matthäi-Collation, da ich denn bequeme Gelegenheit gehabt, dich und deinen Confrater dem Herrn Bümmelmann zu recommandiren. Derselbe rühmte mir, daß er Briefe von dir hätte, und ließ sich der gute ehrliche Mann gegen mich sehr wohl aus, sagte auch, daß er mit dieser Post euch antworten wollte, also daß ich keinen Zweifel trage, Gott werde dich und deinen Confrater wohl segnen, daß ihr nicht

werdet zu klagen haben. Gott gebe dir Gesundheit, Geduld und einen beständigen freudigen Muth, auch Lust und Liebe zu deiner Handlung und vorstehenden Arbeit. Im gemeinen Sprichwort sagt man: ora et labora und laß Gott rathen. Das thu du auch und wirf all dein Anliegen auf den Herrn, er wird's wohl machen. Womit ich für diesmal schließe, da ich vorgestrigen Tages mein siebentes Regierungsjahr zu Ende gebracht und durch Gottes Gnade und Beistand beschlossen habe; und thue dich nebst freundlicher Begrüßung von all deinen lieben Angehörigen dem sichern Schutz des großen Gottes getreulich empfehlen und verbleibe jederzeit

Hamburg, den 25ten Februari 1681.

dein wohlaffectionirter Vater
Johann Schulte, Lt.

PS. Ich habe in meinem Schreiben, wo mir recht ist, vom 14ten Januari, erwähnet, daß der kurzweilige Heinrich Mein uns in der Schiffergesellschaft eine Rarität und Schüssel mit Fischen, welche in Lissabon gebraten waren, aufgesetzet hat. Nun könntest du etwa auf die Gedanken kommen, mir dergleichen inkünftig zu verehren, aber das thu ja nicht, denn einmal kostet es Mühe und Geld und ich frage nicht groß darnach. Vale.

PS. Deine Frau Mutter läßt dich apart gar freundlich grüßen und siehet gerne par curiosité, daß du hie und da in deinem Schreiben erwähntest, wie und in welcher Jahreszeit ihr daselbst lebet und was ihr für Erd- und Baumfrüchte nach und nach habet. Auch kannst du mit wenigem berühren, was ihr an Fleisch und Fisch oder Zugemüse für Speise esset. Und du sollst ja zusehen, daß du gesunde Speise und von allem nicht zu viel issest. — Allhie ist zwar die Elbe auf und ziemlich gelindes Wetter, haben gar gute Elb- und Seefische, allein wir haben gar tiefe und kothige Wege und eine neblichte und dicke Luft, da

bei euch außer Zweifel Alles zu dieſer Stunde grün und luſtig iſt und Alles in der Blühte ſteht!

PS. Weil das Brieflohn auf Hiſpanien und Portugal etwas höher ſich beläuft, als auf andere Plätze, ſo ſchreibe ich wider meine Gewohnheit und Manier etwas kleiner und compresser. Mache kleine und leichte Briefe, ſchreibe aber ziemlich viel darauf und menagire auch hierin. Vale.“*)

So weit der kluge Bürgermeiſter Johann Schulte. Er erlebte die Freude, daß ſein Sohn wohlbehalten aus dem Lande der Mönche zurückkam und nach vielen Familienverhandlungen mit der Jungfrau ſeiner Wahl verbunden wurde. —

Wol macht die Arbeit feſt und dauerhaft, aber es iſt zunächſt der perſönliche Vortheil des tüchtigen Mannes, dem ſie dient. — Wer aber den Beruf hat, zum Nutzen Anderer thätig zu ſein, dem wird durch Pflichtgefühl ſein Amt geweiht. Jede Thätigkeit, welche ſtark genug iſt das Leben zu erhalten, gibt dem Mann auch ein Amt. Der Geſell iſt der Beamte ſeines Meiſters, die Hausfrau bekleidet das Amt der Schlüſſel, und jede Arbeit entwickelt auch im kleinſten Kreiſe ein Gebiet von ſittlichen Pflichten. Das Pflichtgefühl des Hauſes, der Werkſtatt hat den Deutſchen niemals gefehlt. Immer hat es Bürger gegeben, die für ihre Stadt nicht nur in den Tod gegangen ſind, die ihr auch im Leben zuweilen mit Aufopferung gedient haben. Die Reformation hatte das Gefühl der Pflicht für große Gebiete irdiſcher Thätigkeit geſteigert, Selbſtverleugnung und Opfermuth der frommen Seelſorger ſollen immer hochgehalten werden. Sieht man aber näher zu, ſo war der letzte Grund des geſteigerten Pflichtgefühls doch vorzugsweiſe religöſer Natur. Es war das Gebot Gottes, dem der Menſch zu gehorchen ſuchte; wo die Schrift nicht mit ſtarker Stimme befahl, war der Sinn für das Allgemeine noch nicht kräftig

*) Die beiden letzten Poſtſcripte ſind aus einem früheren Briefe der Sammlung entnommen.

entwickelt, die Vorſtellung von den Pflichten des eigenen Amtes unſicher.

Es iſt lehrreich, daß gerade die Heere des Krieges dazu beitragen ſollten, dem Bürger die Pflicht des Berufes höher zu ſtellen. Aus der Soldatenehre entwickelte ſich nicht nur ein adliges Corpsgefühl, auch dem Bürger kam aus dieſer Quelle allmählich die Amtsehre. Zuerſt allerdings gab es ihm Ehre vor Andern, wenn er ſeine Pflicht erfüllte, aber auch in ſeinem Innern ſchaffte ihm ſolches Thun Befriedigung und gerechten Stolz. So erwuchs nach der Treue des Mittelalters, nach der Frömmigkeit der Reformationszeit ein neues Gebiet von ſittlichen Forderungen. Noch mehr Empfindung als conſequenter Gedanke, aber es war doch ein Fortſchritt. Zunächſt freilich nur in den Beſten.

Zwei Jahre nachdem Herr Bürgermeiſter Schulte ſeinen Sohn ſo väterlich ermahnt hatte, endete wenige Grade ſüdlich von Liſſabon das Leben eines Hamburgers in furchtbarer Kataſtrophe. Auch davon ſoll ein alter Bericht erzählen.

Einer der Kriegscapitäne Hamburgs war Berend Jacob Carpfanger.*) Im Jahre 1623 in der Stadt geboren, machte er ſeine Schule, wie Brauch war, auf den Kauffahrern durch, früh wurde er Mitglied der Admiralität und endlich als Convoicapitän Befehlshaber eines der Kriegsſchiffe, welche den Kauffahrer gegen Seeräuber zu vertheidigen hatten. Dieſe Flaggenoffiziere der Stadt hatten außerdem die oberſte Polizei in ihrer Flotte auszuüben, die diplomatiſchen Verhandlungen in den Häfen, zuweilen auch an fremden Höfen geſchickt zu leiten. Sie mußten einige Uebung in Geſchäften beſitzen und mit

*) Die Nachrichten über ſein Leben ſind zuletzt und am ſorgfältigſten geſammelt in O. Benecke, Hamburgiſche Geſchichten und Denkwürdigkeiten, 1856. Daraus die folgenden Angaben. — Die unten mitgetheilte Flugſchrift findet ſich in dem Stadtarchiv von Hamburg, der Herausgeber verdankt die Kenntniß derſelben freundlicher Vermittlung des Herrn Prof. Aegidi.

großen Herren umzugehn wiſſen, damit die Stadt Ehre und Ruhm von ihnen habe. Carpfanger war nach dem Urtheil ſeiner Stadt ein feiner, zierlicher Mann, der ſich überall wohl zu führen verſtand. Sein Bildniß zeigt ein ernſtes Antlitz, faſt melancholiſch, hoch die Stirn, groß die Augen, kräftig Kinn und Mund. Seine Geſundheit war, ſo ſcheint es, weniger feſt, als dem Seemann wünſchenswerth iſt. Schon als Schiffer hatte er den Beweis geführt, daß er ein Seegefecht zu leiten verſtand; er war oft in blutigem Waffendienſt geweſen. Denn noch raubten die Barbaresken zur See und am Strand. Nicht mehr mit Galeeren allein, in großen Fregatten fuhren die Raubvögel unter den Schwarm der Handelsmöven. Gerade damals war der „Hund" das Schrecken der europäiſchen Meere, weit über die Meerenge von Gibraltar hinaus, oben im großen Ocean, ja an den Küſten der Nordſee kreuzten ſeine ſchnellen Schiffe; greulich waren die Hafengeſchichten von ſeiner Wuth und Tollkühnheit, ſeinem Blutdurſt. Erſt im Jahre 1622 war ein Geſchwader von acht Hamburger Kauffahrern die Beute der „Barbaren" geworden.

Im Jahre 1674 umgürtete der Bürgermeiſter der Admiralität den Capitän Carpfanger mit ſilbernem Degen und überreichte ihm den Admiralsſtab. Damals ſchwor der Seemann vor dem Senat, bei der Vertheidigung der anvertrauten Flotte mannhaft zu ſtehen und eher Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern als ſie und ſein Schiff zu verlaſſen.

Seitdem machte er in den zehn Jahren bis zu ſeinem Tode alljährlich eine Fahrt, im Frühjahr mit ſeiner Flotte ausziehend, im Herbſt heimkehrend. Schwere Kämpfe hatte er mit Sturm und Wellen zu beſtehn; er ſelbſt klagt, wie ungünſtig ihm die Elemente ſeien.

So fuhr er nach Cadix, Malaga, ins nördliche Eismeer, nach Liſſabon. Von einer Fahrt nach Grönland brachte ſeine Flotte von fünfzig Schiffen die Beute von fünfhundertundfünfzig Walfiſchen heim. Einmal wurde der Heimkehrende an

der Elbmündung von fünf franzöſiſchen Kapern angegriffen: in zwölfſtündigem Kampfe ſchoß er zwei in den Grund, daß ſie vor ſeinen Augen mit Mann und Maus verſanken, die andern ſuchten das Weite. Auch gegen die brandenburgiſchen Kaper war er aus. Damals geſchah es, daß die rothe Admiralsflagge Hamburgs gegen den rothen Adler Brandenburgs drohend an die Gaffel der Beſan flog. Denn der große Kurfürſt war im Jahre 1679 den Hamburgern nicht hold, und hatte ihnen durch ſeine kleinen Kriegsſchiffe bereits mehre Segler abgefangen. Die Gegner trafen einander, aber Carpfanger hatte ſtrenge Anweiſung, nur vertheidigungsweiſe zu verfahren. Deshalb lief Alles gut ab. Das große Schiff flößte den Brandenburgern Reſpect ein, ſie ſandten eine Schaluppe mit zwei Offizieren zum Gruß und „um ſich die Einrichtung des Schiffes anzuſehen". Der Hamburger bewirthete ſie in ſeiner Kajüte mit Wein, dann verabſchiedeten ſie ſich höflich. Ihre Schiffe thaten einige Salutſchüſſe, welche Carpfanger mit gleicher Artigkeit erwiderte, dann ſegelten ſie auseinander.

Und wieder traf der Capitän auf einer ſeiner Südfahrten die ſpaniſche Silberflotte im Kampf mit türkiſchen Seeräubern. Das Treffen ſtand ungünſtig für die Spanier, einige ſchwere Gallionen waren abgeſchnitten und wurden von den Räubern bewältigt. Carpfanger griff die Piraten an und befreite durch volle Lagen die ſpaniſchen Schiffe. Er wurde deshalb an den Hof Karl's II geladen und vom König mit einer goldenen Ehrenkette beſchenkt.

Kam er nun im Herbſt aus Wind und Wellen in die engen Straßen der alten Stadt, ſo war ihm auch da wenig Ruhe gegönnt. Dann begann ein Mäkeln mit dem Senat um die aufgewandten Unkoſten, ein Schreiben von Berichten, Verantwortung wegen einzelner Anordnungen, die den Herren am Rathstiſch nicht einleuchteten, oder die ein Privatintereſſe verletzt hatten, aller Aerger der Schreibſtube, den der Seemann ſo bitter haßt. Denn ein kleinlicher Krämergeiſt fehlte

dem alten Hamburg nicht. — Im Winter 1680 ſtarb ihm ſein liebes Weib in den beſten Jahren.

Wieder und wieder geleitete er ſeine Kauffahrer nach Cadix und Malaga, im Jahre 1683 auf der Fregatte „Das Wappen von Hamburg". Sturm und ein leckes Schiff der Flotte hatten die Fahrt verlängert, aber ſchon war an der Hamburger Börſe bekannt gemacht, daß der Capitän die Rückfahrt aus Hiſpanien via Inſel Wight machen werde. Da kam ſtatt ſeiner eine traurige Zeitung. Dieſe Zeitung wird hier mitgetheilt, ſie iſt zugleich ein Beiſpiel der alten Weiſe, im Fluge Neuigkeiten zu verbreiten.

„Traurige Zeitung aus Cadix in Spanien.

Cadix vom 12/22. October. Guter und werther Freund! Wollte wünſchen, daß dieſes mein Schreiben lieber eine Freude erweckende als Trauer verurſachende Zeitung ſein möchte; allein wenn wir ſterbliche Menſchen in dem höchſten Grade des Glücks und der Freude zu ſein vermeinen, ſchwebet über unſern Häuptern das größte Unglück.

Solches haben leider wider jedwedes Vermuthen ich und alle empfunden, welche ſich nebſt mir auf das Convoiſchiff „Das Wappen von Hamburg" begeben hatten.

Am 10/20. October hatten ich und unſere Hauptoffiziere, wie auch des Herrn Capitäns Sohn und deſſen Couſin die Ehre, mit unſerem Herrn Capitän die Abendmahlzeit einzunehmen. Da es ungefähr acht Uhr und eben an dem war, daß man von Tiſche aufſtehn wollte, brachte unſer Kajütenwächter die betrübte Zeitung, daß in der Hölle unſeres Schiffes Feuer vorhanden ſei. Darauf ſprangen der Herr Capitän und wir alleſammt erſchrocken vom Tiſche auf und eilten nach dem Ort zu, wo wir denn fanden, daß derſelbe mit allem darin liegenden Tauwerk ſchon in voller Flamme ſtand. Auf Anordnung des Capitäns wurden geſchwind Eimer und Schöpfen herbeigebracht, viel Waſſer eingegoſſen und einige Löcher eingekappt, weil dieſem Ort nicht wohl beizukommen

war, in der Meinung den Brand zu löſchen. Von unſerem Volk, abſonderlich von den Soldaten, die ihr Commandeur tapfer antrieb, ward fleißig gearbeitet, aber Alles vergebens, denn man verſpürte keine Minderung, ſondern Zunahme des Feuers. Es wurden unterſchiedliche Kanonen gelöſt zum Zeichen unſerer Noth, um Hilfe herbeizuſchaffen, aber umſonſt, weil die andern Schiffer ſpäter vorgaben, daß ſie nicht gewußt, was ſolches Schießen zu bedeuten hätte.

Wurde alſo der Capitän genöthigt, unſern Lieutenant mit der kleinen Schlupe an die umliegenden Schiffe zu ſenden, ihnen unſern elenden Zuſtand zu berichten und dieſelben um ihre Schlupen, Boote und um Herbeiſchaffung einiger Schöpfen zu erſuchen. Sie kamen zwar, hielten aber von ferne. Denn da das Feuer dem Theil des Pulvers ſehr nahe war, welcher vorn im Schiff zu liegen pflegt und unmöglich wegen der großen Glut herausgebracht werden konnte, ſo fürchtete jedermann, daß das Schiff und wir alle mit einander auffliegen würden, wenn die Flamme daſſelbe erreichte. Deswegen ließen viele Bootsleute von der Arbeit ab und retirirten ſich in die Boote und die große Schlupe hinter dem Schiff, oder machten ſich auch mit fremden Fahrzeugen aus dem Staube, wie ſehr man denſelben auch zurief, uns kein Volk zu entführen.

Denen in dem Boot und der großen Schlupe rief der Capitän aus dem Kajütenfenſter zu, daß ſie ſich ihres Eides, den ſie ihm und der Obrigkeit geſchworen hätten, erinnern und ihn nicht verlaſſen, ſondern wiederum an Bord kommen ſollten, weil noch keine Noth vorhanden ſei und das Feuer mit Gott gelöſcht werden könne.

Dieſe folgten zwar dem Commando und fingen die Arbeit mit Ernſt wieder an, allein es war Alles ohne Nutzen, denn das Feuer wurde je länger je größer. Der Lieutenant, der Schiffer, wie auch andere Offiziere gingen zu dem Herrn Capitän, nachdem man ſchon über zwei Stunden allen Fleiß, aber ohne Frucht, angewendet und berichteten, daß leider

keine Hilfe mehr vorhanden ſei und das gute Schiff unmöglich gerettet werden könne, ſondern es wäre hohe Zeit ſich zu ſalviren, wofern man nicht im Schiffe verbrennen oder mit demſelben auffliegen wollte. Denn zwiſchen dem Feuer und Pulver wäre nur noch ein Bret, einen Finger dick, übrig. Der Capitän aber, welcher das Schiff noch immer zu erhalten vermeinte und ſeine Ehre höher als das Leben und Alles in der Welt ſchätzte, gab zur Antwort, er wolle nicht aus dem Schiff, ſondern darin leben und ſterben. Sein Sohn fiel vor ihm auf die Knie und bat um Gottes willen, daß er ſich doch eines andern bedenken und ſein Leben zu conſerviren ſuchen möchte. Dem antwortete er: „Pack' dich weg, ich weiß beſſer, was mir anvertraut iſt."

Darauf befahl er dem Quartiermeiſter, dieſen ſeinen Sohn nebſt ſeinem Couſin an ein anderes Schiff abzuſetzen, wie denn auch geſchah. Er wollte auch nicht geſtatten, daß das Geringſte von ſeinem eigenen Gute fortgeſchafft werde, um dadurch nicht dem Volke den Muth zu benehmen.

Inmittelſt ſchlugen Einige vor, das Beſte wäre, ein Loch in das Schiff zu kappen und ſolches in den Grund laufen zu laſſen; der Capitän aber wollte dies nicht bewilligen, ſondern ſagte, er hätte noch immer Hoffnung das Schiff zu ſalviren. Andere riethen, man ſolle die Taue kappen und das Schiff an den Strand ſetzen. Dies wurde endlich bewilligt, und befohlen die Taue zu kappen. Da man aber im Begriff war, dies zu verrichten, und eben die Beſane und Focke hatte fallen laſſen und das Volk noch auf der Fockraa ſaß, kam das Pulver vorn im Schiff in Brand. Es war ihm aber durch Eingießen vielen Waſſers die Kraft benommen, und ſo flog es nur mit einem Ziſchen auf. Das Feuer brannte ungefähr bei dem Fockmaſt durch das Deck, lief, weil oben ein harter Levant wehte und das Schiff auf den Wind lag, den Maſt hinauf in die Wanten, in die Segel und in einem Augenblick über das ganze Schiff.

Als das Volk, das noch im Schiff war, ſolches ſah, ſuchte es mit erbärmlichem Schreien die Flucht. Etliche liefen nach der Kajüte, in der Meinung dort Troſt zu finden, etliche nach der Conſtabelkammer. In dieſer letzteren hatte ſich der Lieutenant auf Ordre des Capitäns, neben ſich einen Soldaten mit geladenem Gewehr, in die eine Pforte geſetzt, um zu verhindern, daß niemand durch die Kammer in die große Schlupe laufen möchte, die hinter derſelben angebunden lag. Der Lieutenant wurde durch die Pforte hinausgedrängt und dadurch genöthigt, ſich in die Schlupe zu begeben, ihm folgte alsbald ein Haufen Volkes; viele ſprangen in das Boot. Da daſſelbe aber ſchon vom Bord abgeſtoßen war, weil das Schiff nach hinten zu über und über brannte und die Meinung war, daß das Feuer das Pulver hinten im Schiff erreichen und Alles, was um und neben dem Schiffe wäre, mit in die Luft ſprengen möchte, ſo mußten die armen Menſchen, die noch im Schiff waren und nicht verbrennen wollten, ſich den Wellen ergeben und ins Waſſer ſpringen. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, mit was für Rufen und Schreien dieſe elenden Menſchen häufig im Waſſer umhertrieben, ſo daß nichts zu ſehen war als lauter Köpfe.

Während nun das Feuer durch den Wind von vorn nach hinten zu getrieben wurde, mit aller Macht, je länger je ſtärker, ſtand ich in der Kajüte mit unterſchiedlichen Perſonen um den Capitän herum, ſie winſelten und weinten vor ihm und ermahnten ihn zugleich, daß nunmehr keine Zeit mehr übrig ſei länger zu verbleiben.

Ich ging von ihnen ab nach dem Fenſter zu, um zu ſehen, ob noch ein Fahrzeug vorhanden wäre, und fand die große Schlupe noch unten feſt liegen; ich reſolvirte mich, mein Leben Gott befehlend, und ſprang durch das Kajütenfenſter in die darunter liegende Schlupe, welches mir auch ſo wohl gelang, daß ich ohne irgend welchen Schaden in derſelben ſalvirt wurde. Wie ich eben den Rücken vom Capitän wandte, ging

er mit den neben ihm ſtehenden Perſonen, worunter der Commandeur mit einigen Soldaten und Bootsleuten war, zur Thür hinaus. Ich meinte, daß ſie ſich zu ſalviren ſuchten, wie ſie auch Willens waren, denn wie ich vernommen, ſind ſie nach dem großen Roſt gegangen, mit dem Vorhaben, den Capitän in ein Fahrzeug zu zwingen. Allein ſie haben keines mehr gefunden. Weswegen ſie denn alleſammt, da ihnen die Flammen bereits über dem Kopf waren, den Capitän verlaſſen haben und über Bord geſprungen ſind.

Sobald ich in der großen Schlupe, in welche ich geſprungen war, den Lieutenant anſichtig wurde, fragte ich denſelben, ob der Capitän aus dem Schiff wäre. Er gab zur Antwort, ein holländiſcher Capitän hätte ihn geborgen. Als wir nun davon vergewiſſert zu ſein vermeinten, wurde die Schlupe in aller Eile losgeſchnitten, denn viel Volk, das im Waſſer herumſchwamm, ſuchte ſich darin zu ſalviren, und die Schlupe wurde von ihnen beinahe in das Waſſer gezogen, da viele an der Seite hingen. Auch ſtand zu beſorgen, daß wir mit aufſliegen würden, wenn die Flamme das Pulver erreichte.

Da wir ungefähr eine Kabellänge vom Schiff gekommen waren, gingen verſchiedene Stücke durch die Hitze des Feuers los, und die Granaten ſprangen eine nach der andern. Das Feuer erreichte endlich gegen ein Uhr das Pulver in der Krautkammer, und mit einem dumpfen Schlage flog das Hintertheil des Schiffes auf, worauf der noch übrige brennende Theil mit Allem, was noch darin vorhanden war, zu Grund gehn mußte, nachdem das gute Schiff im Ganzen ungefähr fünf Stunden gebrannt hatte.

Mittlerweile kamen wir mit unſerer Schlupe an andere Schiffe, welche in der Bai lagen, und ſetzten das geborgene Volk aus, mit Ausnahme der nöthigen Ruderer, mit welchen der Lieutenant durch den übrigen Theil der Nacht an den Schiffen in der Bai den Herrn Capitän mit Schmerzen ſuchte. Allein vergebens, indem derſelbe nirgends anzutreffen war.

Am folgenden Tage um zehn Uhr Vormittags wurde durch eine engliſche Schlupe an das Schiff von Capitän Thomſen aviſirt, daß die Leiche unſeres Capitäns leider auf ihr Bootstau zugetrieben wäre, welche ſie auch geborgen hätten.

Darauf wurde der gute, nunmehr ſelige Mann alsbald an das Schiff von gemeldetem Capitän Thomſen gebracht und, wie ſich's gebühret, in eine reine Leinwand gekleidet, welche der Capitän Thomſen für dankbare Bezahlung hergab.

Unter allen Menſchen, die bei dieſem großen Unglück um das Leben gekommen (an Bootsleuten zweiundvierzig und an Soldaten zweiundzwanzig Perſonen), iſt der ſelige Herr Capitän der erſte geweſen, der wiedergefunden wurde. Zu ſeiner Beſtattung wurde alsbald Anſtalt gemacht, und als alles Nöthige herbeigeſchafft war, iſt er am 13ten dieſes, als Sonnabends, allhier hinter den Puntales, allwo man an dieſem Ort die fremden Nationen zu begraben pflegt, nach chriſtlichem Gebrauch zur Erde beſtattet worden. Vorher wurde von unſerem Domine eine herrliche Leichenpredigt gehalten, ihn geleiteten etliche zwanzig Schlupen, worin viele vornehme Capitäne und Kaufleute gefahren wurden, jede führte die Flagge zu halber Stenge als Zeichen der Trauer; gleichermaßen bezeigten die allhier liegenden engliſchen, holländiſchen und Hamburger Schiffe mit Wehen ihrer Flaggen und Göſchen zu halber Stenge ihre Condolenz, unter Löſung der Kanonen, woraus über dreihundert Schüſſe gehört wurden.

Wer dieſes erſchreckliche Feuer und Unglück verurſacht, oder durch welches Verſehen daſſelbe entſprungen, iſt unbekannt. Der Junge des Hochbootsmanns, welcher in der Hölle geweſen war und die Lampe, die daſelbſt zu brennen pflegte, zu bewachen hatte, berichtet, daß er eben aus der Hölle auf das Verdeck gegangen wäre, um einen andern Jungen zu ſprechen, beim Zurückkommen aber die Hölle in vollem Brande gefunden. Gott behüte ein jedes Schiff vor dergleichen Un-

glück und tröſte diejenigen Witwen und Waiſen, welche die Ihrigen dabei verloren."

So weit die Zeitung aus Cadix. — Nach andern Nachrichten*) iſt der Capitän allein auf ſeinem Schiff noch bis zuletzt umhergewandelt; Andere wollen ihn an einer offenen Stückpforte geſehen haben, wie er die Hände gefaltet gen Himmel hob; nach Andern ſoll er ſich als letzter ins Waſſer begeben haben, um ſich nach Gottes Willen entweder zu retten oder unterzugehn, und es ſei kein Wunder, daß der kränkliche alte Herr nach den erſchrecklichen Affecten und Anſtrengungen der letzten Stunden in die Tiefe gegangen ſei. — Den Matroſen war etwas Wunderbares aufgefallen, drei Tauben hatten ſtundenlang über dem brennenden Schiffe geſchwebt, ſo lange, bis es in die Luft flog.**) — König Karl II von Spanien ließ auf dem Grabe des Hamburger Seemanns ein Denkmal errichten, welches nach Conſularberichten erſt im Anfange dieſes Jahrhunderts durch den ſpaniſchen Krieg zerſtört wurde.

Wir freuen uns, daß der Admiral ſeinen Eid hielt. Die Ehre ſeines Berufes forderte ſeinen Tod und er ſtarb. Denn es iſt beſſer, daß einmal ein tüchtiger Mann, der ſich wol noch retten könnte, mit ſeinem guten Schiffe untergehe, als daß dem ſeefahrenden Volk in Todesgefahr das Vorbild ausdauernder Kraft fehle. Er ſtarb, wie dem Seemann ziemt, ſchweigſam und kalt, den eigenen Sohn wies er kurz ab, ſeine ganze Seele war bei ſeinem Amt. — Möge der deutſche Bürger nie ſo weit kommen, daß er die That des Mannes für etwas Seltenes und Unerhörtes halte. Auch im Binnenlande ſind ſeit ihm viele Hunderte friedlicher Bürger geſtorben, weil ſie bis zum Aeußerſten und darüber ihre Schuldigkeit

*) Benecke a. a. O. S. 207.

**) Man verfehlte nicht die geheimnißvollen Tauben auf dem Kupferſtich eines fliegenden Blattes abzubilden, welches mit angehängter Erklärung bald darauf erſchien.

thaten, Seelſorger bei der Seuche, Aerzte im Lazareth, hilfreiche Handarbeiter in Feuersgefahr. Und wir hoffen, daß der Leſer annehme, dergleichen gebühre ſich und ſei bei uns in Ordnung.

Und doch hebt ſich unſer Herz bei dem Gedanken, wie in denſelben Jahren, in welchen Straßburg ſo ſchmählich verloren ging, ein Landsmann gerade ſo empfand, wie wir empfinden ſollen, daß nämlich da nicht viel zu erſtaunen iſt, und auch kein großes Geſchrei und Winſeln zu erheben iſt, wenn einer für ſeine Pflicht ſtirbt. Und wer das Meer befährt, und wer die See nie rauſchen hörte, beide ſollen ſein Gedächtniß ehren. Der Deutſche war nach 1648 ſehr heruntergekommen, aber er verdiente doch ein beſſeres Leben, denn er verſtand noch für eine Idee zu ſterben.

## 11.

# Jeſuiten und Juden.

(Um 1693.)

Auch die Kirchen in Deutſchland litten durch die Schwäche der Nation. Beide waren daran, in gemüthloſer Orthodoxie zu erſtarren. Die proteſtantiſche wie die katholiſche Kirche hatten mit dem Leiden zu kämpfen, welches jedem feſtgeſchloſſenen kirchlichen Lehrgebäude Verderben droht, ſie wurden zu enge, das geſammte geiſtige und gemüthliche Leben der Menſchen zu umfaſſen. Beiden drohte die Gefahr, daß die Sittlichkeit der Beſten, daß die Wiſſenſchaft, daß ſogar das Bedürfniß eines herzlichen Verhältniſſes zu Gott allmählich eine reinere Auffaſſung der Erdenpflichten, eine höhere Idee von dem Walten der Gottheit, ein gemüthvolleres Erfaſſen des Ewigen hervorbringen möchte, als ſie ſelbſt vertraten. Beide machten Anſtrengungen, die großen geiſtigen Proceſſe der Nation ſich entweder anzueignen oder zu vernichten, beiden gelang es nur unvollſtändig. So war ſeit dem Kriege den Menſchen allmählich das Bedürfniß der Duldſamkeit gekommen. Langſam entwickelte ſich dieſe große ſittliche Forderung; zuerſt zwang die äußere Nothwendigkeit, die Anhänger der verſchiedenen Bekenntniſſe lebten mit einander im Verkehr durch Familienbande vereinigt, dann half die Gleichgiltigkeit und der Mangel an kirchlicher Frömmigkeit, der ſeit dem Frieden von Geiſtlichen häufig beklagt wurde, endlich wurde bei den Proteſtanten der Grundſatz Luther's wieder lebendig, daß nur von innen

heraus durch Ueberzeugung und Drang des Gemüthes der Mensch zur Kirche gebracht werden dürfe. Spät und zögernd bequemte sich auch die alte Kirche zu mürrischer Duldung. So hatte die Wissenschaft unter Anderem gefunden, daß trotz vielen Stellen der heiligen Schrift die Sonne sich doch nicht um die Erde drehe, sondern unsere Erde um die Sonne. Widerwillig nahmen die Kirchen die neue Wahrheit in ihre Kalender auf, nachdem sie den Entdeckern schweres Herzeleid bereitet hatten.

Wer eine Geschichte des religiösen Bewußtseins unter den Deutschen schriebe, der würde die merkwürdige Thatsache zu erörtern haben, daß nach dem Kriege gleichzeitig unter Evangelischen und Katholischen gegen die herrschende Partei eine Auflehnung des Herzens eintritt, welche trotz der Verschiedenheit der Glaubenssätze und trotz einiger Verschiedenheit in ihrem innern Fortschreiten den Vertretern dieser Richtung sehr viel Aehnliches gibt. Das Bedürfniß nach Erhebung macht in einer Zeit, die an großen Empfindungen arm war, den Protestanten Spener zum Pietisten, die Katholiken Spee und Scheffler zu Mystikern. Zwar der Zwang der protestantischen Kirche vermochte die freiere Entwicklung der Geister nicht mehr zu hindern. Mit ihr konnte sich der Gelehrte wol abfinden, wenn er aus der geschichtlichen Forschung, aus Beobachtung des Himmels, aus dem Geheimniß der Zahlen, durch Abwägen und Messen der Naturkräfte zu neuen Vorstellungen von der Welt des Geschaffenen und dadurch auch zu neuen von dem Wesen der Gottheit kam. So erwuchs aus der protestantischen Kirche das Genie des großen Leibniz. Auch jeder, dem die Phantasie wild umherflog, oder dem ein tiefsinniges Grübeln eigenthümliche Anschauungen des Göttlichen erschloß, vermochte sich verhältnißmäßig leicht von der Kirchengemeinschaft seiner Mitbürger zu lösen, vielleicht mit Geistesverwandten zu selbständigen Gemeinden zu vereinigen; so die frommen Conventikel der Pietät, so Böhme und der

verſchrobene Kuhlmann, ſo Zinzendorf und die Herrnhuter. In der katholiſchen Kirche war das unendlich ſchwerer. Wer ſeine eigenen Wege ging, hatte den Zorn einer ſtrengen Herrin zu empfinden, und nur ſelten bäumte ein ſtarker Geiſt gegen den Zwang auf, in den Frömmſten und Weiſeſten iſt ein Zug von Weichheit und Entſagung, wie bei Frauen.

Die herrſchende Mehrheit der Geiſtlichen aber hatte auch in der alten Kirche viel von ihrer Schärfe verloren. Daſſelbe Schickſal, welches den Proteſtantismus ſeit dem Ende des 16. Jahrhunderts erreicht hatte, drückte jetzt auch die katholiſche Hierarchie. Selbſt der kriegeriſche Vorkämpfer der wiederhergeſtellten Kirche, der Jeſuitenorden, hatte von ſeiner Hoheit eingebüßt; er war mächtig und reich geworden, der Zuſammenhang zwiſchen den Provinzen und Rom war gelockert, die Unabhängigkeit der einzelnen Häuſer war größer, auch ihn hatte der Fluch getroffen, welcher den Genießenden verfolgt. Er vorzugsweiſe wurde Vertreter des modernen und höfiſchen Gepränges in Kirche und Schule. Auch früher hatte der Orden glänzende Schauſtellungen und das Eingehen in die Launen der vornehmen Welt nicht verſchmäht, aber damals war er geweſen wie der Prophet Daniel, der das perſiſche Kleid nur darum trägt, um ſeinem Gott unter den Heiden zu dienen, jetzt war Daniel ſelbſt ein Satrap geworden. Durch den weſtfäliſchen Frieden war auch die große Miſſionsthätigkeit des Ordens beſchränkt. Immer noch zog er klug ſeine Kreiſe um einzelne Seelen, wer reich oder vornehm war, der wurde feſt umgarnt. Die Bekehrungen proteſtantiſcher Fürſten und Fürſtenkinder wurden ſehr häufig, ſie erregten ohnmächtiges Poltern auf norddeutſchen Kanzeln, eitele Freude im katholiſchen Süden. Aber auch hier waren die Mittel gemeiner, durch welche der Orden bekehrte: nicht das Seelenheil der Geretteten, ſondern der Ruhm, welcher dem Orden daraus erwuchs, wurde die Hauptſache. In den Ländern des Kaiſers war an den Unterthanen die größte Arbeit gethan. Wo

hier und da noch das Ketzerthum aufglimmte, half die weltliche Obrigkeit. Nur ein Geschlecht, zäher und hartnäckiger als die Hussitensöhne und die mährischen Brüder, reizte die Bekehrungsluft des Ordens ohne Aufhören, das waren die Juden.

Seit den Kreuzzügen trachtete die sinkende Kirche und die Habgier des Stadtpöbels diesen Finanzleuten des Mittelalters nach Gold, Glauben und Leben. Was noch heut als Sage unter den Einfältigen umherläuft, wurde schon damals gegen sie vorgebracht. Sie sollten die Brunnen vergiften und die Pest herbeiführen, sie sollten Christenkinder ermorden und ihr Blut am Passahfest gebrauchen, ihr Herz genießen; sie sollten geweihte Hostien mit Ruthen peitschen u. s. w. In beinahe regelmäßigen Zeiträumen kehren die Verfolgungen wieder, Plünderung der Häuser und massenhaftes Hinschlachten. Durch Waffen, Qualen, Gefängniß wurde ihnen das Christenthum aufgedrängt, fast immer vergebens. Kein streitbares Volk hat heldenmüthiger roher Gewalt widerstanden als diese Waffenlosen. Die großartigsten Beispiele von beharrlichem Heldenmuthe werden selbst von christlichen Erzählern berichtet. So ging es durch das ganze Mittelalter, auch noch im 16. Jahrhundert suchten die Landesherren leere Kassen aus dem Beutel der Juden zu füllen, noch immer stürmte der Pöbel ihre Häuser, so 1614 in dem wilden Judenaufstand zu Frankfurt am Main. Einige große Gelehrte, Aerzte, Naturkundige erlangten ein Ansehen, welches durch alle Länder Europas ging, selbst den Christen widerwillige Achtung einflößte, aber das waren seltene Ausnahmen.

Unter diesen Gegensätzen zog sich die unzerstörbare Lebenskraft dieses Volkes in die Form, welche den Juden bis heut geblieben ist. Vom Kaiserrecht begünstigt, vor dem Landrecht hilflos, unentbehrlich und tief verhaßt, begehrt und verflucht, in täglicher Gefahr des Feuers, Raubes, Mordes, und wieder der stille Herr über Habe und Wohlfahrt von Hunderten, in

unnatürlich abenteuerlicher Stellung und doch in durchaus nüchterner Thätigkeit, mitten unter dem dichtesten Schwarm der Christen und doch durch eherne Schranken von ihnen getrennt, lebten sie ein zwiefaches Leben. Allen Stolz edlen Blutes, großen Reichthums, hoher Geistesanlagen, die volle Glut südlicher Empfindung, jede holde und jede dunkle Leidenschaft umschloß das Haus, die Familie, die Gemeinde; vor den Christen waren sie kalt, zäh, geduldig, furchtsam, kriechend und lauernd, gebeugt unter tausendjährigem Druck.

Bei der deutschen Beamtenherrschaft, welche sich seit dem dreißigjährigen Kriege ausbildete, fanden die Juden kaum größeren Schutz vor der Wuth der Menge, und ihre geistlichen Anfechtungen wurden fast ärger. Wenn der Protestantismus, damals schwach und verkümmert, sie mehr durch abstoßenden Hochmuth als durch seine Bekehrungskünste kränkte, war die alte Kirche um so eifriger zu taufen. Dagegen gedieh ihnen Handel und Erwerb, ja seit dem westfälischen Frieden war für sie eine glänzende Zeit gekommen. Die Verminderung des internationalen Großhandels, der Niedergang alter Handelshäuser zu Nürnberg und Augsburg, die dauernde Münzverschlechterung, die unaufhörlichen Geldbedürfnisse der großen und kleinen Landesherren begünstigten eine vielseitige Thätigkeit des jüdischen Geschäftes, welches durch ganz Deutschland gewandte Werkzeuge und von Konstantinopel bis Cadix Gastfreunde und Verwandte fand. Die Bedeutung, welche der innige Zusammenhang der Juden für den deutschen Handel in einer Zeit hatte, wo schlechte Wege, schlechte Zölle und eine sehr unwissende Gesetzgebung dem Verkehr die größten Schranken auflegten, ist noch lange nicht zur Genüge gewürdigt. In unermüdlicher Thätigkeit gruben sie wie Ameisen überall ihre geheimen Wege durch das morsche Holz des römischen Reichs; lange bevor die Briefpost und Waarenbeförderung ein großes Netz über die Landkreise gezogen hatten, bestanden ihre stillen Verbindungen für Brief- und Waaren-

ſendung. Arme Schacherer und fahrende Bettler liefen als treue Vermittler zwiſchen Amſterdam und Frankfurt, Prag und Warſchau hin und her, Wechſel und Juwelen unter ihren Lumpen, ja im eigenen Leibe verbergend. In gefährlichſter Zeit, durch Heere und polizeiliche Verbote ſchlich der wehrloſe Jude geſchäftig aus einer deutſchen Landſchaft in die andere. Dort trug er vollwichtige Kremnitzer Ducaten nach Frankfurt und brachte die leichten unter das Volk, welche die chriſtlichen Bankhäuſer der Reichsſtadt ſo lange gewiſſenlos beſchnitten hatten, bis ſie durch eine kaiſerliche Unterſuchungscommiſſion gezwungen wurden, den ungerechten Gewinn in Beſtechungsgeldern zu opfern. Hier kaufte er Spitzen und neue Kirchengewänder für ſeine Gegner, die geiſtlichen Herren, dort ſchmuggelte er einem Landesherrn Waffen und Kriegsgeräth durch ein feindliches Gebiet, hier geleitete er eine große Ladung feiner Leder aus dem Innern Rußlands bis auf die Meſſe von Leipzig, er allein befähigt, durch Schmeichelei, Geld und Branntwein die Habſucht der ſlaviſchen Adligen zu überwinden. Unterdeß ſaßen die reichſten in den wohlvergitterten Zimmern ihrer Judenſtadt, die Wechſel und Unterpfänder der höchſten Herren im ſicheren Verſchluß bergend, große Bankiers, vielvermögende Leute auch nach heutigem Maßſtabe.

So waren die Juden damals im Verhältniß zu den Chriſten wahrſcheinlich reicher als jetzt, jedenfalls mit den Eigenthümlichkeiten ihres Verkehrs unentbehrlicher. Sie hatten ſchützende Freunde am Kaiſerhof wie im Harem des Sultans und im Geheimzimmer des Papſtes, ſie hatten eine Ariſtokratie des Blutes, welche damals von den Glaubensgenoſſen noch hoch in Ehren gehalten wurde und bei Brautfeſten mit Stolz die Juwelen trug, welche ein Ahnherr vielleicht lange vor Marco Polo unter hundertfacher Lebensgefahr aus Indien gebracht, oder ein anderer von einem der großen Maurenkönige in Granada eingetauſcht hatte. Auf der Straße aber trug der Jude

noch die schimpflichen Zeichen des ungeehrten Fremdlings, im Reiche einen gelben Ring von Stoff an seinem Rocke, in Böhmen die steife blaue Halskrause, wie er im Mittelalter den hohen gelben Hut, in Italien den rothen Mantel getragen hatte. Zwar war er der Gläubiger und Arbeitgeber zahlreicher Christen, aber seine Gemeinde lebte in den größeren Städten noch zusammengedrängt in bestimmten Straßen oder Stadttheilen, in anderen war den Juden fester Wohnsitz überhaupt nicht, oder nur in beschränkter Zahl gestattet.

Wenige deutsche Judengemeinden waren damals größer und wohlhabender als die zu Prag. Sie war eine der ältesten in Deutschland; sagenhafte Ueberlieferungen führen sie auf eine Zeit zurück, wo der Glaube des Gekreuzigten an der Moldau noch unbekannt war. Selten versäumt ein Reisender die engen Gassen der Judenstadt zu besuchen, wo die kleinen Häuser, wie Bienenzellen an einander gedrängt, einst den größten Reichthum und das größte Elend des Landes umschlossen, und wo der Todesengel so lange den Tropfen Galle in den Mund der Gläubigen träufeln ließ, bis auf dem unheimlichen Kirchhofe jeder Zoll Erde zu Menschenasche wurde. Auf engem Raume hausten dort am Ende des 17. Jahrhunderts nahe an sechstausend fleißige Menschen, der große Geldhändler wie der ärmste Trödler und Lastträger, in fester Genossenschaft und gemeinsamen Vortheilen wie Bedürfnissen eng verbunden, durch ihre Gewerbthätigkeit und unermüdliche Unternehmungslust dem verarmten Lande unentbehrlich, und doch in einem fortwährenden Kriege gegen die Sitten, die Rohheit und den Glaubenseifer des neubekehrten Königreichs.

Denn damals lebte die zweite Geschlechtsfolge des neuen Böhmens, welches sich die Habsburger nach der Schlacht am Weißen Berge durch Blutgerichte, großartige Vertreibungen und furchtbare Dragonaden zurückgewonnen hatten. Die alten Adelsgeschlechter waren zum großen Theil ausgerottet, ein neuer kaiserlicher Adel fuhr in vergoldeten Carrossen durch

die ſchwarze Huſſitenſtadt, die alte bibliſche Wiſſenſchaft war in die Fremde gewandert oder im Elend des langen Krieges verkommen, an die Stelle der Kelchprieſter und der böhmiſchen Prädicanten waren die Patres und Bettelmönche getreten; wo einſt Huß die Lehre Wiclif's vertheidigt und Ziska die Lauheit der Altſtädter geſcholten hatte, erhob ſich jetzt ſiegſtrahlend das vergoldete Steinbild der Himmelskönigin. Wenig war dem Volke von ſeiner Vergangenheit geblieben, als die düſtern Steine der Königsſtadt, ein roher Pöbel und eine Neigung zu herber Frömmigkeit, welche jetzt vor den neuen Bildern der Heiligen die Ketzer verfluchte.

Aus ſolcher Zeit iſt uns eine kleine Schrift geblieben*), welche zwei von den Prager Berühmtheiten des Jeſuitenordens, die Patres Eder und Chriſtel, der erſte lateiniſch verfaßt, der zweite ins Deutſche übertragen haben; beide Verfaſſer auch ſonſt bekannt, der zweite als ein eifriger, aber geſchmackloſer deutſcher Dichter. Aus dieſer Schrift iſt der folgende Bericht entnommen. Der Auszug gibt ſo treu als möglich die Worte des urſprünglichen Werkes und das Eigenartige des Ausdrucks wieder. Die Erzählung lautet folgendermaßen.

„— So ſind in wenigen Jahren von einem einzigen Prieſter unſerer Societät in der akademiſchen Salvatorkirche des Collegii der Geſellſchaft Jeſu hundertundſiebenzig Perſonen jüdiſchen Standes durch das heilbringende Taufwaſſer gereinigt worden.

Nebenbei will ich allhier kürzlich einiger Judenkinder ſonder-

*) Der vollſtändige Titel lautet: Mannhafte Beſtändigkeit des zwölfjährigen Knaben Simons Abeles, welche er, um den Chriſtlichen Glauben zu behaupten, an Tag gegeben, da Ihn Lazarus Abeles, ſein Jüdiſcher Vatter, aus Haß Glaubens, zu Prag 21. Hornung im Jahre 1694 grauſam ermordet. Lateiniſch beſchrieben von R. P. Joanne Eder Soc. Jesu Theologo. Ins Deutſche überſetzet von erwähnter Societät R. P. Bartholomeo Christolio. Prag 1694.

bare Neigung zum christlichen Glauben erwähnen. Auf der Zinkower Herrschaft trug vor etlichen Jahren eine Jüdin ihr Töchterlein auf dem Arm, damit begegnete sie zufällig einem katholischen Priester, dem sie antrug ihr Kind anzuschauen, indem sie den Schleier von dessen Gesichtlein abstreifte, nicht ohne sich zu berühmen, daß sie ein dermaßen wohlgestaltetes Töchterlein zur Welt gebracht hätte. Der Priester wurde durch dies ebenso ungereimte als unerwartete Vertrauen angemuthet, das enthüllte Kind mit dem heiligen Kreuzzeichen zu segnen, mit der beigefügten Ermahnung, daß die Mutter selbiges zur Furcht und Liebe Gottes auferziehen, im übrigen aber der göttlichen Vorsicht überlassen sollte. Und siehe, diese kleine Jüdin war kaum auf ihre Füße gekommen, so hielt sie sich alsbald zu christlichen Mädchen, bog mit ihnen, wenn sie niederknieten, ihre Knielein, sang mit den singenden, ging mit ihnen auf die Auen und Wälder hinaus, graste mit ihnen, pflückte Erdbeeren und klaubte Holz zusammen, erlernte nebenbei von ihnen das Vaterunser und den englischen Gruß wie auch den Glauben aufsagen, mit einem Wort, sie machte sich in christlicher Lehre bekannt und verlangte eifrig getauft zu werden. Die hoch- und wohlgeborene Gräfin von Zinkow, um dieses Mägdleins Begehren zu erfüllen, führte die frohlockende in ihrem Wagen mit sich nach Prag, auf daß sie allda außerhalb der Eltern Angesicht sicherer zur Taufe befördert werden möchte. Nachdem die Eltern aber erkannt hatten, daß ihre Tochter durch so geraume Zeit ihre Anschläge behutsam geheim gehalten hatte, bejammerten sie schmerzlich, daß ihre Tochter eine Christin war, und waren auf den Priester, der sie im Arm der Mutter mit dem Kreuzeszeichen gesegnet hatte, herb und ungehalten, denn ihm schrieben sie die ganze Zuneigung des Kindes zum Christenthum zu.

Durch welche Ränke aber der Juden Treulosigkeit bemüht war, jede Bekehrung zu hintertreiben, habe ich selbst

unlängſt erfahren, als mir zum erſten Mal ein Glaubens-lehrling vom Judengeſchlecht, Samuel Metzel, zur Beleh-rung überwieſen wurde. Als Vater von vier noch unmün-digen Kindern hat dieſer ſich eifrig und viel bemüht, ſelbige alle, ein wahrer Iſrael, aus dem Aegypten der Judenſtadt mit ſich zur Freiheit herauszuführen. Siehe aber! ihm wollte Roſina Metzelin, ſeine Ehegattin, die damals noch großen Ab-ſcheu vor dem chriſtlichen Glauben hatte, nicht Folge leiſten; und weil ſie beobachtete, daß ihr die vier Kinder zugleich ent-zogen wurden, war ihr dieſer Kinderraub, wie einer Löwin der Verluſt ihrer Jungen, ſchwer zu ertragen. Sie forderte ihren Mann vor das biſchöfliche Ehegericht, wo ſie wenigſtens um zwei von den vier entrückten Kindern anhielt, weil ſie ihr, der Mutter, vor der Geburt beſchwerlich, bei der Geburt ſchmerzlich und nach der Geburt mühſam zu erziehen geweſen ſeien. Das hochweiſe erzbiſchöfliche Amt aber gab das Urtheil von ſich, daß dem Mann, der nächſtens getauft werden ſollte, alle Kinder zugehörten. Da hat das Weib mehr, als ſich ſagen und glauben läßt, den Verluſt überaus kläglich bejammert, und da ſie beſorgte, daß ſie auch der fünften Leibesfrucht, die noch unter ihrem Herzen verborgen lag, nach der Geburt beraubt werden möchte, war ſie emſig befliſſen, die Zeit ihrer Nieder-kunft vor den Chriſten zu bergen. Deshalb beſchloß ſie vor allem, ihre bisherige Herberge, die dem Ehemann und den Kindern bekannt war, zu ändern. Es iſt aber kein Rath wider den Herrn! Der Vater kam durch ſein unſchuldiges Töchterlein dahinter, das durch einige Monate beſtändig in eines Chriſten Behauſung gehalten worden war und von der Kindbettin in ihre verborgene Herberge unbehutſam eingelaſſen wurde. Auf dieſe Kundſchaft habe ich der Altſtadt Prag wohl-beſtallten Kaiſerrichter erſucht, welcher ſeinen Amtsſchreiber unverweilt in das Geburtshaus abfertigte, um von der Kind-bettin, und im Fall dieſe ſich weigern würde, von den Aelteſten des Judenvolks das neugeborne Kind, als dem nunmehr

getauften Vater zuſtändig, herauszubegehren. Weil aber die argliſtigen Judenköpfe zu des Kindes Auslieferung ſich nicht verſtehn wollten, wurde zu der jüdiſchen Wöchnerin eine chriſtliche Hebamme beordert, ob dieſe durch einen weiblichen gottſeligen Fund das Kind der Mutter heimlich entrücken könnte. Dieſe Hebamme begleiteten freiwillig etliche kühne chriſtliche Matronen. Als Anführerin die durch mannliche Gottſeligkeit allbekannte Ludmilla, Gemahlin des in Waſſer und Blut getauften Wenzeslaus Wymbrsky. Ihr Ehemann Wenzeslaus war mit dieſer Ehefrau und fünf Kindern von Sr. Eminenz dem Cardinal und Erzbiſchof von Prag 1646 in unſerer Kirche getauft worden. Es war der tobenden Judenſchaft überaus mißfällig, daß dreizehn Mann aus andern Geſchlechtern, dem Beiſpiel des Wenzeslaus folgend, in demſelben Jahre das Judenthum abgeſchworen hatten. Endlich kam ihnen unerträglich vor, daß Wenzeslaus in ſeinem Kaufladen, bei dem viele Juden täglich auf ihren Tandelmarkt vorbeigehn mußten, das Bildniß des gekreuzigten Heilandes öffentlich ausſtellte und jeden Freitag davor eine brennende Ampel unterhielt. Deshalb war er dem Judengeſchmeiß höchſt verhaßt und wurde oft mit Schmach und Spottreden angefallen. Als er nun einſt ſeiner täglichen Gewohnheit gemäß eine Stunde vor Tage in die Teynkirche ging, wohin ihm ſein Bedienter vorleuchtete, fielen ihn drei bewaffnete Juden an, von denen er mit zwei vergifteten Piſtolkugeln tötlich verwundet wurde, ſo daß er am fünften Tag darauf gottſelig ſein Ende nahm, nachdem er nicht zu bewegen geweſen war, die Mörder namhaft zu machen. Der Rädelsführer derſelben wurde ſpäter ertappt und zum Rad verdammt, brachte aber, als ein eigener Henker, ſich ſelbſt durch den Strick um. Des Getöteten Witwe, Ludmilla, war mit dem Häuflein der gottſeligen Frauen nun nicht im Stande, ſich zu der jüdiſchen Kindbettin unvermerkt einzuſchleichen, weil die Hebräer mit ihren ſcharfen Luchsaugen genau aufpaßten. Im Augenblick

rotteten ſich viele derſelben zuſammen und drängten ſich mit in das Zimmer der jüdiſchen Sechswöchnerin. Es ließ ſich aber Ludmilla durch ihre Anweſenheit und die mögliche Todesgefahr nicht abſchrecken. Sie überreichte das mitgebrachte Weihwaſſer der chriſtlichen Hebamme und forderte ſie mit kräftigen Worten auf, die Mutter zu entbinden und das Kind zu taufen. Die Sache ging an. Die Hebamme erwiſchte das Kind und taufte das neugeborene. Die Kindbettin aber ſprang raſend aus dem Bette und riß ihr das Kind mit heftigem Geſchrei gewaltthätig aus den Händen. Sofort fand ſich der Stadtrichter mit bewaffneten Männern ein, um das nunmehr chriſtliche Söhnlein von der Mutter abzuſondern. Da aber dieſe gleichſam raſend das Kind ſo feſt in ihren Armen umſchloſſen hielt, daß man zu beſorgen hatte, es möchte eher erdrückt als ihr entwunden werden, begnügte ſich der verſtändige Stadtrichter damit, den verſammelten älteren Juden ſtreng zu verbieten, daß ſie das Kind nicht zum Juden machten. Darauf wurde durch Se. Excellenz, Herrn Reichsgrafen von Sternberg, Oberſt-Burggrafen des Königreiches Böhmen, geboten, daß dieſes fünfte Kind dem Vater ausgehändigt werden ſollte. Nicht lange darnach ergab ſich auch die dem Judenthum hartnäckig zugethane Mutter und wurde getauft. Dies zur Einleitung. —

Der jüdiſche Knabe Simon Abeles hatte zum Vater den Lazarus, zum Ahnherrn aber Moſes Abeles, welcher der Judenſchaft viele Jahre als Primas vorgeſtanden hatte. Schon in zarten Jahren wurde an dieſem Knaben eine beſondere Gemüthsneigung zum Chriſtenthum verſpürt. Wo er konnte, ſonderte er ſich von jüdiſcher Jugend ab und geſellte ſich Chriſtenknaben zu, ſpielte mit ihnen und beſchenkte ſie, um ihr Wohlwollen zu erwerben, mit ſüßen Leckerbiſſen, die er am väterlichen Tiſch zuſammengebracht hatte; der jüdiſche gekrauſte Kragen, welchen die Juden mit blauem Kraftmehl geſtärkt ringförmig um den Hals tragen und ſich dadurch hier

in Böhmen von den Chriſten unterſcheiden, war dem Simon durchaus zuwider. Als das Licht ſeiner Vernunft heller wurde, erkundigte er ſich bei jeder Gelegenheit nach den chriſtlichen Geheimniſſen.

Es begab ſich, daß er von ſeinem Vater, einem Handſchuhhändler, in Geſchäften mehrmals nach dem Haus eines Chriſten, des Handſchuhmachers Chriſtoph Hoffmann, geſchickt wurde. Dort verweilte er in Betrachtung der heiligen, aber nicht der weltlichen Bilder, welche an den Wänden hingen, obgleich die letzteren koſtbarer und wegen künſtlicher Malerei anſehnlicher waren, und forſchte begierig die chriſtlichen Inwohner aus, was unter ſelbigen Bildern zu verſtehn ſei. Als ihm geantwortet wurde, daß durch das eine Chriſtus, durch ein anderes die Mutter Chriſti, die wunderthätige Gottesgebärerin von Buntzel (Bunzlau), durch jenes der heilige Antonius von Padua angedeutet werde, rief er von ganzem Herzen ſeufzend aus: „O daß ich ein Chriſt werden könnte!“ Ueberdies bezeugte ein Jude, Rebbe Liebmann genannt, daß der Knabe zuweilen ganze Nächte unter Chriſten zugebracht und ſich im väterlichen Hauſe nicht eingeſtellt habe.

Viele nun hielten dafür, daß ſolche Zuneigung zum Chriſtenthum einen übernatürlichen Urſprung habe und von einem Taufzeichen herrühre, das ihm ſchon in der Wiege von einem Chriſten eingedrückt worden ſei. Als man ſpäter dieſem ausgeſprengten Gerücht emſig nachgrübelte, wurde bezeugt, daß ein Präceptor, Stephan Hiller, einſt zu Lazarus Abeles geſchickt worden ſei, eine Geldſchuld abzuholen, daß er allda ein allein in der Wiege liegendes Kind gefunden und daſſelbe in innerlicher Herzensregung mit elementariſchem in der Nähe befindlichem Waſſer getauft habe. Auf Nachforſchung des hochehrwürdigen erzbiſchöflichen Conſiſtoriums ſagte dieſer Präceptor, welcher jetzt eine Kaplanſtelle bekleidet, aus, daß er nicht wiſſe, ob das Kind des Lazarus Söhnlein geweſen ſei; ja, ſeinem Dafürhalten nach wäre ſelbiges vielmehr einem

jüdiſchen Schneider zugehörig geweſen. Durch ſolche Ausſage blieb dieſer wichtige Umſtand zweifelhaft.

Nachdem ſich durch etliche Jahre in Simon's Gemüth die ſtandhafte Zuneigung zum Chriſtenthum ſo vergrößert hatte, daß ſie von Einheimiſchen deutlich bemerkt wurde, und der ſchlaue Knabe wol vorausſah, daß die Eltern und Blutsverwandten keine Mühe ſparen würden, ihm einen Stein in den Weg zu rücken, dachte er vorzubauen und dem väterlichen Hauſe und ſeiner jüdiſchen Freundſchaft zu entfliehen, bevor ihm der Paß verhauen würde. Als nun am 25ten des Heumonats 1693 der Vater Lazarus feierlichen Raſttag in der Judenſchule hielt, begab ſich der Sohn in ein der Judenſtadt nahe gelegenes Chriſtenhaus, welches von dem neulich getauften Juden Kawka bewohnt war, und ließ am ſelben Abend den Johannes Tanta zu ſich berufen, einen vor mehren Jahren mit ſeinem ganzen Geſchlecht bekehrten Juden, den er ſchon durch's Gerücht als einen eifrigen Mann und emſigen Anführer zum chriſtlichen Glauben kennen gelernt hatte; denn dieſer Mann, öfter ſein Leben in Gefahr ſtellend, hatte Juden, die nach dem chriſtlichen Glauben verlangten, und ihre neugetauften Kinder aus der Judenſtadt herausgezogen, in unſer Collegium St. Clement zum Unterricht geführt, war ihnen mit Nahrung, Kleidern, Fach und Dach behilflich geweſen, hatte ſolchen, die nicht leſen konnten, geiſtliche Bücher, vornehmlich aber das Leben Chriſti mit ſonderlicher Andacht ſtundenlang vorgeleſen, und fand ſeine beſte Freude darin, wenn er ſah, wie ſie durch die heilige Taufe abgewaſchen wurden. Dieſem nun öffnete Simon ſein Herz treulich und bat, daß Johannes ihn ins Collegium der Societät Jeſu führen wolle.

Es bedurfte nicht viel Bittens, der Mann borgte bei einem chriſtlichen Jüngling Kleider, überdeckte dem Simon den nach jüdiſcher Art geſchorenen Kopf mit einer Perrücke und führte ihn über den Altſtädter Platz ins Collegium. Mitten

auf beſagtem Platz ſteht aus einem einzigen Steine gehauen das große, reich übergoldete Bildniß der ſeligſten Gottesgebärerin. Johannes erklärte ſeinem chriſtlichen Lehrling, daß dies mit Goldglanz reich überzogene Bildniß die Himmelskönigin und die beſonders treue Fürbitterin aller Gläubigen bei Gott bedeute. Das hörte Simon begierig an, zog unverweilt den Hut ab, verneigte tief ſeinen ganzen Leib und empfahl ſich mit gottſeligem Seufzen der ſeligſten Gottesgebärerin als Pflegekind. Darauf wandte er ſich zu ſeinem Anleiter und redete ihn ſo an: „Wenn dies mein Vater ſähe, ſtracks würde er mich umbringen.“ So erreichten ſie unſer Collegium Abends zwiſchen ſieben und acht Uhr. Simon trug mir, der ich zum Thore berufen war, ſein Verlangen mit ungemeiner Beredſamkeit vor, zugleich begehrte er mit ſo hitzigem Eifer im chriſtlichen Glauben unterwieſen zu werden, daß ich mich verwundern mußte. Ich ſtellte den Knaben noch denſelben Abend dem ehrwürdigen Pater, Rector des Collegiums, vor. Es ſah faſt ſo aus, als befände ſich der zwölfjährige Knabe, wie vor Zeiten Jeſus, unter den Schriftgelehrten, indem er verſchiedene Fragen wohlberedt, ſcharfſinnig und mit einem Urtheil, welches ſein Alter überſtieg, beantwortete. Als ihm vorgerückt wurde, ſein ſpäter Eintritt errege den Verdacht, daß er in der Judenſtadt ein Laſterſtücklein begangen habe und in dem geiſtlichen Haus eine Zufluchtsſtätte ſuche, antwortete Simon mit heiterem Angeſicht: „Hat man Argwohn wegen einer Miſſethat, ſo forſche man nach der Wahrheit durch Ausrufen, wie es in der Judenſtadt gewöhnlich iſt. Wäre ich mir einer Laſterthat bewußt, ſo hätte ich mehr Hoffnung unter den Juden ungeſtraft zu bleiben, als unter den Chriſten, denn ich bin ein Enkel des Moſes Abeles, ihres Primators.“ Als man ihm aber wieder zuſetzte, daß er gekommen wäre, um unter den Chriſten eine Perrücke, ein Deglein und alamodiſche Kleider zu tragen, machte der Knabe ein ſaures Geſicht und ſprach: „Ich muß

bekennen, daß ich lange Zeit keinen Judenkragen getragen. Uebrigens verlange ich unter den Chriſten in keiner Kleiderpracht zu prangen und will mit alten Lumpen zufrieden ſein.“ Nachdem er ſolche ernſthafte Antwort von ſich gegeben, fing er an die Handſchuh von den Händen abzuſtreifen, den kleinen Degen abzugürten, die Perrücke vom Kopf zu reißen und das ſaubere Oberröcklein aufzuhefteln, entſchloſſen, ſo es nöthig wäre, dem entblößten Jeſus unbekleidet nachzufolgen.

Durch ſolche unerwartete Antwort und heldenhaften Entſchluß zur Armuth trieb er den Anweſenden Zähren aus den Augen. Als ihm aber befohlen wurde ſich wieder anzukleiden, zog er ſich bald wieder an und bezeugte mit gewichtigen Worten, die er öfter wiederholte, daß er von den Juden abtrete wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels, ſich aber den Chriſten zugeſelle, um ſich ſeines Heils zu verſichern, weil ihm wohl bewußt wäre, daß es unmöglich ſei ohne Glauben ſelig zu werden. Als er aber gefragt wurde, wer ihn gelehrt, daß der Glaube nothwendig ſei das ewige Leben zu erwerben, ſprach er ſieben oder acht Mal: „Gott, Gott, Gott allein“, wobei er ebenſo oft ſeufzte und mit beiden Händen auf ſeine Bruſt ſchlug. Jetzt trat er bald zu dieſem bald zu jenem Prieſter, küßte ihnen die Hände, fiel ihnen um die Knie und rief: „Patres, verlaſſet mich nicht, verſtoßet mich nicht, ſchicket mich nicht wieder unter die Juden, unterweiſet mich geſchwind, geſchwind, und (als ahnte und ſchwebte ihm das anſtehende Uebel vor) taufet mich geſchwind.“ Als nun Simon die Verſicherung bekam, daß er den Lehrlingen im chriſtlichen Glauben beigezählt werden ſollte, ſchlug er in beide Hände und hüpfte vor Freuden auf. Alle ſeine Rede ging ihm ſo reif und beſcheiden, hurtig und ohne alles Stammeln von Munde, als hätte er es vorher lange erwogen und aus dem Schreibtäflein auswendig gelernt, ſo daß ſich einer von den vier anweſenden Prieſtern mit Verwunderung zum andern wandte und lateiniſch ſagte: „Dieſer Knabe hat ein Mundwerk und

Verſtand wenn nicht über die Natur, doch wahrlich über ſein Alter."

Unterdeß war die finſtere Nacht herangekommen. Da aber für dieſes neue Nicodemerlein keine bequeme Nachtſtätte vorhanden war, wurde er unter innerlichem Widerſtreben meines Gemüthes in das Chriſtenhaus, aus welchem er hergeführt worden war, wieder zurückgelaſſen, um die Nacht in Ruhe bei dem neugetauften Georg Kawka zu verbringen. Dieſer wurde an die Pforte des Collegiums gerufen, und der Knabe wurde ihm mit dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, daß er ihn am nächſten Morgen in aller Frühe wieder in dem Collegium ſtellen ſolle, damit man ihn mit einer ſichern Wohnung verſorge.

Unterdeß nahm Lazarus die Abweſenheit des Sohnes wahr. Da er ihn weder bei Freunden noch bei andern Juden fand, fällte er bei ſich das ſichere Urtheil, daß ſein Sohn zu den Chriſten übergegangen ſei. Am Sonntag früh verfügte ſich Lazarus in jenes Chriſtenhaus des Handſchuhmachers Hoffmann. Er fand dieſen nicht zu Hauſe, hielt mit dem Verluſt des Sohnes und ſeinen Schmerzen hinter dem Berge und bat des Handſchuhmachers Ehefrau Anna inſtändig, den Georg Kawka herbeizurufen, weil er mit ihm, der ſein Schuldner ſei, ein wichtiges Geſchäft abzumachen hätte. Nach langer hebräiſcher Unterhaltung mit Lazarus kam Georg Kawka eilfertig ins Collegium, aber, was mir am ſchmerzlichſten fiel, ohne Begleitung des chriſtlichen Lehrlings. Er ſchien ſehr ängſtlich beunruhigt, meldete aber mit keinem Wort die Unterredung mit dem Vater, ſondern ſprach nur, daß Simon in ſeiner Herberge nicht ſicher genug ſei, man hätte wohl zu beſorgen, daß er durch argliſtige Anſchläge der Juden herausgeſpielt werden möchte. Nach ſcharfem Verweiſe, weil er den Knaben gerade bei ſolcher Gefahr nicht nach geſtrigem Befehl mit ſich gebracht, befahl ich ihm ſofort nach Hauſe zu gehn und den Simon herzuführen. Er verſprach dies zwar, ſetzte

es aber nicht ins Werk. Als nun Georg Kawka zu Hause vorgab, daß er in die Kirche gehn wolle, flehte Simon, als ahnte ihm etwas von bevorstehender Verrätherei, mit Worten und Thränen, daß Georg ihn nicht im Stiche lasse und den Juden, welche ihm heut unfehlbar nachstellen würden, zum Raube im Hause halte, sondern mit sich in die Kirche nehme und so ins Collegium bringe. Da er aber unter großen Schmerzen seines Gemüths wahrnahm, daß Georg Kawka mit faulen Fischen handelte, zog er sich nach dessen Abgang wieder in seinen Schlupfwinkel unter dem Dache zurück.

Kaum hatte Georg seinen Fuß über die Schwelle gesetzt, da kam Katharina Kanderowa, ein Zinsweib, vom Lande in ihre gemiethete Kammer, bei welcher Simon seinen Schlupfwinkel hatte, und sah den Knaben im jüdischen Röcklein, das er wieder anzulegen genöthigt worden war. Da nun besagte Katharina soeben von den Juden, welche um die Hausthür herumstanden, vernommen hatte, daß sie einen Judensohn suchten, der dem Vater entflohen sei, und da sie nicht wußte, daß Simon ein Lehrling im christlichen Glauben geworden war, zog sie ihn aus seinem Winkel hervor und führte ihn gewaltthätig ins untere Vorhaus. Als der Vater den Sohn erblickte, überreichte er dem ziemlich starken Weibe dreißig weiße Groschen, damit sie den Knaben, der nicht stark genug war sich aus ihren Händen zu winden, aus dem Hause über die Schwelle herausstoßen sollte. Gegen solche Gewaltthat rief er die Christen um Beistand an, aber vergebens, denn zwei baumstarke Juden faßten ihn, ein jeder bei einem Arm und trugen ihn, der gleichsam in der Luft schwebte, mit größter Eilfertigkeit in die Judenstadt und seines Vaters Haus. Lazarus der Vater aber ging arglistig Schritt für Schritt langsam hinterher, um den Christen vorzuplaudern, daß sein Sohn zu den Christen flüchtig geworden sei, um rechtmäßig verdienter Strafe zu entgehn. Dies schwatzte er dem Pöbel leicht ein.

Georg Kawka aber fand ſich bald nach beendetem Trauerſpiel bei mir ein, erzählte mir zuerſt die klägliche Entführung des Simon mit nichtswürdigen lüderlichen Entſchuldigungen. Ich aber redete ihm ſcharf zu, legte ihm klar vor Augen, weshalb ſich abmerken laſſe, daß er mit den Juden unter dem Hütlein geſpielt habe, und befahl ihm ernſthaft, wenn er nicht der verrätheriſchen Auslieferung des Simon vor Gericht ſchuldig ſein wolle, den Simon ohne Verſchub und mit allen Mitteln, auch durch Requiſition chriſtlicher Richter, wieder aus den Händen der Juden herauszuziehen und ins Collegium zu liefern. Und wahrlich, es hatte das Anſehen, als folge er treulich und emſig dem Befehl. Er durchſuchte mehre Tage die ganze Judenſtadt und durchſtrich faſt alle Häuſer, wie die ihm zugeſellten Begleiter bezeugten. Dadurch wandte er faſt allen Argwohn der Verrätherei von ſich ab, und da Simon nirgends zu finden war, befeſtigte er das allgemeine Gerücht, Simon ſei heimlich nach Polen geſchafft worden. Später wurde Georg Kawka ſelbſt in böſem Gewiſſen nach Polen flüchtig und iſt bis heut unſichtbar geblieben.

Simon aber, gewaltthätig in das väterliche Haus geriſſen, wurde ſeit dieſem Tage nicht mehr außerhalb der Hausſchwelle geſehen. Nach der Ankunft im Hauſe war der Vater ſeines Zornes nicht mächtig und ſchlug den Sohn ſo wild mit einem Stock, daß die anweſenden Juden ſchon damals beſorgten, er werde ihn entſeelen. Sie ſperrten den Simon deshalb in eine Kammer, in der ſich ein ſpäterer Zeuge, die Sara Breſin, aufhielt. Der Vater aber verſuchte durch wiederholtes kräftiges Anrennen die Kammerthür aufzubrechen und entfernte ſich endlich entrüſtet aus dem Hauſe. Als ſein Zorn ſich ein wenig gelegt hatte, übergaben ihm die Juden den ſchwarz geſchlagenen Knaben mit dem Rath, ihn durch Faſten zu zähmen. So wurde Simon in eine andere Kammer geſperrt. Dort verbrachte er ſieben ſchmerzvolle Monate in Hunger,

Gefangenſchaft, täglichen Verfluchungen, in Erwartung des oft angedrohten Todes. Als aber der Vater ſah, daß des Sohnes Gemüth unbeweglich war, und Simon am Sonnabend vor dem Faſtnachtſonntag wieder vor allen Hausgenoſſen unerſchrocken erklärte, daß er getauft ſein wolle, entſchloß ſich Lazarus zum Aeußerſten. Und damit nicht Zuneigung ſeine Hand hemme, wählte er einen Juden, Levi Kurtzhandl, zum Gehilfen, einen Mann von wildem Gemüth und friſchem Alter, der ihm ſchon früher den Rath gegeben, den Knaben durch Gift zu töten. Levi Kurtzhandl lud den Knaben in die Kammer der Stiefmutter deſſelben und führte ein Geſpräch mit ihm aus dem Talmud, um ihn zu bekehren. Als aber Simon auf ſeinem Vorhaben beharrte, wurde er von den Fäuſten des Levi zerſchlagen und von ihm und dem Vater in die nächſte Kammer geriſſen. Dort fielen ihn beide grimmig an, brachen ihm das Genick und trieben ſeinen Kopf gewaltſam an die Ecke eines hölzernen Kaſtens, wodurch der glorreiche Kämpfer Chriſti einen letzten Stoß an der linken Seite des Schlafes erhielt.

Während dieſe Grauſamkeit in der Kammer verübt wurde, war Lia, Stiefmutter des Simon, nebſt einem Geſellen, Rebbe Liebman, in der Nebenſtube mit Handſchuhmachen beſchäftigt. Bei dem Winſeln des Knaben und dem Getös der Totſchläger eilte ſie in die Kammer. Dort ſah ſie den entſeelten Leib auf dem Boden und beide Mörder um ihn auf den Knien. Darüber erſchrak die Frau ſo, daß ſie in Ohnmacht ſank und von Kurtzhandl durch eingeflößten Eſſig zur Beſinnung gebracht werden mußte.

Nach der That kam Hennele, die Köchin des Lazarus, zurück, welche er nebſt ſeinen kleinen Kindern aus dem Hauſe geſchickt hatte. Dieſe fragte bei der Nähe des Abendeſſens, wo Simon ſei. Ihr wurde ein Eid abgefordert die Sache geheim zu halten, worauf ihr der Vater ſelbſt ſagte, er habe mit Levi Kurtzhandl den Knaben, als einen Abtrünnigen vom

Geſetz Moſis, nach dem Beiſpiel des Patriarchen Phineas ums Leben gebracht.

Darauf berathſchlagte Lazarus mit Levi, wie die Unthat geheim zu halten, nicht nur vor den Chriſten, auch vor den Juden, zumal vor dem Geſchlecht der Burianer, welches allen, die zu den Abeles hielten, höchſt feindlich war. Levi erbot ſich, den Körper Simon's noch während der Nacht in ſein Haus zu tragen und im Keller eigenhändig zu beerdigen. Lazarus aber beſorgte, der Burian'ſche Anhang möchte dahinter kommen. Deshalb beſchloſſen ſie, den Leichnam auf dem öffentlichen Judenfriedhof begraben zu laſſen. Und da an dem Leibe zwar der Hals unterlaufen, ſonſt aber keine aufgeſchlagene Wunde zu ſehen war, mit Ausnahme des Stoßes am linken Schlaf von der Größe eines Ducatens, ſo rief Lazarus ſeine Hausgenoſſen zuſammen, beſchwor ſie und lehrte ſie, wie ſie einhellig ſagen ſollten, Simon ſei in Tobſucht gefallen und ſo an die Ecke des Kaſtens geſtürzt, wodurch er ſich am linken Schlaf tötlich verletzt habe.

Am nächſten Morgen früh wurde der glorwürdige Kämpfer Chriſti durch zwei Juden, Jerochem und Hirſches Keſſerlas, die Totenſchauer, in höchſter Stille unter die Erde gebracht.

Nach Simon's Beerdigung kam aus dem Grabe der erſte Gerichtsdiener, der Gewiſſenswurm, hervor, des gottloſen Lazarus Herz zu nagen. Die Erinnerung folterte ſein Gewiſſen unabläſſig und immer ſchwebte ihm die weltliche Strafe vor Augen. Dieſe Furcht vergrößerte ſehr der Handſchuhmachergeſelle Rebbe Liebman. Dieſer hatte nach der That ſtracks des Abeles Haus verlaſſen und ſich aus dem Staube gemacht und erſt nach der Beerdigung wieder bei ſeiner Arbeit eingefunden. Als ihm Lazarus den Verlauf zu erzählen begann, fiel ihm Rebbe in die Rede mit der Betheuerung, daß er kein Wort über die Unthat zu hören verlange, da er die Judenkinder ſchon auf öffentlicher Gaſſe das ganze geſtrige Trauerſpiel hätte erzählen hören. Dies traf den beſtürzten

Lazarus wie ein Donnerſchlag; ohne Zögern packte er alle leichteren Sachen zuſammen, verkaufte das in der Judenſtadt erbaute Haus und trat den in einem hochadligen Hauſe gemietheten Kaufladen einem andern Juden ab, um ſich in Polen niederzuſetzen. Er war auch ſchon fertig, am folgenden Tage die Flucht vorzunehmen, aber durch göttliche Schickung wurde der hochadlige Hausherr, welcher ihm den Kaufladen verpachtet hatte, gerade durch Gicht in der Hand verhindert, die Abtretungsſchrift eigenhändig zu unterzeichnen.

Unterdeß ging am 23. Februar ein den Chriſten nicht übel geneigter Jude, Johel, in der Judenſtadt durch das Sommerthor, wo er ſpielende Kinder antraf, die einander erzählten, daß Simon Abeles, vor drei Tagen friſch und geſund, geſtern früh ohne alles Leichengepränge begraben worden ſei. Johel machte ſich unverweilt auf den Begräbnißplatz, ſah ein friſch aufgeworfenes Grab, erwog andere Umſtände und Gerüchte und kam zu der verſtändigen Muthmaßung, daß Lazarus Mörder des Sohnes ſei. Dies vertraute er ſofort einem Concipiſten der königlichen Statthalterei in größter Heimlichkeit. Nachdem ich Nachricht davon erhalten, und der jüdiſche Angeber mehrmals mit Ernſt zu treuem Bericht ermahnt worden war, ſchrieb er am folgenden Tage den ganzen kläglichen Verlauf nieder, um ihn der hochadligen Statthalterei zu überreichen. Dieſe befahl den Körper des Simon ausgraben und durch beſtimmte Aerzte genau beſichtigen zu laſſen, endlich die der That Verdächtigen wie auch deren Mitwiſſer in ſichern Verhaft zu nehmen. Dies alles wurde behutſam ohne Verſchub ins Werk geſetzt. Der Körper wurde unter dem Schutz bewaffneter Mannſchaft ausgegraben; die zuſammengelaufenen Juden und der herbeigerufene Judenarzt ſagten aus, daß ein bösartiger Ausſchlag am Haupte und zuletzt Tobſucht dem Knaben die Seele ausgetrieben hätte. Die Herren Aerzte aber gaben das Gutachten, daß mehre Indicien, Bruch des Genickes und eine kleine runde Wunde im Schlaf,

anzeigten, daß der Knabe durch einen gewaltthätigen Schlag umgekommen ſei.

Darauf wurde Lazarus Abeles vor den Leib ſeines Sohnes geführt. Er erblaßte und zitterte, wurde ſo verwirrt, daß er verſtummte und eine gute Weile kein Wort richtig ausſprechen und nichts deutlich beantworten konnte. Endlich da die Herren Commiſſarien beſtändig darauf drangen, ob er des Knaben Leib kenne, gab er mit geneigtem Kopf und ſchwacher Stimme zur Antwort, es ſei der Leib ſeines Sohnes Simon, und als man ihm ferner zuſetzte, woher die Wunde am linken Schlaf rühre, gab er verwirrte und widerſprechende Antworten. So wurde er wieder in das Gefängniß geführt, der Körper des Knaben aber von dem jüdiſchen Leichenbret in einen chriſtlichen Sarg gelegt und unterdeß in den tiefen Rathhauskeller geſtellt. Die Herren Commiſſarien begannen unermüdlich Chriſten und Juden auszufragen. Ungeachtet aller Indicien aber blieb Lazarus und die in beſonderem Gewahrſam gefangenen Frauen, Lia ſein Eheweib, und Hennele ſeine Köchin, faſt einſtimmig auf derſelben Ausſage, Simon habe nie die Flucht aus dem väterlichen Hauſe genommen, um ein Chriſt zu werden, ſondern ſei lange Zeit mit der Kopfkrätze behaftet geweſen und deshalb zu Hauſe gehalten worden; zuletzt habe er heftigen Widerwillen vor Speiſe bekommen, ſei in gewaltthätiger Tobſucht geſtürzet und habe ſich zu Tode gefallen.

Alle Mittel die Wahrheit zu erforſchen halfen nicht, Lazarus Abeles und die beiden einzigen Zeugen, welche man damals kannte, blieben halsſtarrig.

In Gedanken darüber ging der wohlgeborne Franz Maximilian Freiherr von Klarſtein, beſtellter Commiſſarius, eines Mittags heim und ſchritt die Treppe in ſeinem Hauſe hinauf; da kam ihm plötzlich vor, als würde er heftig in die Seite geſtoßen, er wandte ſich verdrießlich um, ſiehe, da kam ihm auf dem ebenen Plätzlein, welches beide Stiegen von einander ſchied, ein ſtehender Knabe vor Augen, der den Kopf

neigte und mit fröhlichem Angeſicht holdſelig lächelte, mit einem jüdiſchen Totenleilach überdeckt, am linken Schlaf verwundet, an Größe und Alter dem Simon gleich, wie ihn dieſer Herr bei Beſichtigung des Leibes mit eigenen Augen geſehen und mit lebhafter Einbildung in ſein Gedächtniß gedrückt hatte. Der Herr erſtaunte und dachte noch hin und her, was dies bedeuten möchte, als er mit ſeiner Gemahlin und etlichen Gäſten bei Tiſche ſaß. Da hörte er einen Menſchenfinger etliche Mal an die Thüre des Speiſeſaales anklopfen. Der Diener wurde hinausgeſchickt und meldete, ein unbekanntes Mädchen begehre inſtändig hereingelaſſen zu werden. Eingelaſſen und gütig angeredet, antwortete das vierzehnjährige Mädchen, ſie heiße Sara Breſin, wohne jetzt unter den Chriſten, um in dem chriſtlichen Glauben unterwieſen zu werden, und hätte vor kurzem bei dem Zinsmann im Haus des Lazarus Abeles als Magd gedient; dort hätte ſie mit ihren Augen geſehen, wie grauſam Lazarus ſeinem Sohne Simon darum zugeſetzt habe, weil dieſer, um getauft zu werden, zu den Chriſten geflüchtet ſei.

Auf dieſe und andere Ausſagen wurde Sara dem Lazarus gegenübergeſtellt, dem ſie mit großer Gemüthsfreiheit und nachdrücklichen Worten Alles, was ſie wußte, vorhielt. Lazarus aber leugnete Alles rund ab und rief in raſenden Verfluchungen alle Teufel auf ſeinen Kopf. Als er aber in ſeinen Kerker zurückkehrte, ergriff Verwirrung und Verzweiflung ſein Gemüth, er erkannte, daß ihm ſein Leugnen vor Gericht nicht mehr helfen werde, und beſchloß ſich dem Rechtsverfahren durch ein letztes Mittel zu entziehen. Obwol ihm beide Schenkel und eine Hand durch Feſſeln gehindert waren, ſo ſchlang er doch ſtatt eines Stricks die Tephilim genannten Riemen, womit die Juden beim Gebet den Kopf und die Arme umwinden, ans eiſerne Fenſtergitter und erwürgte ſich daran. So wurde er am folgenden Morgen erdroſſelt gefunden. Denn die Juden halten aus Irrthum für zuläſſig ſich

ſelbſt zu erwürgen, und verüben dergleichen öfter. — Sein toter Leib wurde gerichtet.

Nach ſeinem Tode legten ſeine Frau Lia und die Dienſtmagd Hennele, der Sara Breſin gegenübergeſtellt, ein offenes Bekenntniß ab; auch der flüchtige Handſchuhmachergeſelle Rebbe Liebman wurde eingezogen und bekannte. Seine fürſtliche erzbiſchöfliche Gnaden beſtimmten, daß Simon in der Teynkirche in der Kapelle des h. Täufers Johannes, zunächſt dem Taufſtein in ausgehöhltem Mauergrab von polirtem Marmelſtein begraben würde, in einem ſauberen, eichenen, mit rothem Sammet überzogenen und mit einem Schloß verwahrten Sarge mit drei Schlüſſeln. Ferner, daß der Sarg von unſchuldigen und adligen, mit Purpur gekleideten Jünglingen zur Begräbnißſtätte getragen werde. Die hochadlige Frau Sylvia Katharina, geb. Gräfin Kinsky, Sr. Excellenz des Herrn Reichsgrafen Schlick Gemahlin, ließ doppelte koſtbare Kleider zu dieſem Tage verfertigen, ein Unterkleid von weißem Atlas und ein rothes Oberkleid, beide mit Gold unterwirkt, mit goldenen Knöpfen beſetzt und mit goldener Poſamentirarbeit geziert, ſchaffte auch Strümpfe von gleichem Zeuge, um die Füße zu bedecken, und einen überaus ſchönen Kranz von goldenen und ſilbernen Lilien und Roſen, um das Haupt des jungfräulichen Blutzeugen zu krönen.

Kaum war ſein hochwerther Leib geſchmückt und in den köſtlichen Sarg verſetzt, ſo fand ſich der hohe Adel beiderlei Geſchlechts ein und drang mit gottſeligem Ungeſtüm in die Kapelle, wo alle erſtaunten und den wunderſamen Gott prieſen, als ſie das heilige Pfand (den Körper des Simon) fünf Wochen nach ſeiner Entleibung unverſehrt ſahen, kein Ausdämpfen eines Geruchs verſpürten und wahrnahmen, daß aus ſeinen tötlichen Wunden fortwährend roſafarbenes friſches Blut abtröpfelte. Weswegen auch hochangeſehene Perſonen mit ihren Handtüchlein dieſen koſtbaren Saft auffaßten. Andere aber, welche mit keinem ſaubern Tüchlein verſehen waren, oder

wegen des großen Gedränges nicht zukommen konnten, machten ſich über die alte Totentruhe und riſſen die blutigen Hobelſpähne darin weg. Darauf wurde der ehrenwerthe Leib auf dem großen Rathhausſaal dieſen und den nächſten Tag ausgeſtellt. Es war aber auch allda überaus ſchwer zu ihm zu dringen. Endlich am 31ten März wurde die Beiſetzung ins Werk gerichtet. Bewaffnete Macht umgab in drei Reihen das Rathhaus, durch die ganze Stadt begannen in ſiebenzig Kirchen die Glocken zu ſchallen und läuteten zwei ganze Stunden fort. Unterdeß verſchmachtete die Synagoge und ganze Judenſchaft faſt vor Todesangſt, weil ſie hoch beſorgte, vom chriſtlichen Pöbel aus Rache angefallen zu werden. Es ſchien aber einem Wunder nicht ungleich, daß keine Gewaltthätigkeit vorgenommen wurde, da doch in den verwichenen Jahren die Chriſten mehr als einmal wegen geringerer Urſachen den Tandelmarkt und die Judenſtadt angefallen und ausgeplündert, auch die Juden ſelbſt angegriffen, etliche ſchwer beſchädigt und, wie bekannt iſt, gar ermordet hatten.

Als gegen zehn Uhr die Maler mit einer doppelten Abbildung des Blutzeugen Simon fertig waren, begannen die Kirchengebräuche. Nachdem der Sarg verſchloſſen war, ſchickten ſich die Commiſſarien an, die Schloßlöcher zu verſiegeln. Da aber die papiernen Siegelzettel leicht verletzt werden konnten, wurde von den Herren Commiſſarien ein bequemes Seidenband verlangt. Als dies hochadlige Perſonen wahrgenommen, riſſen ſie von ihrem Haupt, Bruſt und Armen ſolche Zeuge ab. Seine Excellenz der Reichsgraf von Martinitz band ein an ſeinem Degenhefte hangendes Band ab. Es wurde aber zu dieſem Gebrauche das Band von rothem Atlas gewählt, welches die hoch- und wohlgeborne Gräfin Kolowrat getragen, dies wurde entzweigeſchnitten und über das Schloßloch herabgezogen und angeſiegelt. Darauf wurde der Sarg des Märtyrers mit einer großen, von rothem Sammet koſtbar gefertigten Fahne bedeckt, mitten auf dem Totenſchrein ſtand ein

zierliches Bild Unſerer Lieben Frauen, an beiden Ecken Engel mit Palmenzweigen. Sechzehn von gutem Adel herſtammende Jünglinge legten ihre unſchuldigen Achſeln unter den Leichenſchrein; ſie trugen rothe, mit goldenen Borten ſchimmernde Mäntel, Kränze von rother Seide gewunden, mit ſilbernen Roſen unterſetzt. Dabei klang der Glockenklang durch alle drei Städte, die Wolken des Himmels heiterten ſich plötzlich auf, die Volksmenge bedeckte alle Dächer, nahm alle Fenſter ein, ſie war nicht nur aus den drei nahen Weingebirgen, ſondern auch aus fernen Flecken und Städten zuſammengeſtrömt.

Das Heer des Leichenzuges führten die erſten Stadtbeamten, darauf folgten die unlängſt getauften Jüdlein mit rothen Feldzeichen geziert, denen zwei Kirchenfahnen von gleichem Zeuge vorangetragen wurden. Ferner eine unzählbare Menge von Schulknaben aus allen Schulen der drei Städte, in acht Purpurfähnlein abgetheilt; drittens unter rothen Fahnen alle Studentlein aus den untern lateiniſchen Schulen. Viertens über vierhundert Köpfe der lateiniſchen Bruderſchaft aus den Schulen; ihnen wurde Kreuz und Fahne, mit einem Sonnenſchirm umgeben, mit angezündeten Wachslichtern vorgetragen. Ihnen folgte fünftens die ganze Studentenbruderſchaft Unſerer Lieben Frauen, darunter viele Doctoren, Gerichtsbeiſitzer und verſchiedene vom Reichsadel; vor ihnen wurde Kreuz und Fahne mit Sonnenſchirm getragen, in ihren Händen führten ſie brennende Wachskerzen und flammende weiße Windlichter. Sechstens kam das erſte Sängerchor, dann die Kleriſei in ihren Chorröcken, dann die zweite Sängerordnung, darauf die Leviten, Pfarrherren, hochwürdigſten Capitelherren mit dem Officianten, welchen Stadtſoldaten in langer Reihe zur Seite gingen. Siebentens trugen den hochwürdigen Leichnam des Blutzeugen (Simon's) die ſechzehn geſchmückten Jünglinge. Zu beiden Seiten des Sarges gingen zwölf Knaben mit rothen brennenden Fackeln, mit holländiſchem Purpur-

gewand ausbündig schön überkleidet. Achtens folgten dem Sarg die hochadligen Vorsteher und Statthalter des Königreichs, alle in ihren Händen rothe Fackeln haltend, ihnen folgte der vornehmste Adel beider Geschlechter in großer Menge, endlich eine unzählbare gottpreisende Volksmenge. —

Der Gehilfe des Mordes, Levi Hüsel Kurtzhandl, von den Juden so genannt, nicht weil er Kurzhändler war, sondern weil sein Vater überaus kurze Hände gehabt hatte, war von wohlhabenden Eltern zu Prag geboren, von hoher Gestalt, zwanzig Jahre alt, stark, von trotzigem Gesicht, zornmüthig, wacker beredt und witzig, in talmudischen Büchern, die er elf Jahre studirt hatte, ausbündig erfahren. Er hatte sich neun Meilen von Prag bei seiner jüdischen Braut geborgen. Nach emsigen Nachforschungen wurde bewaffnete Mannschaft abgefertigt, welche ihn in Eisen legte und zu Wagen mit untergelegten Pferden am 22ten März in Prag einbrachte. Obwol die Commissarien nach früheren ähnlichen Fällen zweifelten, daß sich aus diesem harten Kieselstein ein Tropfen Wahrheit würde auspressen lassen, wurden ihm doch die Zeugen gegenübergestellt. Er aber gestand trotz der Bekenntnisse dreier Zeugen gar nichts; man bedrohte ihn mit dem Henker und der Folterbank, aber das wirkte bei ihm so viel, als wenn man einem Krebs droht, daß man ihn ersäufen wolle. Denn er traute sich zu, auch die Folterung zu überstehn und so los zu kommen. Ja er erkühnte sich zu sagen, man verfahre bei dem Gerichtshandel gegen ihn wider alles Recht und Gesetz. So wurde er dem Rechte gemäß nach der Aussage von drei Zeugen auch ohne sein Geständniß zum Rade verdammt.

Er aber unterbrach durch sieben Monate die Vollstreckung des Richterspruchs, indem er durch einen jüdischen Blutsverwandten den Handel vor Seine Kaiserliche Majestät Leopold brachte. Durch jüdische Ränke wurde jetzt das Verfahren gehemmt und dermaßen saumselig betrieben, daß man klar bemerken konnte, der Verurtheilte suche nur einen Aufschub

auf mehre Jahre, um endlich Strafmilderung zu erhalten oder durch freiwilligen Tod vorzubauen. Endlich erwirkte das Tribunal, daß der Beschuldigte seine Schutzschrift binnen vierzehn Tagen einreichen mußte; ihre eitlen Entschuldigungen wurden zurückgewiesen und durch Kaiserliche Majestät der Richtspruch bestätigt. Er aber blieb bei seinem Wort: „Ich bin unschuldig am Blut des erschlagenen Knaben.“ Dies wiederholte er öfter vor Pater Johannes Brandstedter von der Societät Jesu, einem unermüdlichen apostolischen Arbeiter, der vier Tage nach Kurtzhandl selig an dem heftigen Gifte starb, das er bei Liebesdiensten am Krankenlager in sich gezogen. Als dieser den Verurtheilten frug, ob er den Tod gutmüthig überstehn könne, und ihn zur Annahme des seligmachenden Glaubens ermahnte, antwortete Levi mit fröhlichem Gesicht ohne Verwirrung: „Ich achte den Tod so wenig als diesen Strohhalm — er hielt wirklich einen in der Hand und warf ihn darauf weg, — was aber den Glauben anlangt, so wollen wir jetzt aus heiliger Schrift verhandeln, wer von uns beiden den wahren Glauben habe. Der Pater soll aber nicht denken, eine plumpe Einfalt vor sich zu haben, denn ich habe elf Jahre die talmudischen Bücher studirt.“

So begann ein Glaubensstreit, der Priester griff den Talmudisten mit theologischen Beweisthümern an, und Levi faßte Alles wegen der tapferen Fähigkeit seines Witzes; zuletzt warf er seine jüdische Bibel mit Ungeduld von sich: „Dem sei wie ihm wolle, ich bleibe wie ich geboren worden.“ Da der verstockte Jüngling am nächsten Tage sein gestriges Liedlein wiederholte, griff der Priester die Sache wieder anders an, sprach ihm nicht mehr zu, sondern wandte sich zu andern Mitgefangenen und las diesen aus der h. Schrift verschiedene Zeugnisse vor, wodurch er bewies, daß der Messias schon dagewesen sei.

Dies hörte Levi still und bedächtig an, und obwol er kein Zeichen gab, daß er geneigter zum heiligen Glauben sei, so war doch aus seinem Angesicht zu sehen, daß ihm des Priesters

Gegenwart nicht ſo unangenehm ſei wie geſtern. Am dritten Tage begehrte Levi, ſo verhärtet er ſonſt war, doch, daß der Pater am Nachmittag wiederkomme, da ihm ſeine Anweſenheit in dieſem elenden Zuſtand zum beſonderen Troſt diene. Da dies der Prieſter muthig verſprach, ſchien das ſteinharte Herz erweicht, am Nachmittag verließ ſich der Pater in heiliger Einfalt ſo auf das Zutrauen des Juden, daß er alle Andern entfernte, mit ihm allein blieb und ihn freundlich und inſtändig bat, er möchte ihm ſelbſt einen Troſt geben und ihm, dem Pater, als höchſtes Geheimniß bei Treue und Glauben, wenn es ihm gefällig ſei, erzählen, was er von dem Tode des Simon wiſſe. Ueber dieſe unerwartete Anrede erſtaunte Levi ſehr, er ſchwieg lange ſtill, endlich aber faßte er aus dieſem ſeltenen Vertrauen eines chriſtlichen Prieſters zu einem Juden Hochachtung vor der Aufrichtigkeit deſſelben und bekannte, durch die verſprochene Verſchwiegenheit des Paters verführt, vor ihm ſelbſt und vor einem Mitgefangenen unter großen Schmerzenszeichen, mit eingezogenen Achſeln und auf die linke Seite niedergelaſſenem Kopfe, daß er auf Anſtiften des Vaters Lazarus Abeles gewaltthätige Hand an den Simon gelegt und ihn aus Eifer für das Geſetz Moſis umgebracht habe.

Ueber dieſes Geſtändniß war der Prieſter überaus froh und bemühte ſich, ihn durch Beweiſe und inſtändiges Bitten zu vermögen, daß er ſich hochherzig zu Gott wenden möchte. Levi aber wollte darauf mit keiner rechten Antwort heraus. Und da der Prieſter ſich bei ſchon heranſchleichender Abenddämmerung zum Heimgehn rüſtete, ſchlug Levi ſeine Augen zum Himmel und ſprach mit tiefem Seufzer: „Vater, wo werde ich morgen um dieſe Zeit ſein?“ worauf der Prieſter verſetzte: „Mein Kind, im Himmel, ſo du den chriſtlichen Glauben annimmſt; ſtirbſt du aber im Judenthum, als ein verſtockter Jude in der Hölle.“ Darauf wünſchte er ihm auf's Freundlichſte eine gute Nacht und ein ſeliges Ende und ging davon.

Am andern Tage fand der Prieſter den Verurtheilten zum bevorſtehenden letzten Trauerſpiel ganz weiß in weiße Leinwand gekleidet, gleichſam als hätte er ſich ausgerüſtet getauft zu werden. Der Pater frug ihn nach freundlichſter Begrüßung, in welchem Glauben zu ſterben er ſich endlich entſchloſſen hätte. Darauf gab Levi dieſe Worte zurück: „In demſelben Glauben will ich ſterben, in welchem Abraham, Iſaak und Jakob geſtorben ſind. Und wie vor Zeiten Abraham ſeinen Sohn, ſo will ich heut mich ſelbſt für meine Sünden aufopfern.“ Als ihm der Prieſter weiter zuſetzte, ſprach er mit gütigem Angeſicht und unverwirrtem Gemüth: „Ich bitte zum demüthigſten, der Pater wolle mir nicht weiter mit der Taufe läſtig werden, denn ich will jetzt die Pſalmen beten und mich zum glückſeligen Tode vorbereiten.“ Darauf begann er die Pſalmen zu ſprechen, aber ohne die Tephilim genannten Riemen, obwol die Juden ſonſt das Gebet ohne Umwinden der Stirn und Hände für Sünde halten. Er betete aber mit ſolcher Herzenszerknirſchung und ſolch heftigem Bruſtklopfen und Thränen, daß ſich die Mitgefangenen und Anweſenden über dieſen büßenden Menſchen heftig verwunderten.

Nach einem Gebet, das über zwei Stunden dauerte, übergab er ſich hurtig in die Hände des Henkers und redete ihn mit ganz heiterem Geſicht ſo an: „Mache mit mir, was dir Gott und mein Richter zu thun befohlen hat.“ Darauf wandte er ſich zu ſeinen Mitgefangenen, beurlaubte ſich freundlich von ihnen und bat demüthig, ihm ſeine begangenen Mängel zu verzeihen. Nach zehn Uhr führte man ihn unter dem Zuſchauen einer unzähligen Volksmenge aus dem Gefängniß und band ihn in eine Ochſenhaut ein, wobei er kein Zeichen von Ungeduld oder Mißfallen von ſich gab. Nur die gebundenen Hände hob er zuweilen betend zum Himmel auf. So wurde er von einem Pferde zur Walſtatt geſchleppt. Als er wahrnahm, daß der begleitende Prieſter mitten auf dem Platz in Gefahr war, von einem Pferde ſchwer beſchädigt zu werden,

und daß er durch das zulaufende Volk gedrängt wurde, bat er mit mitleidiger Stimme, daß er vorangehn möge, ſich der Gefahr zu entziehen.“ —

So weit die Worte des Jeſuitenberichts. Auf dem Schaffot legte Levi allem Volk ein männliches Bekenntniß ſeiner That ab, mit der Bitte, die Zeugen, welche nur die Wahrheit geſagt, nicht länger im Gefängniß zu halten. — — Die Einzelheiten der Hinrichtung waren beſonders grauſam, der erfahrene Henker vermochte — ſo erzählen die Verfaſſer — den ſtarken Körper des Verbrechers mit dem Rade nicht zu töten. Zuletzt rief Levi den Prieſter an ſeine Seite und frug ihn mit klarer Stimme, was er ihm verſpräche, wenn er ſich taufen ließe? Als ihm der Pater außer der Vergebung aller Sünden auch noch ſchnellen Tod verſprach, antwortete Levi: „Ich will getauft werden.“ Siegreich eilte die Kirche mit einer Nothtaufe, ſehr geneigt, die unerhörte Körperkraft und Ruhe des Verbrechers für ein beſonderes Wunder göttlicher Vorſehung auszugeben. Levi ſprach die vorgeſprochenen Formeln kräftig nach und empfing ruhig den jetzt wirkſamen Todesſtreich. —

Das iſt die traurige Geſchichte von Simon Abeles. Wer den Jeſuitenbericht unbefangen beurtheilt, wird Einiges darin finden, was die Erzähler zu verſchweigen wünſchen. Und wer mit Abſcheu auf die fanatiſchen Mörder ſieht, der wird doch den fanatiſchen Prieſtern keine Theilnahme zuwenden. Sie reißen das kaum geborene Kind aus dem Arm der Mutter, ſie halten für einen gottſeligen Fund, den Säugling ſeiner Mutter heimlich zu ſtehlen, ſie werben durch Spione und Zuträger, durch Verſprechungen, Drohungen, Aufregungen der Phantaſie ihrem Gott, der dem Gott des Evangeliums ſehr unähnlich iſt, Schaaren von Proſelyten zum „Abwaſchen“; ſie benutzen einen jammervollen Mord mit der Geſchicklichkeit erfahrener Regiſſeure, um ein wirkſames Trauerſpiel in Scene zu ſetzen, und den toten Leib eines Judenknaben, um durch Pomp, Flitter und maſſenhafte Aufzüge, womöglich durch Wunder, ihren Glauben

bei Chriſten und Juden zu empfehlen. Ihr Fanatismus, im Bunde mit der bürgerlichen Obrigkeit und willfährigem Geſetz, ſteht gegen den Fanatismus eines geſchmähten, verfolgten, leidenſchaftlichen Stammes; Liſt und Gewaltthat, Frevel und verkümmerte Sittlichkeit hier wie da.

Noch durch zwei Menſchenalter arbeitete der Eifer der Jeſuiten gegen die Juden, ein Kampf von zwei fremden Genoſſenſchaften auf deutſcher Erde. Die eine beſtand aus den Söhnen der alten Wüſtenbewohner, denen ihr oberſter Scheich, der wilde Jehovah, vor Kamelen und Heerden im feurigen Wirbel des Wüſtenſturmes vorangegangen war, jeden tötend, der von ihm abfiel. Und gegen dieſe die Nachkommen des ſpaniſchen Edelmanns, der das Ungeheure unternommen hatte, die Seelen der Menſchen zu formen wie Räder einer Maſchine, alle höchſte Geiſteskraft dienſtbar zu machen einem einzigen Zweck, einer Prieſterſchaft, einem beſtellten Oberſten des höchſten Kriegsherrn Jeſus.

Was war dem Levi Kurzhand und dem Kohn Abeles der Loyola und ſeine Schule? Loyola, wie alt war er? Ihre Väter hatten das Opferthier geſchlachtet dreitauſend Jahre, bevor der erſte Jeſuit ein Judenherz gepeinigt hatte, ihre Enkel, ſo wußten ſie, würden das Opfer darbringen im Reich des Meſſias noch dreitauſend Jahre, nachdem der letzte Jeſuit zu ſeiner Mutter Lilith verſammelt wäre. Das furchtbare S. J., welches golden auf dem Stein des Collegiums prangte, wie lange konnte es dauern? Zur Zeit ihrer Großväter war es aufgekommen, zur Zeit ihrer Enkel würde es wieder ausgekratzt werden. Was war dem Samen Abraham's dieſe neue Erfindung? Ein Schwindel, eine kurze Plage Aegyptens. Stolz ſah die katholiſche Kirche auf ſiebenzehnhundert Jahre der Siege und Eroberungen, ſtolzer aber der verachtete Jude auf eine Vergangenheit, welche bis in das Grauen der erſten Erdentage hinaufreicht, denn ſein Glaube war ſchon ſiebenzehnhundert Jahre alt geweſen, bevor der erſte Chriſt getauft wurde.

Beiden, den frommen Vätern der Kirche und den frömmeren Juden, war das Urtheil befangen, das Verſtändniß des Höchſten geſtört durch alte Ueberlieferung.

Als Jehovah auf dem Berge zu Moſes ſprach, wurde ſein Geſetz den Wüſtenhorden die Grundlage eines höher geſitteten Lebens; als Jeſus den Apoſteln die holde Botſchaft der Liebe verkündigte, war ſeine Lehre ein heiliger Fund für das Menſchengeſchlecht. Seitdem feierten die Juden unermüdlich ihr Paſſahfeſt, mieden noch immer Borſtenvieh und ſchwenkten den Hahn am Verſöhnungstage, aber längſt war ihnen die vernünftige Grundlage ihres Glaubens geſchwunden, der Hirtenſtaat am Rande der ſyriſchen Wüſte. Seit vielen hundert Jahren boten auch die frommen Väter der Kirche alltäglich ihr heiliges Opfer, aber ſchon hatten auch ſie aufgehört, die tüchtigſten unter denen zu ſein, welche im Geſetz des neuen Bundes lebten. Jeder böhmiſche Bauer, der den kranken Juden auf der Landſtraße gutherzig aufhob, ohne die Seele des Fremdlings durch Bekehrungskünſte zu quälen, war chriſtlicher als ſie; jeder Gelehrte, der unter dem Zorn der Kirche ſein Leben darauf ſetzte, zu verſtehn, wie Gott den Blitz machte und die Erde im Weltraum umhertrieb, war eher ein Verkünder des Ewigen als ſie, und jeder Bürger, der für ſeine Pflicht ſtarb, um Andere zu lehren, daß gemeines Wohl mehr gelte als das Wohl des Einzelnen, war ihrem erhabenen Vorbilde näher als ſie. Auch unter ihnen lebten gute, hochgeſinnte Männer, der Jeſuit Friedrich Spee fand ſeinen Tod im Peſthauſe, ähnlich wie jener hamburgiſche Seemann in den Flammen. Aber die ſo lebten, ſind uns werth, weil ſie ſich als gute Menſchen erwieſen; ob ſie für gute Prieſter galten, wiſſen wir nicht. Als derſelbe Spee ſich gegen das Verbrennen der Hexen empörte, welches ſeine Kirche ſo eifrig betrieb, ließ er ſeine Schrift ohne Namen an einem proteſtantiſchen Ort erſcheinen.

Seit Moſes und ſeit dem erſten Pfingſtfeſt hatte ſich der Herr zu keiner Zeit unbezeugt gelaſſen, er hatte die Völker

der Erde neuer Bildung, einem kunſtvollern Leben zugeführt, er hatte neue Gebote der Sittlichkeit gegeben, welche einige der alten aufhoben, er hatte die andere Hälfte der Erde aufgeſchloſſen, er hatte gewollt, daß der Geiſt des neuen Menſchen in den kleinen Raum eines Buches eingefaßt aus einer Hand in die andere fliegen konnte, aus einer Seele in die andere, aus einem Jahrhundert in alle folgenden. Raſtlos und unaufhörlich ſchuf und wandelte der Göttliche in den Menſchen, um ſie herum; immer gewaltiger, wichtiger, heiliger erſchienen dieſe täglichen Offenbarungen des Ewigen dem kräftigen Manne; es war eine andere Offenbarung als die der alten Schriften, es war auch eine andere Sprache Gottes und ein anderes Antlitz des Ewigen, welches geahnt wurde. So ſuchte jetzt der Menſch den Gott des Menſchengeſchlechts, der Erde, der Welt nicht nur im alten Glauben, auch in der Wiſſenſchaft. Neben Jeſuiten und Juden lebte Leibniz.

Lange war die Wiſſenſchaft eine Dienerin des orthodoxen Kirchenglaubens, dann ſeine Gegnerin, endlich wird ſie ſeine Herrin. Mit ihr kam eine höhere Form der chriſtlichen Sittlichkeit in die Welt, als in den rechtgläubigen Kirchen gelehrt wurde, nach der religiöſen Duldſamkeit kam die Humanität, die herzliche Achtung vor dem eigenartigen Leben auch des Fremden, ſogar des Gegners, der zu bekämpfen war.

Dieſe neue Bildung hat auch die Juden gehoben, ihr Fanatismus iſt geſchwunden, ſeit der chriſtliche Eifer aufhörte ſie zu verfolgen. Und die Enkel der aſiatiſchen Wanderſtämme ſind unſere Landsleute und brüderliche Mitſtreiter geworden. Die geiſtliche Genoſſenſchaft der Geſellſchaft Jeſu aber, ſchon einmal beſeitigt, dann wieder lebendig gemacht, iſt bis heut geblieben, was ſie am erſten Tage ihrer Einwanderung in Deutſchland war, — fremd dem deutſchen Leben.

## 12.

## Der deutſche Bauer ſeit dem dreißigjährigen Kriege.

Nach dem großen Kriege begann ein Kampf der Gutsherren und der neubefeſtigten Staatsgewalt gegen die wilden Gewohnheiten des Landvolks. Der Landmann hatte ſich gewöhnt, lieber das roſtige Feuerrohr als den Pflug zu führen. Er war entwöhnt ſeine Hofdienſte zu leiſten, und ſein Sinn wurde nicht gefügiger, ſeit entlaſſene Soldaten ſich auf den Trümmern der alten Dorfhütten niedergelaſſen hatten. Die Bauerburſchen und Knechte trugen ſich wie die Reiter, Kanonen an den Füßen, Mützen mit Marderaufſchlägen, doppelte Hutſchnüre, feines Tuch an ihrem Rocke, ſie führten Büchſen und langſtielige Aexte, wenn ſie zur Stadt kamen, oder am Sonntage ſich zuſammengeſellten; das half ihnen vielleicht einmal gegen Räuber und wildes Gethier, aber weit gefährlicher war es dem Herrn und ſeinem Verwalter, unerträglich bei unterthänigen Leuten; es wurde mit Strenge immer wieder verboten.*) Die Niederlaſſung verabſchiedeter Soldaten, welche doch etwas Beutegeld in das Dorf brachten, war willkommen, aber wer eine Kriegsfeder am Hut getragen hatte, der ſträubte ſich gegen die harten Laſten eines Hörigen. So wurde feſtgeſetzt: wer unter der Fahne geſtanden hatte, ward für ſeine Perſon der Unterthanenpflicht ledig, nur wer beim Troß geweſen war, blieb verpflichtet. Alles Volk war im Kriege

*) Kaiſerl. Privilegia und Sanctiones in Schleſien I, 166; III, 759.

durcheinandergelaufen, eigenmächtig hatten die Unterthanen ihre Wohnsitze gewechselt, sich auf fremdem Grunde niedergelassen mit und ohne Erlaubniß der neuen Gutsherrschaft. Das war unleidlich; dem Gutsherrn wurde das Recht gegeben sie zurückzuholen, und wenn der neue Gutsherr zu seinem Nutzen sie schützte und nicht nachgeben wollte, sogar mit Gewalt. So ritten jetzt die Edelleute mit ihren Knechten aus, ihre Unterthanen, die ohne „Paßzettel" entwichen waren, in der Landschaft einzufangen.*) Heftig muß der Widerstand der Leute gewesen sein, denn die Verordnungen sehen sich auch in Landschaften, wo die Hörigkeit streng war, z. B. in Schlesien, genöthigt anzuerkennen, daß die Unterthanen allerdings freie Leute seien und nicht Sklaven. Aber dieser Ausspruch blieb nur ein Satz auf dem Papier, er wurde in den nächsten hundert Jahren selten gehört. Sehr lästig war den Gutsherren in dem menschenarmen Lande der Mangel an Dienstboten und Arbeitern. Allen Dorfinsassen wurde verboten, Kammern an ledige Männer und Frauen zu vermiethen; alle solche Inlieger sollten der Obrigkeit angezeigt und in das Gefängniß gesteckt werden, falls sie nicht Dienstboten werden wollten, auch wenn sie sich von anderer Thätigkeit erhielten, den Bauern um Tagelohn säeten, oder gar mit Geld und Getreide handelten.**) Durch ein ganzes Menschenalter wird in den Verordnungen der Landesherren immer wieder bittere Klage geführt über das boshafte und muthwillige Gesinde, das sich in die harten Bedingungen nicht fügen, mit dem gesetzlichen Lohn nicht zufrieden sein will; den einzelnen Gutsherren wird verboten mehr zu geben, als die Landschaft in einer Taxe festgesetzt hat. Und doch sind die Bedingungen des Dienstes kurz nach dem Kriege zuweilen noch besser, als sie hundert Jahre später waren; noch erhält das Gesinde 1652 in

*) Kaiserliche Privilegia und Sanctiones I, 150. 159.
**) Ebendaselbst I, 125.

Schleſien zweimal in der Woche Fleiſch; noch in unſerm Jahrhundert hat es ebendort Kreiſe gegeben, wo ſie es nur dreimal im Jahre erhielten.*) Auch der Tagelohn war nach dem Kriege höher als in den folgenden Jahrhunderten.

So legte ſich langſam wieder der eiſerne Ring um den Hals des zuchtloſen Landvolkes, enger und härter, als er vor dem Kriege geweſen war. In dem Kriege waren kleine Dörfer, noch mehr die einzelnen Höfe, welche die Unabhängigkeit des Bauern ſo ſehr begünſtigt hatten, von der Erde verſchwunden, ſie waren z. B. in der Pfalz, auf den Hügeln von Franken zahlreich geweſen, noch heut haften ihre Namen an der Scholle. Eng zogen ſich die Dorfhütten in der Nähe des Herrenhauſes zuſammen und leichter wurde die Herrſchaft über die ſchwache Gemeinde, welche vom Morgen bis zum Abend unter den Augen des Herrn und ſeines Vogtes lebte. Wie ihr Leben verlief bis zu der Zeit unſerer Väter, das wird am deutlichſten, wenn man ihre Dienſte näher betrachtet. Auch ein flüchtiger Blick darauf wird den jüngeren des lebenden Geſchlechts wie ein Blick in eine fremde unheimliche Welt. Allerdings waren die Verhältniſſe, unter denen das deutſche Landvolk litt, ſehr verſchieden. Nicht nur in den Landſchaften, faſt in jeder Gemeinde beſtanden beſondere Bräuche. Schon die Namen der Dienſte und Abgaben würden zuſammengeſtellt ein kleines Wörterbuch unholder Namen bilden.**) Aber bei aller Verſchiedenheit der Namen und der Höhe dieſer Laſten beſtand doch in ganz Mitteleuropa in der Hauptſache eine Uebereinſtimmung, welche vielleicht ſchwerer zu erklären iſt als die Abweichungen.

Die älteſte Abgabe des Landmanns war der Zehnte, die zehnte Garbe, ja der zehnte Theil des geſchlachteten Thieres,

*) Kaiſ. Privil. und Sanct. I, 138.

**) Sieben und ein halbes Hundert derſelben hat C. H. von Lang aufgezählt: Hiſtoriſche Entwicklung der teutſchen Steuerverfaſſung. 1793.

ſelbſt ein Zehntel von Wein, Gemüſe, Obſt. Der Landbauer zahlte ihn häufig doppelt, an ſeinen Gutsherrn und außerdem als Pfarrzehnten an ſeine Kirche. Wie niedrig dabei auch ſein Ernteertrag veranſchlagt ſein mochte, die zehnte Garbe war weit mehr als der zehnte Theil ſeines Reinertrags.

Dem Gutsherrn aber hatte der Landmann von ſeiner Stelle zuerſt Hand- und Spanndienſt zu leiſten. Seit frühem Mittelalter in dem größten Theile Deutſchlands drei Tage wöchentlich, alſo die halbe Arbeitszeit ſeines Lebens. Wer auf ſeinem Beſitz Zugvieh zu halten verpflichtet war, der mußte mit Ackergeräth und Geſchirr die Arbeitsſtunden frohnen, bis die Sonne vom Himmel wich; die kleineren Leute mußten ebenſo Handarbeit thun, je nach der Pflicht ihrer Stelle mit zwei, mit vier oder gar mit mehr Händen. Sie ſtanden günſtig, wenn ſie während ſolcher Tagesarbeit Koſt erhielten. Und ſelbſt Beſtimmung der Tage war der Gutsherrſchaft überlaſſen. Dieſe uralte Verpflichtung wurde nach dem Kriege durch die Uebergriffe der Herren nur zu oft geſteigert. Am meiſten im öſtlichen Deutſchland. Die Frohntage wurden willkürlich in halbe, ja in Vierteltage zerriſſen und dadurch dem Landmann die Verſäumniß und die Unordnung der eigenen Wirthſchaft beträchtlich vermehrt. Vermehrt wurde auch die Zahl der Tage. Sogar noch in dem Jahrhundert, welches wir mit gerechtem Selbſtgefühl die Zeit der Humanität nennen. Im Jahre 1790, als gerade Goethe's Torquato Taſſo zuerſt in die gebildeten Edelhöfe Kurſachſens drang, erhoben ſich die Bauern in Meißen gegen die Gutsherren, weil dieſe die Dienſte ſo übermäßig gehäuft hatten, daß den Unterthanen ſelten ein Tag zu eigener Arbeit frei blieb.*) Und wieder 1799, während Schiller's Wallenſtein in Berlin den kriegeriſchen Adel begeiſterte, mußte Friedrich Wilhelm III

*) F. v. Liebenroth: Fragmente aus meinem Tagebuch. 1791. S. 169. Der Verfaſſer war ſächſiſcher Offizier, ein verſtändiger und königstreuer Mann.

eine Kabinetsordre erlaſſen, worin er ſeinen Edelleuten einſchärfte, den Hofdienſt ihrer Bauern nicht häufiger als drei Tage in der Woche zu beanſpruchen und den Leuten ein billiges Gemüth zu erweiſen.

Eine zweite Laſt des Unterthanen war die Abgabe bei Beſitzveränderungen durch Tod oder Veräußerung: das Beſthaupt und Laudemium. Das beſte Roß, das beſte Rind waren einſt der Preis geweſen, um den ein Erbe den Beſitz der Stelle von dem Gutsherrn erkaufen mußte. Längſt war dieſe Abgabe in Geld verwandelt. Aber wenn im 16. Jahrhundert auch in Gegenden, wo der Bauer unter ſtarkem Drucke ſaß, die Landesordnung geſtattete, daß Bauergüter verkauft und gekauft werden konnten, und daß der Herr von dem Bauer, welcher verkaufte, keinen Abzug nehmen durfte,*) ſo wurde doch in derſelben Landſchaft ſchon 1617, vor dem dreißigjährigen Kriege feſtgeſetzt, daß die Herrſchaft widerwärtige Unterthanen zwingen durfte ihr Gut zu verkaufen, und daß ſie, falls ſich kein Käufer fand, daſſelbe zu zwei Drittheilen der Taxe annehmen konnte. Erſt unter Friedrich dem Großen wurde für die meiſten Provinzen des Königreichs Preußen den Unterthanen die Erblichkeit und das Eigenthumsrecht geſichert. Und dieſe Verordnung half dazu, ein Leiden des Landvolks zu enden, welches das Land zu entvölkern drohte. Denn gerade im vorigen Jahrhundert, ſeit die Gutsherren darauf bedacht waren, den Ertrag ihrer Wirthſchaft zu ſteigern, fanden ſie vortheilhaft, einzelne ihrer Unterthanen auszutreiben und die Bauernäcker zum Herrengut zu ſchlagen. Die Ausgetriebenen verfielen als heimatloſe Leute dem Elend; den übrigen Unterthanen aber wurden dadurch die Laſten vollends unerträglich gemacht, denn ihnen wurde jetzt von den Gutsherren zugemuthet, auch noch die früheren

*) Landesordnung für die Fürſtenthümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

Bauernäcker zu bestellen, deren Besitzer sonst durch ihre Arbeit die Bestellung des Herrengutes erleichtert hatten. Dies „Bauernlegen" war im östlichen Deutschland besonders arg geworden. Als Friedrich II Schlesien eroberte, waren dort viele tausend Bauergüter ohne Wirthe; die Hütten lagen in Trümmern, die Aecker waren in den Händen der Gutsherren. Alle eingezogenen Stellen mußten wieder aufgebaut, mit Wirthen besetzt, mit Vieh und Geräthe ausgestattet und als erblicher und eigenthümlicher Besitz an Landbauer ausgegeben werden. Auf Rügen verursachte derselbe Mißbrauch noch in der Jugend von Ernst Moritz Arndt Aufstände des Landvolks, Soldaten wurden entsendet, Aufrührer eingekerkert; dafür suchten die Bauern Rache, sie lauerten einzelnen Edelleuten auf und erschlugen sie. Ebenso war in Kursachsen noch 1790 derselbe Mißbrauch eine Ursache der Empörung.

Aber auch die Kinder des Unterthanen standen unter dem Dienstzwang. Wurden sie arbeitsfähig, so mußten sie der Herrschaft vorgestellt werden und, wenn diese es forderte, einige Zeit, häufig drei Jahre, auf dem Hofe dienen. Für den Dienst an anderem Orte war ein Erlaubnißschein nöthig, welcher erkauft werden mußte. Ja auch wer bereits auswärts diente, hatte sich alle Jahre einmal — oft um Weihnachten — der Gutsherrschaft zur Auswahl zu stellen. Ging das Kind eines Unterthanen in das Handwerk oder einen anderen Beruf über, so mußte der Herrschaft eine Summe erlegt werden, welche dafür den Entlassungsbrief ausstellte. Es war eine Milderung dieses alten Restes der Leibeigenschaft, wenn etwa einmal bestimmt wurde, daß Bauerntöchter auch auf andere Güter heiraten durften ohne Entschädigung des Herrn. Doch sollte dann der Gutsherr von dem neuen Herrn in freundlichem Schreiben wegen der Freilassung begrüßt werden.*) Der Preis, um welchen der Unterthan sich selbst

*) Landesordnung für die Fürstenthümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

und seine Familie freikaufen konnte, war nach der Zeit und den Landschaften sehr verschieden. Er wurde unter Friedrich II in Schlesien auf einen Ducaten für den Kopf ermäßigt. Doch das waren ungewöhnlich günstige Verhältnisse der Unterthanen. In Rügen war der Freikauf noch später ganz der Schätzung des Herrn überlassen, ja er konnte verweigert werden; ein stattlicher Bursch mußte dort wol 150, eine hübsche Magd 50—60 Thaler bezahlen.

Aber noch nach andern Richtungen wurde die Kraft des Landmanns von dem Gutsherrn ausgenutzt. Er war verpflichtet, mit Gespann oder Hand bei allen Bauten der Gutsherrschaft Hilfe zu leisten, er war verpflichtet Botendienste zu thun. Wer nach der Stadt wollte, mußte den Vogt und Gerichtsherrn fragen, ob nichts zu bestellen sei. Kein Hausbesitzer durfte, bestimmte Fälle ausgenommen, ohne Vorwissen der Ortsbehörde über Nacht aus dem Dorfe bleiben.*) Er mußte der Reihe nach die Nachtwache für den Edelhof stellen, je zwei Mann. Er mußte, wenn ein Kind des Gutsherrn sich verheiratete, eine Beisteuer an Getreide, Kleinvieh, Honig, Wachs, Leinwand zum Schlosse tragen, er hatte endlich fast überall seine Zinshühner und Eier, die alten Sinnbilder der Abhängigkeit von Haus und Hof, seinem Herrn darzubringen.

Doch widerwärtiger als manche größere Lasten war dem deutschen Landmann jenes Recht, welches dem Jagdwilde des Gutsherrn auf dem Acker des Bauern zustand. Der furchtbare Zwang, mit welchem das Jagdrecht von den deutschen Fürsten seit dem Ende des Mittelalters ausgeübt wurde, drückte nach dem dreißigjährigen Kriege von neuem. Das Feuerrohr war dem Landmann verboten, die Raubschützen wurden niedergeschossen. Aber wo die Ackerflur an größere Wälder grenzte oder eine Herrschaft das Recht der hohen Jagd übte, dauerte durch Jahrhunderte ein heimlicher, oft blutiger Krieg zwischen

*) z. B. Dreiding des Fürstenthums Oels von 1652.

Förſtern und Wildſchützen. Solange noch Wölfe um die Dörfer ſchlichen, grub der ergrimmte Bauer am Rande des Waldes Löcher, die er mit Reiſig bedeckte, in der Tiefe mit ſpitzen Pfählen beſetzte. Er nannte ſie Wolfsgruben, das Geſetz aber wußte wohl, daß es Wildfallen waren, und verbot ſie bei harter Strafe. Er nahm ſich die Freiheit, ſolche Grundſtücke, welche dem Wildſchaden am meiſten ausgeſetzt waren, an Soldaten oder Städter zu vermiethen, auch das wurde ihm verboten; er verſuchte ſeine Aecker durch Zäune zu ſchützen, die Zäune wurden ihm niedergeworfen. Im ſächſiſchen Erzgebirge wachten die Bauern im vorigen Jahrhundert bei ihrer reifenden Saat; dann wurden Hütten an die Aecker gebaut, in der Nacht Feuer angezündet, die Wächter ſchrien und rührten die Trommel und ihre Hunde bellten, das Wild aber gewöhnte ſich zuletzt an ſolche Scheuchen und fürchtete weder Bauern noch Hunde. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war unter einer milden Regierung in Kurſachſen, wo für Wildſchaden bereits nach mäßiger Taxe eine Entſchädigung bezahlt wurde, verboten, die Umzäunungen der Felder über eine beſtimmte Höhe zu errichten oder ſpitze Pfähle dabei zu verwenden, damit das Wild ſich nicht beſchädige und nicht verhindert ſei, auf dem Ackerſtück ſeine Nahrung zu ſuchen, bis ſich endlich vierzehn Ortſchaften im Amt Hohnſtein zu einer allgemeinen Jagd verſchworen und im erbitterten Treiben das Wild über die Grenze ſcheuchten. Sogar für die Schäferhunde war der Knittel, den ſie am Halſe trugen, nicht hinderlich genug, den Haſen läſtig zu werden, ſie mußten auf dem Felde an Stricken gehalten werden. Der Landmann ſelbſt aber war verpflichtet, bei den Jagden ſeiner Herrſchaft hinter den Netzen herzugehn und als Treiber die Klapper zu ſchwingen. Sogar die Haſenjagd verdarb ihm die Felder, ſeit die Reiter mit Windhunden die Saaten durchſtöberten und zertraten. —

Zu dieſen Laſten, welche allgemein waren, kamen zahl-

loſe örtliche Beſchränkungen, von denen hier nur weitverbreitete aufgeführt werden. Häufig wurde dem Unterthan die Zahl des Viehes, welches er halten durfte, nach ſeinem Ackermaß vorgeſchrieben. Die Weide auf ſeinem Acker gehörte vor der Ausſaat und nach dem Einbringen der Frucht zum Theil dem Gutsherrn. Dies Recht, ſchon im Mittelalter beanſprucht, wurde gerade im vorigen Jahrhundert, ſeit die Edelleute die Schäfereien vermehrten, eine arge Plage. Denn natürlich wurde die Bauernweide am meiſten in Anſpruch genommen, wenn das Futter der Thiere einmal mißrathen war; wie ſollte dann der Bauer ſeine Thiere erhalten?

Schon 1617 galt in Schleſien der Satz: Bauern dürfen keine Schafe halten, falls ſie nicht alte Briefe darüber beſitzen; Ziegen zu halten wurde hier und da überhaupt verboten. Dies alte Verbot iſt eine der Urſachen, daß noch jetzt in weiten Strichen des öſtlichen Deutſchlands dies Nutzthier der Armen ganz fehlt. Gegen die Tauben der Bauern hatte ſchon Kurfürſt Auguſt von Sachſen um 1560 in ſeinen Ordnungen geeifert; ſeit der Zeit drängt ſich das Verbot auch in andere Landesordnungen ein. Aber noch andere willkürliche Bedrückungen erſann die Gewinnſucht. Es kam kurz nach dem großen Kriege auf, daß die Pflicht des Bauern ſei, alles Verkäufliche zuerſt der Grundherrſchaft anzubieten, Dünger, Wolle, Honig, bis auf Eier und Hühner; wollte ihm die Obrigkeit ſeine Waare nicht abnehmen, ſo war er verpflichtet, ſie in der nächſten Stadt eine feſtgeſetzte Friſt auszulegen, dann erſt war der Verkauf frei. Wahrhaft greulich aber war es, daß die Herrſchaft ihre Unterthanen zwang, dem Herrengut auch ſolche Waaren abzukaufen, deren die Leute nicht bedurften. Dieſe Barbarei war wenigſtens im öſtlichen Deutſchland nach 1650 ganz gewöhnlich, zumal in Böhmen, Mähren und Schleſien. Wenn die Herrſchaft die Teiche fiſchte und ihre Fiſche nicht am Weiher verkaufen konnte, mußten die Unterthanen dieſelben im Verhältniß ihres Vermögens nach der Taxe ab-

nehmen; daſſelbe geſchah mit Butter, Käſe, Getreide, Vieh. Dies war die Urſache, daß in Böhmen ſehr viele Landleute kleine Händler wurden, welche dergleichen Waaren in die Nachbarländer verfuhren, oft zu großem eigenen Schaden.*) Vergebens ſuchte die Landesbehörde in Schleſien noch 1716 dieſem Mißbrauch zu ſteuern.**)

Das Aergſte von Allem ſei hier nur erwähnt. Der Edelmann war auch Gerichtsherr; als ſolcher verhängte er durch den von ihm beſtellten Gerichtsverwalter die Strafen für Polizeivergehen: Geldbußen, Gefängnißhaft, körperliche Züchtigung. So gewöhnte er ſich auch bei der Arbeit den Stock gegen die Unterthanen zu heben. Allerdings dringt ſchon im 16. Jahrhundert das menſchliche Verbot in die Landesordnungen, daß der Herr ſeine Unterthanen nicht ſchlagen ſolle. Aber in den folgenden zweihundert Jahren wurde dies Verbot wenig beachtet. Als Friedrich der Große die Verwaltung Schleſiens neu geſtaltete, gab er den Bauern das Recht, ſich über ſtrenge körperliche Züchtigung bei den Regierungen zu beklagen! Und das galt für einen Fortſchritt!

Aber noch andere Laſten drückten auf das Leben des Bauern. Denn über dem Gutsherrn forderte der Landesherr ſeine Steuer oder Contribution, Grundſteuer oder Kopfſteuer, er forderte den Sohn des Landmanns unter ſeine Fahnen und heiſchte Wagen und Geſchirr zum Vorſpann in Kriegszeiten. Und wieder über dem Landesherrn forderte wenigſtens in dem Theile Deutſchlands, in dem die Kreisverfaſſung nicht gelockert war, das heilige römiſche Reich deutſcher Nation die Umlagen für ſeine Kreiskaſſe.

Nicht überall ſtand der Bauer unter dem Fluche der Hörigkeit. Das alte Gebiet der ripuariſchen Franken, die Landſchaften jenſeit des Rheins von Cleve bis zur Moſel, die

*) von Hohberg: Adeliges Landleben, 1687, in der Einleitung.
**) Kaiſerl. Privilegia und Sanctiones IV, 1213.

Grafſchaft Mark, Eſſen, Werden, Berg hatten ſich ſchon im Mittelalter von der Hörigkeit befreit, wer dort als Landbeſitzer nicht Eigenthum hatte, ſaß als freier Mann in lebenslänglicher Pacht. Im übrigen Deutſchland hatte ſich die Freiheit an die Grenzen im Süd und Nord, an das Nordmeer und die Alpen geflüchtet. Oſtfriesland, die Marſchländer an Weſer und Elbe längs der Küſte bis zu den Ditmarſen herauf, ſeit der Urzeit ſchwer zu bezwingende Sitze trotziger Bauergemeinden, waren frei geblieben. Im Süden waren Tirol und die benachbarten Alpen wenigſtens zum größten Theil mit freien Landleuten beſetzt, auch in Oberöſtreich waren die freien Bauern zahlreich, in Steiermark drückte der Zehnte, welcher dort Hauptabgabe an die Gutsherren war, weniger als anderswo der Hofdienſt. Ueberall, wo das Ackerland ſpärlich war und die Bergweide den Einwohnern das Leben ſicherte, blieb die rechtliche Lage auch der kleinen Leute beſſer. Dagegen hatte ſich in den Ländern der alten Sachſen ſchon ſeit der Karolingerzeit neben einzelnen freien Bauerhöfen eine ſtrenge Hörigkeit entwickelt. Noch am günſtigſten ſaßen die Braunſchweiger, die Einwohner der Stiftsländer Bremen und Verden, am ſchlechteſten die von Hildesheim und der Grafſchaft Hoya; im Bisthum Münſter waren die Frohndienſte der Eigenbehörigen, wie ſie dort hießen, gewöhnlich in ein mäßiges Dienſtgeld verwandelt, nur die Zwangsfuhren und der Freikauf drückten. Dagegen hatte dort das Recht des Gutsherrn auf den Nachlaß des Unterthanen die weiteſte Ausdehnung. Noch um das Jahr 1800 ſuchten die Landleute, welche — ausnahmsweiſe — die Luſt behielten Geld zu erſparen, ihr Vermögen durch Scheingeſchäfte mit Bürgern ihren Erben zu retten; dafür lag auch noch mehr als der vierte Theil des Münſterlandes unbebaut. Aehnliche Verhältniſſe in etwas milderer Form beſtanden im Bisthum Osnabrück. Unter den Stämmen des Binnenlandes, Heſſen, Thüringen, Baiern, Schwaben, Alemannen war die Zahl der

freien Bauern durch das ganze Mittelalter in dauernder Abnahme gewesen, nur in Oberbaiern bildeten sie wol noch einen starken Theil der Bevölkerung; auch in Thüringen war die Zahl der Freien nicht ganz unbedeutend. Dort hatte das Regiment der Landesherren auch den unterthänigen Bauer geschont.

Aerger aber stand es in den Ländern östlich von der Elbe — überall, wo Deutsche auf neubesiedeltem Slavenboden saßen, — es ist fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands. Am allerschlechtesten lebten die Unterthanen in Böhmen und Mähren, in Pommern und Mecklenburg, in der letzten Landschaft ist die Unterthänigkeit noch heut nicht aufgehoben. Und gerade in diesen Ländern war die Unterthänigkeit seit dem dreißigjährigen Kriege immer drückender geworden, nur die „Freibauern" und die „Erb- und Gerichtsscholtiseien", wie sie in Erinnerung an die Zustände der alten Germanisirung noch hießen, bildeten eine — ohnedies auch verkümmerte — Aristokratie des Bauernstandes.

Oft war in den letzten Jahrhunderten an dem Ackerbau und dem Gedeihen der Dorfleute zu erkennen, ob sie freie Männer oder Hörige waren; noch jetzt ist zuweilen aus geweckterem Sinn und äußerer Stattlichkeit zu errathen, in welcher Lage die Väter des lebenden Geschlechtes arbeiteten. Die Bauern am Niederrhein, die westfälischen Markmänner, die Ostfriesen, Oberöstreicher und Oberbaiern kamen bald nach dem Kriege in einiges Gedeihen, dagegen wurde von den übrigen Baiern um das Jahr 1700 geklagt, daß der dritte Theil der Felder wüst liege; ebenso nahm man von Böhmen noch im Jahre 1730 an, daß der vierte Theil des Grundes, welcher vor dem dreißigjährigen Kriege Ackerboden gewesen war, mit Wald bewachsen sei. Dort war der Werth des Bodens um die Hälfte niedriger als in andern Landschaften.

Allerdings waren nur solche Freie beneidenswerth, welche sich die Empfindung besserer Lage als einen Vorzug vor

anderen Landleuten bewahrt hatten, so glücklich war aber nur ein kleiner Theil. Häufig fühlten sich noch im 18. Jahrhundert Freie mit keinem oder sehr geringem Ackerbesitz bevorzugt, wenn sie als Unterthänige von einer Gutsherrschaft angenommen wurden. Als Friedrich I von Preußen kurz nach 1700 die Leibeigenen in Pommern befreien wollte, weigerten sie sich, weil sie die neuen Pflichten, die ihnen aufgelegt werden sollten, für schwerer hielten als ihre bisherigen. Oft waren in der That die freien Bauern kaum weniger mit neuen Diensten belastet als solche, die seit alter Zeit unterthänig gewesen waren.

Es ist schwer die menschlichen Zustände, welche sich unter diesem Druck entwickelten, unbefangen zu beurtheilen. Denn anders sieht im Verkehr des Tages solches Leben aus, als in dem erhaltenen Statut. Vieles, was uns unerträglich erscheint, macht uralte Gewohnheit leidlich. Sicher hat oft gutherziges Wohlwollen der Edelleute, alter Familien, welche durch viele Geschlechterfolgen mit ihren Landleuten verwachsen waren, das Herbe gemildert und ein treuherziges Verhältniß zwischen Herren und Hörigen erhalten. Noch häufiger ist auch rohe Selbstsucht der Herren durch dieselbe Klugheit zu Maß und Rücksicht genöthigt worden, welche jetzt den Sklavenhalter Amerikas bestimmen. Der Gutsherr mit seiner Familie verbrachte sein Leben unter den Bauern; wenn er bemüht war Furcht zu erwecken, so hatte doch auch er zu fürchten. Leicht loderte in stürmischer Nacht die Flamme über seine hölzerne Wirthschaft, und in keiner Landschaft fehlten unheimliche Geschichten von strengen Gutsherren oder Verwaltern, die eine unbekannte Hand in Feld und Wald erschlagen hatte. Aber wie großen Einfluß man auch der Güte und Klugheit der Herren einräumen mag, immer bleibt die Stellung der Bauern das schwärzeste Bild aus vergangener Zeit. Denn überall drängt sich auch aus den dürftigen Berichten des 17. und 18. Jahrhunderts der ungesunde und feindselige

Gegensatz hervor. Und es war die größere Hälfte des deutschen Volkes, welche unter solchem Drucke verdarb.*)

Selten gelang einem Manne von ungewöhnlicher Kraft und Begabung, sich aus dem Bann, der sein Leben von der Geburt bis zum Tode umschloß, herauszuarbeiten. Immer größer wurde die Kluft, welche ihn von dem kleineren Theile der Nation schied, bei welchem jetzt Perrücke, Haarbeutel und Zopf schon von weitem andeuteten, daß er zu einem bevorrechteten Stande gehörte. Und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts trugen diese Gebildeten dem Bauer sehr selten ein freundliches Herz entgegen, von allen Seiten schallen die Klagen über seine Verstocktheit, Unehrlichkeit, Rohheit. Zu keiner Zeit wurde härter über den leidenden Theil des Volkes geurtheilt, als in dieser Periode, in welcher eine gemüthlose Orthodoxie auch die Seelen solcher verkümmern ließ, welche das Evangelium der Liebe zu predigen hatten. Niemand war eifriger als die Theologen über die Nichtsnutzigkeit des Landvolks zu klagen, unter welchem sie leben mußten, immer hörten sie den Höllenhund um die Hütten der Unterthanen heulen; freilich war die ganze Auffassung des Lebens bei ihnen finster, pedantisch, arm an Freude geworden. Ein vielgelesenes Büchlein aus der Landschaft des Christoph von Grimmelshausen ist besonders charakteristisch. „Des Bauernstands Lasterprob“ wird nicht müde, bei jeder Thätigkeit der Dorfinsassen nachzuweisen, wie nichtswürdig und gottlos das Bauernvolk vom Schultheiß bis zum Gänsehirten lebe. Das Buch ist viel grausamer als das Betrugslexikon des hypochondrischen Koburgers Hönn, welches einige Jahrzehnte später die Betrügereien aller Stände, nicht zuletzt die der Bauern, nach dem Alphabet mürrisch und bequem zum Nach-

*) Man darf das Verhältniß der Landbauer zur Gesammtbevölkerung Deutschlands von 1650—1750 in ungefährer Schätzung auf 65—70 Pro cent anschlagen, darunter vier Fünftheile in Unterthänigkeit.

ſchlagen auseinanderſetzte. Aus der feindſeligen Klage der „Laſterprob“*) werden hier einzelne Stellen herausgehoben, weil ſie nicht nur den Bauern kennzeichnen, auch die Rohheit ſeiner urtheilenden Herren und Lehrer. Das Büchlein ſpricht wie folgt.

„Bauren ſind zwar Menſchen, aber etwas ungehobelter und gröber als die andern. Betrachtet man ihre Sitten und Geberden, ſo iſt unſchwer einen höflichen Menſchen von einem Bauren zu unterſcheiden. Einem Bauren gehört der Flegel in die Hand und ein Bengel an die Seite, ein Karſt auf die Achſel und eine Miſtgabel an die Thür. Ihre häßlichen Sitten ſind jedermann bekannt, ſowol in Reden als Geberden. Im Reden gilt's ihm allerdings gleich, was er vor Leute vor ſich hat. In Geberden wird er ſelten an ſeinen Hut gedenken, denſelben abzuziehen; geſchieht es aber, ſo geſchieht es ſolchergeſtalt, daß er auf der Schulter liege, damit er ja nicht zu weit vom Kopf komme, und wer ihn von weitem ſieht, der vermeint anders nicht, als daß er demjenigen, mit welchem er redet, den Hut an den Hals werfen wolle; zieht er aber den groben Deckel gar ab, ſo dreht er denſelben herum, wie eine Hafner-(Töpfer-)Scheibe, oder ſpeiet auf die Hände und putzet ihn, oder er lieſt die Fäſelein und Häckerling davon ab, oder ſieht ihn ſonſt an, als ob er ihn erkaufen wollte. Wenn ſie eſſen, ſo brauchen ſie keine Gabel, ſondern greifen mit allen fünfen in die Schüſſel. Ueber das iſt einem Bauren nicht wohl möglich, daß er frei ſtehn kann, er muß einen Ort ſuchen, wo er ſich widerlehne; ſteht er aber frei, ſo ſteuret er ſich mit gebogenem Rücken auf ſeinen Stock. —

Man ſollte gänzlich vermeinen und auch dafür halten

*) Des Neunhäutigen und Haimbüchenen ſchlimmen Baurenſtands und Wandels Entdeckte Ubel- Sitten- und Laſterprob von Veroandro aus Wahrburg (1684). Verfaſſer ſcheint derſelbe Geiſtliche, welcher den ſpätern Ausgaben der Werke des Simpliciſſimus die Nutzanwendungen und Verſe zugedichtet hat.

der langwierige dreißigjährige deutsche und noch fortwährende schwere Reichskrieg hätte die Bauren zahm und fromm gemacht; allein sie sind durch dieses große Strafübel nur ärger und verzweifelter geworden, und Hans in eodem oder Schelmen wie vor so nach geblieben! Denn sie haben dadurch zu ihren bäurischen Sitten auch der Soldaten ihre an sich genommen. Was die schlimmsten Soldaten thun, eben das, und vielleicht ein mehres thun die Bauren. Indem theils Soldaten stehlen, treibet sie die äußerste Noth dazu; daß aber die Bauren gutes Theils zugreifen, darzu beweget sie ihr Muthwille. Ein Bauer hat sein Stück Brot, das oft ein redlicher Soldat nicht hat. Zwischen den Bauren und Soldaten ist eine natürliche Feindschaft, gleich wie zwischen Katzen und Mäusen, beide diese Arten stehlen und naschen gerne, und wird eine von der andern verfolget. Gleichwie die Soldaten denen Herren Bauren übel aufleuchten, wo sie ihrer mächtig werden, also und gleichergestalt legen die Bauren manchen, der dahinten bleibet, schlafen Man hat zum öftern erfahren, daß sie von dem und dem unter ihnen gezeuget: er hat manchen schlafen geleget, er hat da und da einen Reuter darnieder gebüchset. Was? Sie rühmen sich selbst ihrer Mord- und Diebsstücklein, und ist ihnen leid, daß sie es nicht ärger machen können. Oefters haben die Bauren mehr als über Fremde und andere, über einander selbst geklaget. Das ist nichts Neues, daß sie einander Butter, Käs, Fleisch, Speck, die Würste aus den Schornsteinen, Obst, Holz, Geld, Früchte, Wagenketten, Pflug im Felde, das weiße Zeug auf der Bleiche und sonst andere Sachen mehr aus- und durchführten. Ob sie es nun von den Soldaten, oder die Soldaten von ihnen gelernet, ist eine dunkle Frage, es scheint, es sei einer so werth und gut als der andere. Ueber das sollte einer ungern einem Bauren, der ihm auffässig ist, in einem wilden Wald begegnen, der Bauer dürfte ihm so trocken zutrinken, daß er davon taumelnd werden und des Aufstehens vergessen möchte. — Trinken die

Soldaten viel Tabak: die Bauren thun dergleichen, ja ſie haben die Pfeifen ſtetig im Maul und gehn damit in die Ställe und Scheuren. Ach, wie bald könnte ein ganzes Dorf in Brand gerathen und in lichter Flamme aufgehn bei ſolchen unbeſonnenen Nußbengeln, da ſie doch ſelbſt hernach am meiſten mit und darunter leiden müſſen. Die Erfahrung hat es leider mehr als zu viel bezeuget! — Sonderlich ekelt einem zum höchſten, daß ſo junge Buben von zwölf oder dreizehn Jahren allbereit das Tabakſaufen ſich angewöhnet. Von dem ſchrecklichen Fluchen will ich nicht ſagen; wer weiß, ob nicht die Bauren mehr und grauſamer als die Soldaten ſelbſt fluchen. Es möchte einer Blut ſchreien, daß die kleinen Baurenkinder die größten Flüche und Schwüre thun, und ihnen oft viel deutlicher und leichter vom Munde gehn, als wenn ſie ihr Vater-Unſer oder das ba be bi bo bu in der Schule ſollen beten und herſagen. Wer unter den Bauren wohnen muß, kennet die Bauren. Manche Soldaten bekümmern ſich nicht ſonderlich um Gottes Wort; man dürfte ſagen, daß unter dem Firmament des Himmels ſchier auch keine gottloſeren Leute als etliche unter den Bauren ſind. Der frömmſte Soldat hat eine Kuh geſtohlen, und ebenſo der frömmſte Bauer hat dreimal ſeinen Herrn betrogen. —

Ueberdies iſt es nichts Neues, daß die Bauren der ſchuldigen Ehrerbietung gegen ihre Geiſtlichen vergeſſen. Und hat es oft das Anſehen, als ſeien die Hüte den alten und jungen Bengeln auf die Köpfe gepicht oder genagelt, weil ſie ſo gar nicht damit herunter wollen. Gleichfalls iſt auch nicht unwiſſend, daß diejenigen weidlich bei den Bauren herhalten müſſen, die es mit dem Pfarrer halten; denn ſolchen geben ſie allerhand Schandnamen, heißen ſie Verräther, Dankverdiener, Fuchsſchwänzer, Heimträger und dergleichen, und können dieſe guten Leute nun und nimmermehr bei den andern Bauren Gnade erlangen oder ihnen angenehm ſein. — Es iſt ihnen eine verdächtige Sache, ins Pfarrhaus gehn. Geſchieht's ja

zuweilen, daß einer in einer Verrichtung zum Pfarrherrn geht und wird von ihnen erblicket, so gibt es gleich einen Zuſammenlauf und Linden-Rath ab, und wird von dem ganzen Parlament darüber vernünftelt, was er doch wol müſſe daſelbſt gethan haben.

Etliche ſind auch gar ſo vertraulich mit ihrem Pfarrherrn, daß ſie fein richtig mit ihm abtheilen, und ihm oft das Holz auf dem Kirchhof oder an ſeiner Hofſtätte nicht ſicher iſt; da wiſſen dieſe Holzmäuſe ſo fein auf die Holzſtöße hinauf zu ſcandiren, daß es eine ganze Luſt zu ſehen iſt (wen es nicht betrifft). Die Bäume, Weintrauben und dergleichen helfen ſie ihm ſo fleißig und getreulich abblatten, daß keine andern Diebe als ſie darüber kommen.

Es gemahnet einen faſt der Bauren als wie der Stockfiſche: dieſelben ſind am beſten, wenn ſie weich geſchlagen und fein wohl geklopfet. Auch die lieben Bauren ſind niemals geſchlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegt, ſo bleiben ſie fein unter der Zucht und mürb. Der Bauer will jedesmal ein Junker ſein, wofern ihm der Herr zu viel Gnade erweiſt. Niemand weiß beſſer, wie halsſtarrige Vögel die Bauren ſind, als der ſie eine Zeitlang kennet und verſchiedene Jahre bei ihnen gelebt. Das iſt gewiß: von bloßen guten Worten wird kein Bauer anders, ſondern es müſſen, ſo zu reden, Spieße und Stangen, d. i. ſcharfe Drohungen und ein rechter Ernſt bei der Hand ſein, ſoll er thun, was er thun ſoll. Die Bauren haben böſe Gewiſſen. Und das iſt nicht genug, ſie müſſen ſich auch mit dem Leugnen noch ärgere machen. Viel eher darf man ſich getrauen, Bauren zu finden, die ums Geld zehnfach einen (falſchen) Eid ſchwören, als daß ſie ein wahres Zeugniß geben ſollten. Sonſt iſt bekannt und genugſam am Tage, wie die Bauren einander nicht leicht verrathen; darum, wenn ſie ſchon wider Andere, ſo zeugen ſie doch gar ſelten wider einander ſelbſt. Und es iſt auch eine gemeine Baurenregel unter ihnen, daß die Gemeinde zuſammenhalten muß.

Wer es nicht geſehen hätte, dürfte es nicht glauben. Je reicher die Bauren ſind, je ärmer und unvermöglicher ſtellen ſie ſich; daher kommt es denn, daß ſie manchmal weniger als die Armen von ihrem Gute geben. Nichtsdeſtoweniger verrathen ſich oft die reichen Bauren ſelbſt, aber eher nicht, als wenn der Wein aus ihnen von Herzensgrund redet und ſie die Naſe begoſſen haben. Da ſaget mancher: Ich hab' Alles genug, Korn genug, Geld genug, Wein genug, Haus und Hof, Vieh genug, liegend Gut genug; ich bin niemandem ſchuldig, was ich hab, iſt mein allein, und ſonſt keinem! Ei, wenn ich gleich kein Junker oder Edelmann bin, bin ich doch ein reicher Bauer."

So weit der harte Beurtheiler aus der Genoſſenſchaft des Simpliciſſimus. — Spott und Klage dieſer Art iſt in der kleinen Literatur jener Jahrzehnte häufig zu finden, und Aehnliches berichten Reiſende über die Erfahrungen, die ſie auf der Landſtraße gemacht. Wenn ein Hausvater Fuhrleute beherbergte, mußte er das kleine Geräth verſtecken, Scheuer und Heuboden verſchließen. In den Stuben der Dorfſchenken waren um 1700 weder Leuchter noch Lichtſcheren zu ſehen, denn alles wäre von den Einkehrenden gemauſt worden, es blieb kein Gebetbuch des Schenkwirths ungeſtohlen; an einen kleinen Wandſpiegel war gar nicht zu denken — fünfhundert Jahre früher hatte jedes ſtattliche Dorfmädchen, wenn es zum Tanz auf den grünen Anger eilte, einen Handſpiegel als Schmuckſtück bei ſich geführt. Für einen Durchreiſenden war das Betreten der Schenke zuweilen ſogar gefährlich. Der wüſte Raum war nicht nur mit Tabaksrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn noch war es ein Feſtvergnügen der Landleute, mit Pulver zu ſpielen und unglückliche Fremde durch Sprühteufel und kleine Raketen, die man ihnen vor die Füße oder an die Perrücke warf, zu beläſtigen, dazu fehlten ſpöttiſche Reden und Grobheiten nicht.*)

*) Der glückſelige und unglückſelige Baurenſtand. Frankfurt (o. J. um 1700) S. 178.

Wir empfinden bei dieſen und ähnlichen Klagen der Zeitgenoſſen nicht ſelten Erſtaunen, wie die deutſche Natur noch in der tiefſten Entwürdigung eine Lebenskraft bewahrte, welche nach mehr als hundert Jahren den Beginn beſſerer Zuſtände möglich machte, und wir werden zuweilen in Zweifel ſein, ob wir die Geduld der Unterdrückten bewundern oder die Schwäche einer Zeit betrauern ſollen, welche ſo lange das Unerträgliche trug. Denn trotz Allem, was der Parteieifer jemals zur Entſchuldigung der Unterthanenverhältniſſe geſagt hat, ſie waren eine endloſe Quelle arger Unſittlichkeit für die Herren und ihre Beamten nicht weniger als für das Volk ſelbſt. Die Sinnenluſt des Gutsherrn, der Eigennutz des Gerichtshalters und Verwalters kamen in dieſer Zeit, wo das Pflichtgefühl in allen Ständen ſchwach war, in tägliche Verſuchung. Mehr als einmal eifern die Landesregierungen dagegen, daß der Amtmann die Bauern zwang, für ihn ſelbſt Vieh zu mäſten, Lein zu ſäen, zu ſpinnen, und übel berüchtigt waren die Gutsförſter, welche mit den Bauern ſtille Holzgeſchäfte machten und ihnen durch die Finger ſahen, wenn ſie Stämme des herrſchaftlichen Waldes fällten.*) Wie aber die Stimmung des Landvolks gegen die Gutsherren arbeitete, das mag man aus dem ruchloſen Sprichwort ſchließen, welches noch um 1700 geläufig war und aus dem Munde der reichen Mansfelder Bauern aufgezeichnet wurde: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten ſoll man bei Zeiten die Köpfe eindrücken.**)

Sehr langſam kam dem deutſchen Landmann die Morgenröthe eines neuen Tages. Zuerſt half die Frömmigkeit der Pietiſten dazu, Chriſtenliebe, Erbarmen, inniges Mitgefühl mit den Armen und Leidenden modiſch zu machen. Dann drangen die erſten Strahlen eines neuen Lichtes aus den Arbeitsſtuben der Gelehrten, welche die fremdartigſte und dem Landvolk un-

*) Laſterprob S. 82.

**) Der glückſelige und unglückſelige Baurenſtand S. 115.

verſtändlichſte Wiſſenſchaft verkündigten, das, was man damals Philoſophie nannte. Seit die Lehre von Leibniz und Wolff in einem größern Kreiſe der Gebildeten Schüler findet, ändert ſich faſt plötzlich auch das Urtheil über den Bauer und ſein Schickſal. Ueberall beginnt humane Auffaſſung der irdiſchen Dinge den Kampf gegen den orthodoxen Wahn. Wieder kommt etwas von dem Eifer der Apoſtel zu lehren, zu beſſern, zu befreien in die Schüler und Verkünder der neuen Weltweisheit. Etwa ſeit 1700 zeigt ſich in der kleinen Literatur wieder eine herzliche Theilnahme an dem Leben des Bauern. Die Geſundheit ſeines Berufes, der Nutzen und Segen ſeiner Arbeit werden gerühmt, ſeine guten Eigenſchaften ſorgfältig aufgeſucht; alte Lieder deſſelben, in denen ein mannhaftes Selbſtgefühl hübſchen Ausdruck findet, die einſt von treuherzigen Theologen des 16. Jahrhunderts überarbeitet waren, werden wieder in billigen Drucken verbreitet. Beſcheiden rühmt ſich darin der arme Landmann, daß ſchon Adam den Acker baute, er freut ſich ſeines Federſpiels: der Lerche im Felde, der Schwalbe im Stroh ſeines Daches und des „Hennemanns“ auf dem Hofe, und tröſtet ſich in ſeiner ſchweren Arbeit immer wieder mit dem himmliſchen Ackermann Jeſus.*)

Von anderer Seite half ſogar die Härte des herriſchen Staats. Dem Landesherrn gab der gedrückte Bauer in ſeinen Söhnen bereits die Mehrzahl der Soldaten, durch ſeine Abgaben die Mittel, den neuen Staat zu erhalten. Man kam allmählich zu der Einſicht, daß ſolcher Beſitz geſchont werden müſſe. Schon um 1700 iſt das überall aus den Landesgeſetzen zu erkennen. Auch der kaiſerliche Hof folgte in ſeiner Weiſe der erwachenden Humanität. Er gab 1704 ſogar den Schäfern ein ſchönes Privilegium, worin er ſie und ihre Knechte für ehrlich erklärte und die deutſche Nation huldreich

*) Kurtze Beſchreibung der Acker-Leuthe und Ehrenlob. Hof 1701. S. 33. — Federſpiel der alte volksmäßige Ausdruck für den auffliegenden Jagdfalken.

ermahnte, das Vorurtheil gegen dieſe nützliche Menſchenklaſſe aufzugeben und ihre Kinder nicht mehr wegen Abdeckerei und Zauberei vom Handwerk auszuſchließen. Wenige Jahre darauf ſchenkte er ihnen einen gnädigen Wappenbrief, gab ihnen die Rechte einer Zunft mit Siegel, Lade und einer Fahne, auf welche ein frommes Bild gemalt war.*) Schärfer griffen die Hohenzollern ein, ſie ſelbſt durch vier Geſchlechter die fürſtlichen Beſiedler des öſtlichen Deutſchlands. Die gründlichſten Umgeſtaltungen nahm Friedrich II in der eroberten Provinz vor, aus welcher ſchon mehre Beiſpiele ſeiner ſegensreichen Arbeit angeführt ſind. Als Schleſien in ſeinen Beſitz überging, waren die Dorfhütten Blockhäuſer aus Baumſtämmen mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornſteine, die feuergefährlichen Backöfen den Häuſern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zuſtande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Diſteln bedeckt, kleine ſchwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiſerlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schleſien, Oeſtreicher, Ruſſen und ſeine eigenen Soldaten verzehrten und beſchädigten viel in der Landſchaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem ſiebenjährigen Kriege zweihundertfünfzig neue Dörfer und zweitauſend neue Häuslerſtellen erbaut, nicht ſelten waren ſteinerne Häuſer und Ziegeldächer zu ſehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häuſern hatte der Eroberer niedergeriſſen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einſchürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Weſtfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, ſogar Geldpreiſe zur Anlage von Weinbergen ausgeſetzt. Sein Befehl führte beim Beginne des ſiebenjährigen Krieges die neuen

*) Kaiſerl. Priv. und Sanct. II, 583 und V, 1511.

Kartoffeln ein, der berühmte Erlaß des Juſtizminiſters von Carmer verordnete Aufhebung der Gemeindetriften und Weiden und Theilung unter die Stellenbeſitzer. Mit großem Blick wurden dadurch Verhältniſſe eingeleitet, die erſt in der neueſten Zeit zur Durchführung gekommen ſind. Die Erblichkeit des Eigenthums wurde den Gutsunterthanen durch das Geſetz geſichert. Der Bauer erhielt das Recht, bei der Regierung des Königs zu klagen, und dies war für ihn ein kurzes und ſcharfes Recht geworden; denn ſo ſehr der König den Adel begünſtigte, wo er ſeinem Staate diente, ſo unabläſſig war er auch mit ſeinen Beamten bemüht, die Maſſe der Steuerzahler zu heben. Der Geringſte durfte ſeine Bittſchrift überreichen, und das ganze Volk wußte aus zahlreichen Beiſpielen, wie der König ſie las. Manche Culturverſuche des großen Fürſten gelangen nicht, von vielen Seiten wurde der Druck einer Herrſchaft empfunden, welche die Kraft des Volkes ſo emſig ſteigerte, um ſie hoch für den Staat auszunützen. Aber nirgend iſt von den Zeitgenoſſen die Arbeit dieſes mächtigen Gutsherrn ſo dankbar anerkannt worden, als von den Bauern der eroberten Provinz. Wenn ſich auf ſeinen zahlreichen Reiſen nach Schleſien das Landvolk in ſtiller Ehrfurcht um ſeinen Wagen drängte, ſo dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfſchulzen ſprach, als eine theure Erinnerung, die ſorgfältig von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert wurde und die noch heut in den Seelen haftet.

Immer größer wurde die Theilnahme der Gebildeten. Zwar Poeſie und Kunſt fanden in dem Leben der Bauern noch nicht einmal Stoffe, an welchen ſich ein ſchaffendes Gemüth erwärmen konnte. Als Goethe Hermann und Dorothea ſchrieb, da war es ein neuer Fund für die Nation, daß auch das kleine Bürgerthum künſtleriſcher Beachtung werth ſei; tiefer hinein in das Volk wagte man ſich noch lange nicht. Aber die ehrlichen Menſchenfreunde, die volksthümlichen Verkünder

der Aufklärung im Bürgerthum lehrten, predigten und schrieben mit herzlichem Eifer über den wunderlichen, unholden und doch so häufigen Mitmenschen, den Bauer, dessen Wesen oft fast nur aus einer Vereinigung von unliebenswürdigen Eigenschaften zu bestehn schien, und der dabei doch für die übrigen Theile der menschlichen Gesellschaft unleugbar die unentbehrliche Grundlage abgab.

Eine der wirksamsten Schriften dieser Art war von Christian Garve „Ueber den Charakter der Bauern, Breslau 1786," nach Vorträgen, welche er kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution gehalten. Der Verfasser war ein klarer, redlicher Mann, der das Beste wollte und durch ganz Deutschland mit Achtung angehört wurde, so oft er über eine sociale Frage sprach. Sein Büchlein hat durchaus menschenfreundliche Ziele, das Leben des Bauern ist ihm genauer bekannt als manchem Andern, welcher sich damals mit Besserung des Landvolks beschäftigte. Auch die Vorschläge, welche er zur Hebung des Standes macht, sind zwar ungenügend, wie fast immer die Lehre gegenüber socialen Schäden, aber verständig. Und doch, wenn man das wohlmeinende Buch jetzt durchblättert, so darf man wol einen Schrecken empfinden. Denn fürchterlich erscheint uns, nicht was er über den Druck der Bauern erzählt, sondern die Weise, wie er selbst von zwei Drittheilen des deutschen Volkes zu sprechen genöthigt ist. Sie sind ihm und seinen Zeitgenossen Fremde, es ist etwas Neues und dem Humanitätsgefühl Lockendes, sich in die Zustände dieser eigenthümlichen Menschen hineinzuversetzen. Es hat besondern Reiz für ein pflichtvolles Herz, sich deutlich zu machen, wie die Dummheit, Rohheit, Schlechtigkeit der Landleute im Einzelnen beschaffen ist und woher sie kommt. Der Verfasser selbst vergleicht ihre Lage mit der des Juden, er erörtert ihre Seelenzustände ungefähr so, wie unsere Philanthropen die der Bewohner eines Zellengefängnisses, er wünscht aufrichtig, daß das Licht der

Humanität auch in ihre Hütten fallen möchte, er hält ihre Faulheit und Trägheit gegen die frische Arbeitskraft, welche, wie man damals schon wußte, die Ansiedler in den Urwäldern einer neuen Welt entwickeln. Und er erklärt diesen Gegensatz wohlmeinend daraus, „daß in unsern alten und gleichsam schon alternden Staaten viele für einen arbeiten", und eine Menge der Fleißigen fast ohne Belohnung. ausgehe, deshalb sei Eifer und Lust bei einem großen Theile erloschen. Es ist fast alles wahr und gut, was er sagt, aber dies ruhige Wohlwollen, welches der Gebildete aus der Zeit von Immanuel Kant und dem Dichterhofe von Weimar seinem Volke gönnt, ist doch noch ohne jede Ahnung davon, daß der Kern der deutschen Volkskraft in diesem verachteten und verdorbenen Stande gesucht werden müsse, daß es hohle, unsichere und barbarische Zustände waren, in welchen er selbst, der Verfasser, lebte, daß die Regierungen seiner Zeit keinerlei Bürgschaft der Dauer besaßen, daß ein Staat, der große Quell männlicher Empfindungen und jedes edelsten Selbstgefühls, auch für den Gebildeten unmöglich ist, solange der Bauer wie ein Lastthier lebt; und wenig dachte er daran, daß schon der nächsten Folgezeit nach bitteren Leiden und einer herben Schule durch die Siege eines auswärtigen Feindes alle diese Ueberzeugung aufgedrängt werden würde. — Und deshalb verdient seine Schrift wol, daß die Gegenwart sich ihrer erinnere; die folgenden Seiten sollen wieder nicht die Lage der Bauern allein schildern, auch die der Gebildeten. So aber spricht Garve:

„Ein Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern, der, daß sie sehr unter einander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich, als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit, des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Corps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de

corps. Hieraus entstehn mehre Folgen. Erstlich sie werden nach ihrer Art geschliffen, abgewitzigt durch den Umgang. Sie sind zum Verkehr mit ihres Gleichen geschickter, — sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was ihren Zustand erleichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seines Gleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehn, damit eine genauere Bekanntschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens dem äußern Betragen nach, entstehe, ohne welche der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vortheile. Er geht meistentheils nur mit seines Gleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigeren absondert, und er kömmt mit seines Gleichen viel zusammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauer werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vortheile zu Theil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben mit Höhern umzugehn; er sieht fast nie andere Menschen als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seines Gleichen häufig zusammen.

Eben dieser Umstand macht aber auch, daß die Bauern wie ein Corpus agiren, daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten, daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrem Mittel so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen anderer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urtheile, Vorstellungen, Beispiele der Höhern hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit.

Ich habe lange ſtudirt, was das Wort tückiſch, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede geweſen iſt, eigentlich bedeute. Es ſoll ohne Zweifel ein Gemiſche von kindiſchem Weſen, von Einfalt, von Schwäche — mit Bosheit, mit Liſt anzeigen.

Jeder erinnert ſich ohne Zweifel ſolche Geſichter von Bauerknaben geſehen zu haben, wo das eine oder beide Augen unter den halbgeſchloſſenen Augenlidern wie verſtohlen hervorſchielen, deren Mund offen und zu einem ſpöttiſchen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Bruſt angedrückt oder doch zur Erde geſenkt iſt, als wenn er ſich verbergen wollte, mit einem Worte, Geſichter, in welchen ſich Furcht, Blödigkeit, Einfalt mit Spott und Abneigung vermiſcht abmalen. Solche Knaben ſtehn, wenn man etwas von ihnen verlangt oder zu ihnen redet, unbeweglich und ſtumm wie ein Stock, ſie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende thut. Ihre Muskeln ſind wie ſteif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde ſich ein wenig entfernt hat, laufen ſie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Der niedrige Stand des Bauern, ſeine Dienſtbarkeit, ſeine Armuth bringen ihm eine gewiſſe Furcht vor den Höhern bei; ſeine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegſam und trotzig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwiſſend; der öftere Widerſpruch ſeines Willens und ſeiner Vortheile mit dem Willen und den Befehlen ſeiner Vorgeſetzten gibt ſeinem Gemüthe eine Anlage zum Haſſe. Er wird alſo, wenn die Fehler ſeines Standes bei ihm nicht durch ſeine perſönlichen Eigenſchaften aufgehoben werden, jenem Knaben beſonders im Betragen gegen ſeine Obern ähnlich ſein. Und gerade die Obern und Herren des Bauern ſind es auch, die ihm den tückiſchen Charakter zuſchreiben. Er wird Verſtellung an die Stelle offenbaren Widerſtandes ſetzen er wird vor den Augen derſelben demüthig, nachgebend, ſogar

ihnen ergeben scheinen, und wo er glaubt verborgen zu bleiben, wird er Alles wider ihren Willen und ihr Interesse thun. Er wird auf Ränke und Intriguen sinnen, die demohnerachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehen lassen.

Man kann zwei Hauptverschiedenheiten, wie in den Schicksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz unterdrückte, der unter dem Joche einer völligen Sklaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande ganz fühllos sich Alles gefallen lassen ohne den mindesten Widerstand zu thun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen; er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlafsucht durch besondere Umstände, durch Aufhetzungen, durch einen listigen und kühnen Anführer gebracht wird, dann wird er wüthend wie ein Tiger und verliert auf einmal mit der Demuth des Sklaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigenthum hat und den Schutz der Gesetze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle und mit ihr an den Dienst des Eigenthümers derselben gebunden und seinem Richteramt unterworfen ist, dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewaltthätigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche, aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vortheile zu schmälern, seine zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich herumträgt, und eine Absicht, die er ins geheim, so oft es angeht, zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seines Gleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demüthige

Sklave, er iſt nicht der fürchterliche Feind ſeines Herrn; er iſt aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorſamer Unterthan; er iſt das, was man wahrſcheinlicher Weiſe durch das Wort tückiſch hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückiſchen Weſen kann man als einen Beſtandtheil oder als eine Folge einen gewiſſen Eigenſinn ſetzen, der den Bauer, wenn er in Leidenſchaft iſt, oder wenn ein Vorurtheil ſich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterſcheidet. So wie ſein Körper und ſeine Glieder ſteif ſind, ſo ſcheint es in dieſem Falle auch ſeine Seele zu ſein. Er iſt alsdann taub gegen alle Vorſtellungen, die man ihm macht, ſo einleuchtend ſie ſind und ſo fähig er mit unbefangenem Gemüthe ſein würde, ihre Richtigkeit einzuſehen. Die richterlichen Perſonen, welche in Proceſſen der Bauern arbeiten, werden zuweilen ſolche Individua gekannt haben, bei denen es zweifelhaft iſt, ob die Hartnäckigkeit, mit der ſie auf einer augenſcheinlich abſurden Idee beſtehn, von ihrer Blindheit, oder ob ſie von einer entſchloſſenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein ſolcher Schwindelgeiſt anfallen. Sie ſind alsdann gewiſſen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine ideam fixam haben, d. h. eine Vorſtellung, welche ihr Gemüth ohne Abwechſelung einnimmt oder bei der kleinſten Veranlaſſung wiederkömmt, und die, ſo falſch ſie iſt, nicht durch den Augenſchein der Sinne, nicht durch Vorſtellungen der Vernunft weggeſchafft werden kann, weil ſie wirklich nicht in der Seele, ſondern in der Beſchaffenheit der Organe ihren Grund hat.“

So ſprach Chriſtian Garve. Sein letzter Rath war: beſſere Dorfſchulen. In ähnlichem menſchenfreundlichen Sinne handelten einzelne Gutsherren. Gern möchten wir verkünden, daß ihre Zahl ſehr groß geweſen ſei, aber die häufigen Klagen über das Gegentheil, und der Eifer, mit welchem die humanen Aufklärer einzelne Beiſpiele, — wie einen Rochow auf Rekahn, welcher auf eigene Koſten Dorfſchulen eingerichtet hatte, —

hervorheben, berechtigt zu dem Schluß, daß ſolche Humanität weniger aufgefallen wäre, wenn man ſie häufiger geübt hätte. In der That gehörte für den Einzelnen auch Klugheit dazu gute Geſinnung für die Bauern in die That umſetzen; es wurde mehrfach beobachtet, daß ſie ihre Dienſte weit williger den ſtrengen Edelleuten thaten als bürgerlichen Gutsherren, und daß dieſen, wenn ſie mit warmer Empfindung den Bauern freundlich ſein wollten, ihr guter Wille zuweilen ſchlecht bekam. So hatte ein bürgerlicher Gutsbeſitzer bei Uebernahme des Gutes jedem ſeiner Bauern ein Geldgeſchenk gemacht und ihnen mehrfache Nachſicht bewieſen; die nicht unnatürliche Folge war, daß ſie ihm alle Dienſte aufkündigten und in offenen Widerſtand ausbrachen.

Während die deutſchen Humaniſten für den Landmann ſorgten und ſchrieben, dröhnten ſchon jenſeit des Rheins die Schläge eines Wetters, welches in wenig Jahren auch in Deutſchland die Unterthänigkeit des Bauern mit der geſammten alten Staatsordnung zerſchlagen ſollte. Um 1790 fiel auf, daß die Bauern ſich eifrig um Politik kümmerten. Der Schulmeiſter las ihnen die Zeitungen vor und erklärte, die Hörer ſaßen unbeweglich, ganz Ohr, unter dicken Tabakswolken. In Kurſachſen benutzten einzelne ſchon die neue Leſebibliothek in der Nachbarſtadt.*) In der Pfalz, am Oberrhein wird das Landvolk unruhig und verweigert die Dienſte. Und in dem reichſten Theile Kurſachſens, in der Lommatzſcher Pflege, und auf den Gütern der Grafen von Schönburg brechen in demſelben Jahre noch einmal Bauernaufſtände aus, noch einmal erheben die Empörten die alte Waffe der Unfreien, die Holzkeule mit Eiſenringen beſchlagen. Die Bauern ſagen ihren Frohnherren durch eine Deputation alle Hofdienſte auf, ſie beſenden die Nachbargemeinden, von Dorf zu Dorf eilen die heimlichen Boten, die Gerichtshalter im Dienſte des Edel-

*) F. von Liebenroth a. a. O. S. 146.

manns werden verjagt oder mit Stecken geſchlagen, den ruhigen Gemeinden wird mit Feuer oder Schwert gedroht, in jedem Dorfe ſtehn geſattelte Pferde, die Nachbarn von dem Anmarſch des Militärs zu benachrichtigen. Daſſelbe ſtille Verſchwören, die blitzſchnelle Verbreitung des Aufſtandes, dieſelbe Verbindung von maßloſem Haß und natürlichem Rechtsgefühl wie in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts. Den Gutsherren werden Verzichtleiſtungen auf Frohndienſte vorgelegt, welche die meiſten in Güte unterſchreiben, harten Edelleuten wird mit dem Aergſten gedroht. Schnell ſteigern ſie die Forderungen, bald wird nicht nur Befreiung von Frohnden und Zinſen geheiſcht, auch die Rückerſtattung bezahlter Strafgelder. Die Bauern ſammeln ſich in Haufen von mehr als tauſend Mann, ſie drohen die Stadt Meißen zu überfallen, ſie greifen kleine Truppentheile an. Aber ſie widerſtehn nirgend größeren Heeresabtheilungen. Die verwegenſten Haufen werfen Mützen und Knittel weg, ſobald die Reiter zum Einhauen befehligt werden. Einer der Hauptanführer, ein zäher, trotziger Greis von ſiebenzig Jahren, beklagt ſich noch in Ketten über die Muthloſigkeit ſeiner Haufen. Und die Bewegung wird ohne vieles Blutvergießen gedämpft. Aber es war bedeutſam für die Zeit, daß die Gutsherren ſelbſt aus Furcht Alles anwandten, um ein Vergeben und Vergeſſen herbeizuführen, und daß die Verurtheilten während der Strafarbeit von den übrigen Verbrechern getrennt und ſchonend behandelt wurden; auch die Kleidung der Züchtlinge ward ihnen erſpart. Aus den gleichzeitigen Berichten iſt deutlich zu ſehen, wie allgemein bei den oberen Behörden die Empfindung war, daß die Lage der Bauern den Humanitätsforderungen der Zeit nicht entſpreche.

Zwei Jahre darauf tanzten in der Pfalz und im Kurfürſtenthum Mainz auch die deutſchen Landleute um die rothe Mütze auf dem Freiheitsbaume. Unaufhaltſam drang der franzöſiſche Einfluß in Deutſchland vor. Der Staat Friedrich's des Großen wurde zerbrochen, Deutſchland bis zur Elbe wurde

franzöſiſch, in den neuen franzöſiſchen Beſitzungen wurden Unterthänigkeit und Dienſte mit einer Haſt und Rückſichtsloſigkeit aufgehoben, welche darauf berechnet war, das Volk für die neue Herrſchaft zu gewinnen. Die Rheinbundfürſten folgten mit größerer Rückſicht gegen die bevorrechteten Schichten der Bevölkerung, aber doch unter dem ſtarken Einfluß franzöſiſcher Ideen. In Preußen ſahen Regierung und Volk mit Schrecken, wie unſicher ein Staatsbau geweſen war, welcher von den Leibern und der Arbeitskraft der Bauern ſo viel, von ihrer Seele ſo wenig in Anſpruch genommen hatte. Mit dem Jahre 1807 begann in Preußen die große Umwandlung in den Verhältniſſen der Landleute; die Auseinanderſetzung zwiſchen Gutsherren und Bauern hat dort mit manchen Schwankungen und Unterbrechungen ein halbes Jahrhundert gedauert, ſie iſt noch nicht zu völligem Abſchluß gediehen.

In dieſem Zeitraum hat ſich durch ganz Deutſchland die Lage des Landmanns ſo verbeſſert, daß wol kein anderer Fortſchritt größer iſt, als der ſeine. Der Unterthan eines Gutsherrn iſt mit Ausnahme Mecklenburgs, wo noch mittelalterliche Zuſtände dauern, zum freien Bürger ſeines Staats geworden, ihn und den Gutsherrn ſchützt und ſtraft gleiches Recht, er ſendet die Vertreter, nicht ſeines Standes, ſondern des Volkes im Verein mit den übrigen Berufskreiſen nach der Hauptſtadt, er hat rechtlich überall aufgehört ein beſonderer Stand im Staate zu ſein, er hat in vielen Landſchaften mit der Bauerntracht auch den alten Trotz abgelegt, er beginnt ſich modiſch zu kleiden und — zuweilen noch unbehilflich und in unholden Formen — an den Erfindungen und Genüſſen moderner Bildung Theil zu nehmen. Aber wie groß dieſe Umwandlungen auch ſein mögen, ſie ſind faſt überall in Deutſchland doch noch nicht groß genug, um dem Landmann die Stellung zu geben, welche er in der Staatsgeſellſchaft, in dem bürgerlichen Verkehr, in der Landescultur haben muß, wenn das Leben des Volkes nach allen Seiten den Eindruck von völliger

Gesundheit und Kraft machen soll. Noch ist seine Theilnahme und sein Verständniß für die höchste irdische Angelegenheit des Mannes, für den Staat, viel zu wenig entwickelt, noch ist sein Bedürfniß nach Lehre und Bildung, im Ganzen betrachtet, viel zu gering, noch hängen an seiner Seele im größten Theile des Vaterlandes einige von den Eigenschaften, welche langer Unterdrückung zu folgen pflegen, harte Selbstsucht, Mißtrauen gegen anders geformte Menschen, Neigung zu Rechtshändeln, Unbehilflichkeit und mangelhaftes Verständniß seiner politischen Rechte und seiner bürgerlichen Lage. Noch sind es auch bei den Seelen, welche den alten Bann gebrochen haben, häufig die Uebergangsformen, welche ihnen ein besonders unfertiges und unbehagliches Ansehen geben.

Und noch steht die Landwirthschaft des deutschen Bauern, im Ganzen betrachtet, nicht auf dem Standpunkt, welcher für eine frisch aufstrebende Entwicklung unserer nationalen Kraft nothwendig ist. Wol haben wir Grund, uns auch in dieser Richtung über große Fortschritte zu freuen. Fast überall sind einsichtsvolle Männer unablässig bemüht, auch dem einfachen Landmann das Neuerfundene, Maschinen, Sämereien, neue Vortheile beim Anbau zugänglich zu machen. In einigen begünstigten Gegenden unterscheidet sich die Ackercultur der kleinen Wirthe kaum noch von dem rationellen Betriebe größerer Mustergüter. Auch hat der deutsche Bauer in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung nicht ebenso wie der gedrückte Slave den Trieb eingebüßt für sich zu erwerben. Denn gerade seine hervorragenden Eigenschaften sind dauerhafter, regelmäßiger Fleiß und strenge Sparsamkeit, die Grundlagen für alles höchste irdische Gedeihen. Aber noch besteht in mehren Landschaften die alte Gebundenheit der Dorffluren mit ihren Gemeindeweiden und allem Zwange, durch welchen sie den Einzelnen zurückhält. Noch ist selbst das bewährte Neue dem Landmann deshalb peinlich, weil ihm bei aller Ausdauer die unternehmende Thatkraft zu sehr fehlt, und weil ihm die große Dürftigkeit seines Jugendunterrichts

und ſeiner berufsmäßigen Ausbildung in der That ſchwer macht, Neues zu erfaſſen. So iſt die Entwicklung des deutſchen Bauern zu größerer innerer Freiheit und Tüchtigkeit zwar ſtetig aber langſam. Dieſe Langſamkeit des Fortſchritts ſetzt uns noch jetzt gegenüber beſſer geſtellten Völkern Europas in Nachtheil. Denn die Lage Deutſchlands unter den Staaten Europas iſt ſo, daß uns von der Entwicklung der eignen Landwirthſchaft, d. h. von der einſichtsvollen Tüchtigkeit und ſchöpferiſchen Kraft, welche bei dieſer erſten menſchlichen Thätigkeit ſichtbar werden, jeder andere Culturfortſchritt abhängt. Wir haben keine Seeherrſchaft, wir haben keine reichen Colonien, wir haben keine unterworfenen Länder, welche uns die Erzeugniſſe unſeres Fleißes abnehmen müſſen. Wenn dieſer Umſtand vielleicht eine Bürgſchaft unſerer Dauer iſt, ſo erhöht er auf der andern Seite auch die verhängnißvolle Wichtigkeit, welche der deutſche Landmann und der Betrieb ſeiner Wirthſchaft für die übrigen Kreiſe des deutſchen Volkes hat.

Darum, wenn es erlaubt iſt, zwei ſehr verſchiedene Stufen menſchlicher Entwicklung mit einander zu vergleichen, darf man wol ſagen, daß der Bauer unſerer Tage im Verhältniß zu den übrigen Kreiſen des Volkes noch nicht das Selbſtgefühl und die bewußte Kraft wieder gewonnen hat, welche vor ſechshundert Jahren in der Landſchaft des Neithart von Reuenthal und des Meier Helmbrecht lebendig waren. Und wer uns aus dem Leben der Vergangenheit belehrt, wie das ſo gekommen iſt, daß die Kraft der Nation vom flachen Lande in die Städte zog und daß ſich der Adel ſo hoch über ſeinen Nachbar, den Bauer, ſtellte, der möge ſich doch ſehr hüten zu behaupten, dieſe Herabdrückung des Landvolkes ſei die natürliche Folge davon, daß neben der einfachen Landwirthſchaft des kleinen Mannes höhere Bildungsſtufen und kunſtvollere Lebensformen aufgebaut wurden. Wer hinter ſeinem Pfluge über die Scholle ſchreitet, der wird ſelten Mitglied einer Genoſſenſchaft ſein, welche ihre gewinntragenden Unternehmungen bis in ferne

Welttheile ausdehnt, er wird nicht den Homer in der Urſprache verſtehn, er wird ſchwerlich das Werk eines deutſchen Philoſophen über Logik leſen und die leichte Unterhaltung eines modernen Salons kaum durch ſeinen Geiſt beleben. Aber die Ergebniſſe der geſammten Bildung, deſſen, was der Gelehrte findet, der Künſtler bildet, der Gewerbthätige ſchafft, das muß in einer Zeit, wo das geſammte Volk mit voller Geſundheit arbeitet, auch dem einfachen Landmann von geſundem Urtheil zugänglich, verſtändlich und werth ſein.

Iſt es nothwendig, daß unſer Nachbar, der Landmann, ſo ſelten ein gutes Buch lieſt und noch viel ſeltener ein Buch kauft? Iſt es nothwendig, daß er meiſt keine andere Zeitung zur Hand nimmt, als etwa das kleine Blatt ſeines Kreiſes? Iſt es nothwendig, daß ihm und leider zuweilen auch ſeinem Schullehrer unbekannt iſt, wie ein Winkel beſtimmt, ein Parallelogramm gemeſſen und eine Ellipſe gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauerfrau legen wollte, der würde wahrſcheinlich etwas Unnützes thun und einem „gebildeten" Zuſchauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönſte, das wir beſitzen, der größern Hälfte unſerer Nation unverſtändlich ſein? Vor ſechshundert Jahren wurde doch das Gedicht von Meier Helmbrecht auch in den Dorfſtuben verſtanden, der Reiz ſeiner klangvollen Verſe, die Poeſie und die warme Beredſamkeit ſeiner Sprache. Und die Rhythmen und Weiſen jener alten Tanzlieder des 13. Jahrhunderts, ſie ſind gerade ſo zierlich und kunſtvoll, wie nur die feinſten Verſe in den Gedichten des größten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutſche Landvolk dieſelbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poeſie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anſpruch nehmen möchten. Noch ſpielt der böhmiſche Dorfmuſikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart melodiſch verbunden hat; iſt es nothwendig, daß dem deutſchen Bauer wenig andere muſikaliſche

Klänge vertraut ſind, als die abgeſtandenen Weiſen geiſtloſer Tänze? Das alles iſt nicht nothwendig, noch ſtarrt etwas von derſelben Barbarei in unſer Leben, welche wir aus der Zeit von Chriſtian Garve mit Verwunderung erkennen.

Was wir aber zunächſt als eine bis jetzt dauernde Schwäche des Bauern empfinden, das iſt auch eine eigenthümliche Schwäche unſerer geſammten Bildung, welche etwas Ueberkünſtliches erhalten hat, weil ſie in verhältnißmäßig kleinen und abgeſchloſſenen Kreiſen der menſchlichen Geſellſchaft aufblühte, ohne die immerwährende Kräftigung und Regulirung, welche ihr die geſammte Volksſeele durch empfängliches Entgegenkommen und warme Theilnahme gewährt hätte. Daß der Landmann durch ſo viele Jahrhunderte der geſellſchaftlichen Cultur ſo fremd ſtand, das hat zunächſt ihn ſchwach gemacht, aber auch die Bildung der Anderen ſchwankend, übertrieben verfeinert, zuweilen unmännlich und unpraktiſch.

13.

## Gauner und Abenteurer.

Wie der deutſche Teufel, haben auch die Kinder des Teufels ihre Geſchichte. In ihrem Kampfe gegen die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft werden auch ſie von jeder großen Wandlung der Gedanken, Sitten und Lebensweiſe ihres Volkes getroffen.

Das alte Geſchlecht der Fahrenden wurde durch die Reformation zum großen Theil beſeitigt. Nächſt dem Herrn Papſt und den habgierigen Gaſtwirthen in Rom hatte niemand größeren Grund, mißvergnügt in die neue Zeit zu blicken, als die ungeheure Familie der Bettler, welche auf den Kirchhöfen lagen oder heiſchend durch die Länder zogen. Denn das Almoſengeben hatte für den größten Theil Deutſchlands aufgehört im Sinne der Kirche „ein gutes Werk“ zu ſein, welches dem Spendenden den Pfad zum Himmel ebnete. Wer jetzt einem Andern ſpenden wollte, der hatte ſich zu fragen, ob er dadurch auch in Wahrheit etwas Gutes erweiſe. Aber der neue Glaube nahm nicht nur den Almoſen die alte Heilkraft, er brachte auch eine andere Ordnung in Städte und Dörfer, er hob die Macht der Landesherren und förderte eine Landespolizei, welche bedächtig über die Mauern der Städte und Dörfer hinaus auf die Landſtraße wandelte und im Namen landesherrlicher Satzung dem Wanderer läſtige Fragen ſtellte. Auch die fahrenden Schüler hatten aufgehört, ſeit die latei-

niſchen Schulen beſſere Zucht, einen wohlgeordneten Stundenplan und theologiſche Lehrer erhalten hatten, denen nicht mehr noth that, geſtohlene Gänſe mit den Bacchanten zu verzehren.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts wird der neue Polizeiſinn mächtig. Die Schulen, welche Luther und ſeine Mitarbeiter überall eingerichtet haben, tragen ihre Frucht. Auch in den Dörfern des proteſtantiſchen Deutſchlands werden etwa ſeit 1530 die Kirchenbücher regelmäßig geführt und Flurbücher neu angefertigt, der Schullehrer iſt auch Gemeindeſchreiber, und man ſieht aus der ſorgfältigen Handſchrift und ſachverſtändigen Behandlung lateiniſcher Redeſchnörkel, welche in den Dorfacten häufig werden, daß der Schreiber die lateiniſche Schule durchgemacht hat. In dem mittleren Deutſchland ſind dieſe Schriftſtücke der Dörfer bis zum dreißigjährigen Kriege faſt ohne Ausnahme weit ſorgfältiger, als von da ab bis zur Zeit unſerer Väter. Auch der kleine Mann, der ſein Dorf verläßt, erhält einen Heimatsſchein, ſeinen Ausweis, welcher ihn der Gunſt der andern Gemeinden empfiehlt.

Freilich wurden die Landſtraßen dadurch noch nicht ſicher. Die Wegelagerer, welche auf Grund eines Fehdebriefes Bürger und Bauern belauerten, waren nicht ſofort auszurotten, und es fehlte nicht an Verzweifelten, welche ohne Fehdebrief ihre Waffe gegen Jedermann erhoben.

Durch das ganze Mittelalter waren die Räuber eine unvertilgbare Plage geweſen. Sie zogen ſich zuweilen in Heerhaufen von vielen hundert Köpfen zuſammen, oder ſaßen in Banden auf der Schloßmauer räuberiſcher Edelleute. Von Luther ab iſt ein zeitweiliger Wechſel in ihrer Hauptthätigkeit zu erkennen, wie bei herrſchenden Krankheiten. Sie werden vorzugsweiſe Mordbrenner. In längeren Zwiſchenräumen erſcheinen ganze Banden von Brandſtiftern, Drohbriefe werden gefunden, einem geheimen Zuſammenhang der Banden wird

eifrig nachgeſpürt. Am merkwürdigſten iſt die Mordbrennerzeit von 1540—42. Im mittleren Deutſchland, beſonders in dem Gebiete der proteſtantiſchen Häupter, des Kurfürſten von Sachſen und des Landgrafen von Heſſen, erſchien plötzlich fremdes Geſindel. Kaſſel, Nordheim, Göttingen, Goslar, Braunſchweig (damals im Streit mit dem Herzog), Magdeburg wurden angeſengt, Nordhauſen zum Theil, Eimbeck bis auf den Grund verbrannt, dabei dreihundert und fünfzig Menſchen; Dörfer und Scheunen wurden überall angezündet, freche Brandbriefe regten die Bevölkerung auf, endlich auch die Fürſten. Allgemein wurde das Geſchrei, die katholiſche Partei habe mehr als dreihundert Mordbrenner gedungen, Papſt Paul III ſollte den Rath gegeben, Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig ſollte das Geſindel nach Sachſen und Heſſen geſandt haben. Allerdings war dem gewiſſenloſen Herzog vieles Arge zuzutrauen, Papſt Paul III aber hatte gerade damals kaum ein näheres Intereſſe als das, die Proteſtanten ſchonend zu behandeln. Denn ernſthaft wurde von beiden Seiten an einer großen Ausſöhnung gearbeitet, und in Rom die Sendung des Cardinals Contarini zum großen Religionsgeſpräch in Regensburg vorbereitet. Doch Angſt und Zorn der Deutſchen war anhaltend und groß. Ueberall ſpürte man nach den Brennern, überall fand man ihre Spuren, viele Haufen Geſindel wurden gefangen, peinlich verhört und gerichtet. Luther beſchuldigte den Herzog Heinrich öffentlich des ruchloſen Frevels, der Kurfürſt und der Landgraf verklagten ihn wegen Mordbrennens auf dem Reichstag vor dem Kaiſer, und umſonſt vertheidigte er ſich mit ſeinen Getreuen in ſeiner heftigen Weiſe. Zwar dem Kaiſer, der damals vor Allem innern Frieden und Hilfe gegen die Türken ſuchte, galt die Schuld für unerwieſen, aber in der öffentlichen Meinung blieb dem Fürſten der Makel. Es iſt möglich, aus dieſen Streitſchriften das Wogen und Wandern der damaligen Fahrenden zu erkennen. Die Ausſagen der Verhafteten ſind

ungenau mitgetheilt, und es ist nicht zu entscheiden, wie viel die Folter in diese hineingedichtet hat. Aber Einiges ist sehr deutlich, die Menge des Gesindels, ferner daß sie — zum Theil — mit ihren Genossen in festem Zusammenhange stehn, daß sie keine stetigen Banden bilden, sondern für die einzelnen Unternehmungen geworben werden, und zwar, wie sie mehrfach aussagen, von nicht erkennbaren Unbekannten um Geld, endlich daß ihr geheimer Verkehr durch Zeichen vermittelt wird, welche sie an auffallenden Orten, Wirthshäusern, Wänden, Thüren u. s. w. einkratzen oder einschneiden. Diese Zeichen sind bisweilen uralte deutsche Personenbezeichnungen, welche als „Hausmarken" noch jetzt auf den Giebeln alter Gebäude zu finden sind, theilweis aber auch besondere Spitzbubenzinken. Darunter das besondere Zeichen der Fahrenden, der Pfeil, einst das ankündigende Symbol der Feindschaft; die Richtung seiner Spitze zeigt den Weg, den der Zeichner genommen, kleine Striche senkrecht auf ihm, oft mit Nullen darüber, geben wahrscheinlich die Personenzahl an.

Der Krieg hatte das Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft fürchterlich gelockert. Die alte Ordnung und Zucht der Deutschen schien beinahe geschwunden. Uebergroß war die Zahl der Unglücklichen, welche Haus und Hof, Nahrung und Familie verloren hatten und heimatlos in ungastlicher Fremde umherirrten; nicht weniger zahlreich die Schaar der Verdorbenen, die sich gewöhnt hatten von Betrug, Erpressung und Raub zu leben. Dem ganzen lebenden Geschlecht war Aufregung zum Bedürfniß geworden, durch dreißig Jahre hatte das fahrende Gesindel von ganz Europa Deutschland zum Tummelplatz gewählt; viele seßhafte Leute, gelehrte protestantische Geistliche und angesehene Bürger waren mit Bettelbriefen in der Fremde umhergezogen und hungrig um die Lagerfeuer der Soldaten geschlichen, überall hat der Krieg Armseligkeit zurückgelassen und stille Mißachtung der heimischen Verhältnisse; nur in der Fremde war, so meinte man,

noch ſtattliches Leben und Glück zu gewinnen; was nicht weit her war, galt nichts, und was aus der Fremde kam, wurde angeſtaunt. So geſchah es, daß nach dem Frieden das Treiben der Glücksritter, Abenteurer und Betrüger eine ſehr große Ausdehnung erhielt. Es iſt bezeichnend für die folgenden hundert Jahre der Schwäche und Rohheit, ein Gegenſatz zu dem dürftigen verkümmerten Familienleben, in welchem ſich das Gemüth des deutſchen Bürgers zuſammenzog.

Während des Krieges hatte das Einſtrömen der Gauner in die Heerhaufen beigetragen, den Soldaten zu verderben. Jetzt nach dem Kriege ballte ſich das Geſindel wieder in Banden zuſammen. Am Rhein, im Speſſart, in Böhmen, in den Niederlanden beſtanden große Genoſſenſchaften der ſchändlichſten Böſewichter, ganze Dörfer waren von ihnen beſetzt. Die Namen von Hannickel, Nickel-Liſt, Lips Tullian wurden das Entſetzen zweier Menſchenalter. Ihre Grauſamkeit, ihre kühnen Wagniſſe, ihre Kunſt zu verſchwinden ſträubten das Haar der Furchtſamen am Kachelofen des adligen Schloſſes wie am Küchenfeuer der Dorfhütte. Eifrig wurde jeder Einbruch, jeder greuliche Mord beſprochen, zuletzt barbariſche Berichte über die Hinrichtung nebſt den angehängten Warnungsverſen mit Andacht geleſen.

Zu den einheimiſchen Umhertreibern kamen aber auch fremde. Wieder zog, wie im Mittelalter, der Strom italieniſcher Abenteurer durch Deutſchland. Neben dem deutſchen Spielmann ſchrie der welſche Theriakverkäufer*), und bei dem Bär aus Böhmen trotteten die Kamele aus Afrika. Venetianiſche Wundermittel, die Lappenjacke, Larve und Filzmütze der italieniſchen Narren wanderten über die Alpen und wurden als neues Thorenwerk zu unſerem alten Vorrath gefügt.

Von dem Treiben ſolcher fahrenden Leute hat der Italiener

*) Schon im Jahre 1520. Eberlin von Günzburg: Sechster Bundesgenoſſe.

Garzoni in seinem Buch „Piazza universale", einer Beschreibung aller Künste und Handwerke seiner Zeit (Venedig 1610. 4.), ein ergötzliches Bild gegeben. Sein Werk wurde im Jahre 1641 von Matthäus Merian unter dem Titel: „Allgemeiner Schauplatz aller Künste, Professionen und Handwerke" ins Deutsche übertragen. Die Schilderung des Italieners zeichnet in der Hauptsache auch die Verhältnisse des südlichen Deutschlands nach dem Kriege. Daraus wird das Folgende nach Merian's deutscher Ueberarbeitung mitgetheilt.

„Die wandernden Komödianten sind in ihren Geberden unhöfliche Esel und Ruffianer, die sich bedünken lassen, sie hätten es gar schön ausgerichtet, wenn sie den gemeinen Haufen durch ihre groben Zoten zum Lachen bewegen. Ihre inventiones sind so, daß man wol die Kröten damit vergeben möchte, und reimt sich Alles aufeinander, wie eine Faust auf ein Auge; sie fragen nichts darnach, wenn sie nur das Geld erhalten mögen, wozu sie genugsam geschliffen und abgerichtet sind. Und wenn sie auch leicht etwas Grobes beschneiden oder bemänteln könnten, so lassen sie sich bedünken, sie thäten ihren Sachen kein Genüge, wenn sie es nicht auf das Allergröbste herausstießen: derohalben die Comödia und die ganze Ars comica in äußerste Verachtung bei ehrlichen Leuten gerathen ist, und werden die Herren Komödianten aus etlichen Orten verwiesen, durch öffentliche Gesetze und Statuten verachtet und von ganzen Gemeinden verhöhnt und verspottet. Wenn die guten Herren in die Stadt kommen, dürfen sie nicht wohl bei einander bleiben, sondern müssen sich in unterschiedliche Wirthshäuser vertheilen, die Frau kommt von Rom, der Magnificus*) von Venedig, die Ruffiana von Padua, der Zani von Bergamo, der Gratianus von Bologna,

*) Hier und weiter unten die stehenden Charaktere der älteren italienischen Komödie.

und ſie müſſen etliche Tage lang umherlaufen, bis man die Erlaubniß heraus erbettelt, wollen ſie ſich anders mit ſolcher ihrer Hantirung durchbringen und ernähren; da ſie doch bei denen, die ſie kennen, ſchwerlich ankommen können, ſintemal jedermann der Unfläther überdrüſſig iſt, und wo ſie einmal hinkommen, da riecht es noch eine geraume Zeit nach dem Unrath, den ſie hinter ſich laſſen.

Wenn ſie aber in eine Stadt kommen und ihnen zugelaſſen worden iſt, ihre Poſſen zu machen, dann laſſen ſie ſich mit Trommelſchlagen und anderm Feldgeſchrei hören, mit Anſchlägen, daß dieſe oder jene Herren Komödianten angekommen ſeien, dann geht die Frau in Mannskleidern der Trommel nach, mit angegürtetem Degen, und wird das Volk an allen Orten geladen: „Wer eine ſchöne Comödiam ſehen will, der komme an dieſen oder jenen Ort.“ Dahin kommt denn das vorwitzige Volk gelaufen, wird um drei oder vier Kreuzer in einen Hof gelaſſen, da findet es ein aufgeſchlagenes Gerüſt und ordentliche Scenas. Zuerſt geht eine herrliche Muſica vorher, als wenn ein Haufen Eſel zuſammen ſchrien; dann kommt ein Prologus wie ein Landläufer aufgezogen; darnach kommen die ſchönen und übel gezierten Perſonen, die machen ein Gekäk daher, daß jedermann anfängt die Zeit lang zu werden, und wenn vielleicht einer lacht, ſo geſchieht ſolches vielmehr über die Einfalt der Zuſchauer, als daß er etwas findet, was lachenswerth wäre. Da kommt ein Magnificus, der nicht drei Heller werth iſt; ein Zani, der zwar das Beſte thut, beſteht aber wie eine Gans, die durch einen tiefen Dreck watet; ein Gratianus, der die Worte herausdrückt, als wenn er salva venia auf dem heimlichen Gemach ſäße, eine unverſchämte Ruffiana. Ein Buhler, dem man überdrüſſig wird länger zuzuhören; ein Spagnoll, der nichts Anderes weiß zu reden als ſein mi vida oder mi corason; ein Pedant, der allerhand Sprachen ineinander vermengt, ein Buratinus, der keine andern Geberden weiß

als seinen Hut oder Haube in der Hand umherzudrehen. Die vornehmste Person ist so beschaffen, daß sie weder zu sieden noch zu braten taugt, so daß die Umstehenden alle miteinander ermüden und sich selbst verlachen müssen, daß sie solchen nichtigen Possen so lange zugehört haben. Und die müssen wol müßige Leute oder übergroße Narren sein, die sich zum andern Mal dahin verleiten lassen, da doch die Untüchtigkeit der Schauspieler in der ersten Comödia, die sie gehalten, genugsam bekannt und beschrien worden, so daß auch um ihretwillen andern ehrlichen und tüchtigen Leuten desto weniger vertraut wird.

Es gehn heutigen Tages viel andere wirkliche Schauspiele fast auf allen Märkten, Plätzen und Messen in Schwang, nämlich die Schauspiele der Ceretaner, Theriakskrämer und anderer dergleichen Gesellen. Sie werden aber in Italia Ceretani genannt, weil sie vermeintlich in einem Flecken in Umbria nicht weit von Spoleto, Cereto genannt, ihren Ursprung und Anfang haben und hernach allgemach in solchen Credit und Ansehen gekommen sind, daß sie, wenn sie sich hören lassen, einen größern Zulauf bekommen als der beste Doctor der freien Künste, ja als der beste Prediger, der jemals eine Kanzel betreten hat. Denn das gemeine Volk läuft denselben haufenweise zu, sperrt Maul und Nase auf, hört ihnen einen ganzen Tag zu, vergißt aller anderen Sorgen und Gott weiß, auch mancher Bauer erfährt es, wie unterdessen in solchem Gedränge der Beutel verwahrt wird.

Wenn man sieht, daß diese Betrüger auf ihrer Bank ein ganzes Stück Arsenik, Sublimat oder anderes Gift einnehmen, damit sie die Güte ihres Theriaks wollen probiren, so soll man wissen, daß sie in Sommerszeiten, zuvor und ehe sie auf den Platz kommen, den Leib mit jungem Lattich, der mit Essig und vielem Oel bereitet ist, daß sie fast darin schwimmen, gefüllt haben. Im Winter aber essen sie sich voll fetter Ochsensülze, welche wohl gesotten ist. Solches aber

thun ſie zu dem Ende, daß durch ſolche Fettigkeit der Sülze und des Lattichs neben ihrer natürlichen Kälte die innerlichen Gänge im Leibe verſtopft und die Schärfe oder Hitze des Giftes geſchwächt werde. Wiewol ſie es auch ſonſt auf eine ſichere Weiſe anſtellen können, nämlich daß ſie, ehe ſie auf den Platz treten, in die nächſte Apotheke gehn, wie dieſe gemeiniglich in den Städten auf dem Markt oder nicht weit davon ſind, laſſen ſich allda eine Büchſe mit Arſenik zeigen, woraus ſie etliche Stücklein wählen und in Papier wickeln, und bitten den Apotheker, er wolle ihnen dieſelben überſenden, wenn ſie darnach ſchicken. Wenn ſie nun ihre Waare genugſam gerühmt, daß nichts mehr übrig iſt als die Probe, ſchicken ſie einen aus den Umſtehenden, damit man ſich ja keines Betruges zu befürchten habe, in die Apotheke, daß er allda um das Geld, daß ſie ihm darzählen, Arſenicum hole. Derſelbe läuft hin, damit ja an einem ſolchen nützlichen Werk kein Verhinderniß ſei, macht ſich auch wol auf dem Wege die Rechnung, obgleich er ſchon tauſendmal betrogen worden, ſo könne er doch dies Mal nicht betrogen werden, er wolle ſich derhalben gut vorſehen. Er kommt unterdeß in die Apotheke, heiſcht Arſenicum für ſein Geld, empfängt es und läuft ſo mit Freuden, das Wunder zu ſehen, zu des Theriakskrämers Tiſch; derſelbe hat unterdeß ſein Büchslein und Schachteln bei der Hand, unter andern aber eine, worin er gemeldeten rechten Arſenicum thut, er redet und ruft dem Volk noch eine Weile zu, ehe er es einnimmt, denn zu ſolcher Gefahr muß man nicht zu ſehr eilen; unterdeß verwechſelt er ſich gemeldetes Büchslein gegen ein anderes, worin ſo viel Stücklein Teig von Zucker, Mehl, Safran gemacht ſind, daß ſie den vorigen ähnlich ſehen. Dieſe ißt er alsdann mit ſonderlichen Geberden, als wenn er ſich ſehr fürchtete, hinein, und ſtehn die Bauern mit aufgeſperrten Mäulern, ob er nicht bald zerberſten werde; er aber bindet ſich feſt, daß ſolches nicht geſchehe, ob er ſchon weiß, daß es keine Noth hat, nimmt

darnach eine Kastanie groß von seinem Theriak oder Dreck ein und es legt sich alle Geschwulst, als wenn kein Gift vorhanden gewesen wäre. „Das laßt euch, liebe Herren, einen köstlichen Theriak sein," worauf dann die Bauern den Riemen ziehen und Gott danken, daß sie einen solchen theuren Mann und solche köstliche Waare um geringes Geld in ihr Dorf bekommen.

Wer wollte sich aber unterstehn, alle Listen und Praktiken zu beschreiben, womit sich die Landfahrer behelfen, Geld zu machen und zusammenzubringen? Ich hätte meinestheils Sorge, ich würde nicht Alles zum Ende bringen. Doch will ich nicht unterlassen, etliche Griffe zu erzählen. So sieht man auf einer Ecke des Markts einen Fortunatus mit seiner Fributa auftreten und mit großem Geschrei oder Geplärr das Volk zwei oder drei Stunden aufhalten, bald mit einer neuen Zeitung, bald mit einer Historie, bald mit einem Dialog, bald mit einem lieblichen Gesang; bald hadert er mit seinem Knecht, bald versöhnt er sich wieder mit ihm, bald lacht er, daß ihm die Augen überlaufen, und was dergleichen Narrenspossen mehr sein mögen, die er artig anzustellen weiß, bis er sich bedünken läßt, er habe das Volk genugsam zusammengelockt und aufgehalten; alsdann bringt er seine Büchslein hervor und kommt auf sein Gelüst zu den Hellern, die er gern hätte, und fängt an seine herrliche Waare zu loben, und treibt solches so lange, bis er etliche überredet, daß sie ihm abkaufen.

Auf der andern Seite kommt ein anderer Quidam aufgezogen, fängt auch an zu rufen, als wenn ihm der Henker die Saiten stimmte, hat seine Waare in einem Sack auf den Schultern und ein Kochersberger Hütlein auf dem Kopf, da läuft das Volk, Jung und Alt, hinzu, wollen hören und sehen, was er doch Wunderseltsames bringen werde. Er fängt deshalb an, seine Relation und Werbung zu thun, bringt allerhand Possen und Schnacken herfür, daß jedermann lachen

muß, bringt endlich mit ſeinen glimpflichen Worten, mit ſeinen ſeltſamen Geberden, übel gehenktem Hals, halb geſchornem Knebelbart, mit ſeinem Narrenweſen, damit ich es in Einem Wort begreife, ſo viel zuwege, daß man ihm zuhöret und ſich ſeine Waaren gefallen läßt. Wiewol es auch bisweilen geſchieht, wenn man ihm eine Weile zugehört hat, ſo geht das Volk wieder davon und läßt den Narren ſchreien, ſo lange er will; auch werfen ihn wol die Buben mit Koth, daß er ſeinen Kram muß aufpacken und wiederum unverrichteter Sachen heim gehn, von wannen er gekommen iſt, und wäre gleich ſeine Salbe noch ſo gut.

Sie thun auch einander ſelbſt Schaden; denn während einer ſteht und meint, die Käufer werden ihm jetzo zufallen, ſo kommt ein anderer aus einer Gaſſe geſtrichen, der hat ein junges Mägdlein bei ſich in Bubenkleidern, welches ſpringen und ſich durch einen Reif wie ein Affe überwerfen kann, dieſer beginnt auch ſich hören zu laſſen, da läßt das Volk den vorigen ſtehn und läuft dieſem zu. Da fängt er alsbald an auf gut Florentiniſch einen lächerlichen Schwank oder Poſſen zu erzählen, unterdeſſen arbeitet auch das Mägdlein auf der Bank, wirft ſich auf alle Viere, und langet den Ring aus dem Reifen oder beuget ſich rückwärts und langt eine Münze unter dem rechten oder linken Fuß mit ſolcher höflichen Geſchwindigkeit, daß die Buben eine Luſt haben zuzuſehen. Endlich aber kann er auch nichts weiter, als daß auch er ſeine Waare hervorbringt und dieſelbe feil bietet, ſo gut als er kann.

An einer andern Ecke des Marktes tritt der Mailänder auf, mit einem ſammeten Barett auf dem Haupt, darauf eine weiße Feder auf gut welſiſch, ſtattlich gekleidet, als wenn er ein großer Herr wäre, hebt allerhand Narrenspoſſen an zu treiben, womit er das Volk herbeizieht, erzählt ſeinem Knecht, wie lieb er ihn habe; dieſer aber ſpottet ſeiner, weiſet die Feigen von dem Geſicht und bohret ihm hinten einen Eſel,

erbietet ſich eine gute Anzahl Schläge in ſeinem Dienſt zu empfangen, rückt die Haube in die Augen, legt die Hände in die Seite und ſtellt ſich mit verkehrtem Angeſicht und verzogenem Maul, wie ein zorniger Schäferhund, um anzuzeigen, wie er ſich gegen ſeines Herrn Feinde wolle geberden und wehren. Dieſelben kommen auch herbei (es iſt aber dieſelbe Geſellſchaft), da iſt er gänzlich erſchrocken, zittert vor Furcht, kriecht unter die Bank, läßt ſich allda mit Füßen treten und macht ein großes Geſchrei, darzu läuft dann das Volk haufenweis. Darauf fängt auch der Herr von Mailand an ſein Büchslein herfürzuthun, und läßt ſich merken, was ihm angelegen ſei, nämlich mit ſeiner köſtlichen Waare jedermann zu dienen, damit man nicht ſo viel Geld heim trage, als man daher gebracht hat.

Bisweilen kommt auch ein Magiſter Leo mit ſeinen Macalepballen aufgezogen, von deren Invention und Nutzbarkeit er ein paar Stunden tapfer lügt und discurirt, bis die Bauern anfangen den Seckel zu ziehen; er hat wol etliche beſtellt, die kommen und ihm abkaufen, ſie geben für, ſie ſeien ihm weit nachgereiſt, bis ſie das Glück gehabt ihn allhier anzutreffen, rühmen die Waare hoch und köſtlich, als welche ſie richtig gefunden und oft probirt haben. Solches Glücks nehmen dann andere auch in Acht, ſind deſto williger zu kaufen, und der gute Herr iſt noch ſo liberal, daß er einem jeden, der ihm abkauft, noch ein Dütlein mit Wurmſamen verehrt für ſeine Kinder; oder er hat ſonſt etwas, ſo er für das Fieber, oder für das Zahnweh, oder für das Sauſen in den Ohren oder für einen andern Zufall zugibt, was wol allein das Geld werth iſt, ja es gäbe mancher wol viel darum, daß er es nur ſehen möchte.

Andere haben Affen, Meerkatzen, Murmelthiere, Kamele oder andere dergleichen fremde Thiere bei ſich oder auf ihren Bänken, damit ſich das närriſche und fürwitzige Volk ſammele dieſelben zu ſehen; etliche halten Trommeln und Pfeifen, etliche

Trompeten, und laſſen bisweilen mit großem Feldgeſchrei zuſammenblaſen, etliche haben andere Kurzweil, z. B. daß ſie Eier auf einem ausgehöhlten Stecken auf- und ablaufen laſſen, mit allerhand Veränderungen, worüber die Bauern Maul und Naſen aufſperren, und was dergleichen Gaukelei mehr ſein mag, damit ſie nur Volk zuſammenbringen und ſich eine Audienz verſchaffen. Dies aber ſind nur gemeine Storger und Landfahrer, welche auch oft ſeltſam anlaufen, und wenn ſie allen ihren Fleiß angewandt haben, werden ſie bisweilen mit Dreck von dem Platz getrieben, oder müſſen es ein ander Mal beſſer lernen anzuſtellen.

Die aber, ſo ſich des Geſchlechts St. Pauli rühmen, kommen mit größerem Anſehen aufgezogen, nämlich mit einer großen fliegenden Fahne, darauf ſteht an der einen Seite St. Paulus mit ſeinem Schwert, auf der andern aber ein Haufe Schlangen, welche alſo gemalt ſind, daß man ſich fürchtet von ihnen gebiſſen zu werden. Da fängt einer an, den Urſprung ihres Geſchlechts zu erzählen, wie St. Paulus in der Inſel Malta von einer Otter gebiſſen worden, aber ohne Schaden, und wie dieſelbe Gnade hernach auf ſeine Nachkommen fortgepflanzt worden ſei; da hat man allerhand Proben gethan, da hat man auch allerhand Anfechtung gehabt, aber allezeit die Oberhand behalten, da hat man Siegel und Brief darüber. Endlich ergreift man die auch auf dem Tiſch oder Bank ſtehenden Schachteln, aus einer langt man einen Molch, zwei Ellen lang und armsdick, aus der andern eine große Schlange, aus der andern eine Otter, und erzählt bei einer jeden, wie man die gefangen, als die Bauern das Korn geſchnitten, die deshalb in großer Gefahr geweſen, wenn man ihnen wider dieſe gräßlichen Thiere nicht wäre zu Hilfe gekommen. Darüber erſchrecken denn die Bauern dermaßen, daß ſie nicht wiederum nach Hauſe gehn dürfen, ſie hätten denn einen Trunk von ſolchem köſtlichen Schlangenpulver gethan, kaufen auch noch mehr und nehmen's mit zu

Haus für Weib und Kind, damit sie ja vor Schlangen und anderem giftigen Thierbiß mögen versichert sein. Und hiermit ist das Spiel nicht geendet, sondern es sind noch mehr Schachteln bei der Hand, die macht man auch auf und langt aus einer eine rauhe Otter, aus der andern einen toten Basilisken, aus der andern ein junges Krokodil, aus Aegypten gebracht, eine indianische Eidechse, eine Tarantula aus Campania oder dergleichen etwas, womit man die Bauern erschreckt, daß sie auch die Gnade des heiligen Paulus kaufen, welche ihnen auf einem Brieflein gegen Gebühr mitgetheilt wird.

Unterdessen und weil das Volk noch bei einander ist, kommt noch einer herzu, breitet seinen Mantel auf die Erde, setzet ein Hündlein darauf, welches ut, re, mi, fa, sol, la, si singen kann, es macht auch lustige Burzelbäume, etwas geringer als ein Affe, bellt auf seines Herrn Befehl den an, der am übelsten bekleidet ist, heult, wenn man den türkischen Kaiser nennt, thut einen Luftsprung, wenn man dieses oder jenes Liebchen nennet, endlich aber, denn es ist um Heller zu thun, hängt der Herr ihm ein Hütlein an die Pfote und schickt es auf den Hinterfüßen zu den Herren Umstehenden um einen Zehrpfennig, dieweil er noch eine große Reise vorhabe.

So säumt auch der Parmesaner bei dergleichen Gelegenheit nicht mit seiner Geiß, welche er auf den Platz bringt; er macht ihr allda ein Stacket, wo sie, einen Fuß hinter dem andern, auf und ab spazieren, sich oben auf einem Plätzlein, so kaum eine Hand breit ist, aufhalten und das Salz unter den Füßen lecken muß. Er läßt sie auch mit einem langen Spieß über den Achseln auf den hintern Beinen umhergehn, und macht also mit seiner Geiß alle, die ihm zusehen, zu solchen närrischen Böcken, daß sie ihm auch noch etliche Heller zum Futter verehren.

Auch läßt sich bisweilen ein verwegener Seilfahrer sehen, welcher so lange auf dem Seil fährt, bis er endlich ein Bein

bricht oder den Hals gar abstürzt. Oder auch ein verwegener türkischer Gaukler, welcher sich auf die Erde legt, und läßt sich mit einem großen Hammer auf die Brust schlagen, als wenn er ein Amboß wäre, oder er reißt einen dicken Pfahl, so mit Gewalt tief in die Erde geschlagen ist, in einem Ruck heraus, womit er denn einen guten Zehrpfennig nach Mekka zu reisen zuwege bringt. —

Bisweilen findet sich auch ein getaufter Jude, welcher so lange ruft und schreit, bis er auch ein Theil Volks zu sich bringet, alsdann fängt er an von seiner Bekehrung zu predigen, woraus man im Schluß so viel lernt, daß er anstatt zu einem frommen Christen zu einem listigen Landstreicher geworden ist.

In Summa, es ist kein Markt in Dörfern oder in Städten, wo sich nicht etliche solcher Gesellen herzufinden, die entweder allerhand kurzweiliges Gaukelspiel anstellen oder unterschiedliche Droguen verkaufen. Der eine hat Wurmsamen, der andere Bilsensamen gegen das Zahnweh, der andere ein Pulver, welches — —. Ein anderer hat etwas, so man in einen Topf voll Bohnen oder Erbsen wirft, daß sie alle herauslaufen. Einer verkauft Flederwische zu immerwährenden Lampendochten. Ein anderer hat oleum philosophorum und die Quintessenz, womit man bald reich werden kann, ein anderer oleum tassibarbassi wider den Frost, ein anderer eine köstliche Pomade, von Hammelschmalz bereitet, wider den Schorf, ein anderer ein Ratten- und Mäusegift, ein anderer eiserne Gebäude für die, welche ein Glied gebrochen haben, ein anderer Feuerspiegel und Brillen, mit welchen man im Dunkeln sehen kann oder sonst allerhand wunderbare Sachen sieht. Hier steht einer, der frißt Werg, und stopft es bis in den Hals hinein und speit Feuer heraus. Hier steht einer und verkauft Läusesalbe, das Gedächtniß damit zu stärken. Hier steht einer, der läßt sich die Hände mit heißem Fett betriefen; dort steht ein anderer, der wäscht die Hände und

das Angesicht mit geschmolzenem Blei; hier steht wiederum einer, der schneidet seinem Gesellen mit einem besonderen Messer durch die Nase, ohne Schaden. An einem anderen Ort zieht einer etliche Ellen Schnüre aus dem Mund. Hier zieht einer einem, der erst von ferne kommt, einen verlornen Brief oder dergleichen etwas aus dem Munde. Hier bläst ein einfältiger Tropf in ein Büchslein, daß ihm der Ruß in das Gesicht stäubt, dort wird einem Stockfisch eine Handvoll Pferdedreck statt einer Muscate in den Mund geworfen.

Dies sind die Griffe der Storger, Landfahrer, Gaukler und anderer müßiger Leute, womit sie sich durch die Welt bringen."

So weit der Bericht nach Garzoni. Dies zahlreiche leichtfüßige Volk drängte sich, mit wenig verändertem Aussehen, auch auf den deutschen Märkten. Aber neben den alten Gauklern und Krämern war auch in Deutschland eine neue Gattung der fahrenden Leute aufgekommen, harmloser, von ungleich höherer Bedeutung für die Gegenwart: die wandernden Komödianten. Die ersten Schauspieler, welche einen Beruf aus ihrer Thätigkeit machten, zogen am Ende des 16. Jahrhunderts zuerst von England oder den Niederlanden nach Deutschland. Noch waren sie nebenbei Seiltänzer, Springer, Schaufechter und Bereiter, noch gaben sie Narren an Fürstenhöfen und auf den Märkten großer Städte ab, und die beliebte Figur des Pickelhärings und bald darauf des französischen Jean Posset erregte noch lange von schlechtem Bretergerüst das homerische Gelächter der leicht befriedigten Menge. Kurz darauf wurden im Süden und am Rhein die Volksmasken des italienischen Theaters vertraut. Zugleich mit den regelmäßigen Zeitungen erhielt das Volk auch die rohen Anfänge der Kunst, menschliche Charaktere und die geheimnißvollen Bewegungen einer unruhigen Seele durch Miene, Geberde und täuschenden Schein einer That darzustellen.

Und merkwürdig, fast genau zu derselben Zeit werden

dem Volk die erſten behaglichen Romane geſchrieben. Und auch dieſe frei erfundenen Bilder des wirklichen Lebens beziehen ſich auf die fahrenden Leute; denn Vaganten, Abenteurer, entlaſſene Kriegsknechte, endlich ſolche, die in wunderbare Länder reiſen und dort ein Uebermaß von Merkwürdigem ſehen und greuliche Gefahren mit gleichſam unzerſtörbarem Leibe beſtehn, werden die Helden dieſer unvollkommenen Kunſtbildungen. Kurz nach dem Kriege ſchrieb Chriſtoph von Grimmelshauſen den Simpliciſſimus, den Springinsfeld, die Landſtörzerin Courage, das wunderbare Vogelneſt; die Helden ſind ſämmtlich Vagirende; ihnen folgte eine Fluth von Schelmenromanen und abenteuerlichen Lebensbeſchreibungen.

Freudenleer war durch den Krieg das Daſein der regelmäßigen Leute geworden, unbehilflich die Sitte, arg beſchmutzt die Sittlichkeit. Und doch war das Bedürfniß nach Aufregung allgemein. So lockte zur Darſtellung zunächſt, was dem unholden Leben der Schwachen fern lag. Sie ſuchten entweder mit vieler Weitſchweifigkeit ein ideales Leben vornehmer und feiner Menſchen in ganz fremdartiger Umgebung darzuſtellen, antike Schäfer und fremde Prinzen ohne Vaterland, — das thaten die Hochgebildeten; oder ſie ſuchten die gemeine Wirklichkeit wenigſtens dadurch zu adeln, daß ſie nicht weniger unbehilflich ſeelenloſe Verallgemeinerungen, Tugenden und Laſter, mythologiſche und allegoriſche Geſtalten mitten in ſie hineinſtellten; oder ſie ergriffen endlich Stoffe aus den niedrigen Kreiſen des Lebens, denen ſie ſich überlegen fühlten und deren fremdartiges Weſen doch noch lockte: ſie ſchilderten Strolche oder ſtellten Tölpel und Fratzen dar. Und dieſe letzte Kunſtthätigkeit war noch die geſündeſte. So wurde die unzarte Familie der Gaukler, Poſſenreißer und Schelme bedeutungsvoll für die Anfänge des Dramas, der Schauſpielkunſt, des Romans.

Aber neben der menſchenreichen Genoſſenſchaft, welche beſcheiden zu Fuß oder im Bretterkarren umherzog, ritten Landfahrer von höheren Anſprüchen durch das Land, einzelnen

noch schädlicher. Die Zukunft vorherzuwissen, Herrschaft über die Geister der Natur zu gewinnen, aus einem Steine Gold, aus dem Siechthum des Alters neue Jugend zu machen, war seit vielen Jahrhunderten die Sehnsucht der Begehrlichen. Und die, welche den Deutschen solches verhießen, waren häufig wieder Fremde, wieder Italiener, oder auch Landeskinder, welche, wie das Sprichwort sagt, dreimal in Rom gewesen waren. Seit in Italien der neue Eifer der wiederhergestellten Kirche Gute und Schlechte vor das Inquisitionsgericht zog, muß dort die Auswanderung unsicherer Menschen besonders häufig geworden sein. Es ist wahrscheinlich das Leben eines solchen Schwarzkünstlers, nach welchem die Abenteuer von Faust in dem alten Volksbuch mit gläubiger Unbehilflichkeit zusammengeschrieben sind. Seit Luther's Tod wird ihr Eindringen in die deutschen Fürstenhöfe oft sichtbar. Ein solcher Abenteurer, Hieronymus Scotus, war es, der um 1593 in Koburg die unglückliche Herzogin Anna von Sachsen-Koburg ihrem Gemahl Johann Casimir entfremdete und durch verruchte Mittel in seine Gewalt brachte. Vergebens waren die Bemühungen des Herzogs, die Auslieferung des Scotus von Hamburg zu erlangen, wo er eine Zeit lang mit fürstlichem Aufwand lebte. Fünfunddreißig Jahre früher war der Vater des Herzogs, Johann Friedrich der Mittlere, durch eine dreiste Betrügerin, welche sich für Anna von Cleve, geschiedene Gemahlin Heinrich's VIII von England, ausgab und ihm einen großen Schatz von Gold und Kleinodien versprach, wenn er sich ihrer annähme, lange getäuscht worden. Demselben Fürsten war eine andere Gläubigkeit zum herben Nachtheil geworden; denn der Einfluß, welchen Wilhelm von Grumbach, der hagere alte Wolf aus dem Rudel des wilden Albrecht von Brandenburg, über den Herzog gewann, beruhte sehr auf thörichten Prophezeiungen, die er ihm über die Kurwürde und über ungeheure Schätze gemacht hatte. Ein armer schwachsinniger Knabe, den Grumbach unterhielt, verkehrte

mit Engeln, die in einem Kellerloch hauſten und ſich bereit erklärten, Gold zu ſchaffen und dem Herzog ein Bergwerk an den Tag zu bringen. Es iſt aus den gerichtlichen Acten zu erſehen, daß die Englein des Bauernkindes eine — für ihre Glaubwürdigkeit ungünſtige — Aehnlichkeit mit unſern kleinen alten Zwergen hatten.

In Berlin war zur Zeit des Scotus Leonhard Thurneyſſer, ein Charlatan von mehr bürgerlicher Arbeit, als Goldmacher und Aſpectenverfertiger thätig; er entzog ſich durch die Flucht dem finſteren Schickſal, welches ſeine Berufsgenoſſen faſt immer traf, wenn ſie den Ort nicht ſchnell genug wechſelten. Auch Kaiſer Rudolf war ein großer Adept geweſen, er hatte in dem Goldtiegel ſeine politiſche Ehre und ſeine eigene Kaiſerkrone verquickt. Die Fürſten des 17. Jahrhunderts zeigten wenigſtens die leidenſchaftliche Betheiligung von Dilettanten. Während des Krieges war die Goldmacherkunſt ſehr wünſchenswerth geworden. Auch in dieſen Jahren drängten ſich die Adepten an die Kriegsherren; je dürftiger die Zeit, deſto zahlreicher, glänzender waren die Geſchichten von verfertigtem Golde. Dem König Guſtav Adolf ſollte ein begeiſterter Verehrer Gold aus Blei gemacht haben. Vor Kaiſer Ferdinand III ſollten durch einen Gran rothen Pulvers aus Queckſilber mehre Pfunde Goldes gemacht und aus ſolchem Metall eine einzige Rieſenmünze geſchlagen ſein. Nach dem Frieden rührten ſich die Adepten an allen Höfen; wenige Hauptſtädte, wo nicht Herd und Retorte für die geheimnißvollen Verrichtungen erhitzt wurden. Aber wer mit dem Landesherrn ſpielte, mußte ſich hüten, daß die Tatze des fürſtlichen Löwen ſich nicht vernichtend gegen ihn erhob. Wer kein Gold machen konnte, wurde eingeſperrt, und wer im Verdacht ſtand, doch welches machen zu können, wurde ebenſo feſt eingeſchloſſen. Der Italiener Graf Cajetan wurde zu Küſtrin in einem vergoldeten Kleide an einen Galgen gehängt, deſſen Balken mit Katzengold geſchmückt war; der Deutſche Hector von Kletten-

berg wurde auf dem Königstein enthauptet, wo vierzehn Jahre vorher Böttiger in strenger Abgeschlossenheit statt des Goldes das unschuldigere Porzellan herausgekocht hatte. Es ist kein Zweifel, daß es den Adepten und Astrologen erging, wie es von je den Leviten eines herrschenden Aberglaubens ergangen ist: sie waren selbst von der Wahrheit ihrer Kunst überzeugt, nur hatten sie starke Zweifel an ihrem eigenen Wissen, und sie täuschten Andere über ihre Erfolge, weil sie die Mittel suchten, größere Ergebnisse zu erreichen, oder weil sie vor der Welt den Schein behalten wollten, das zu verstehn, was sie für Wahrheit hielten. Diese waren nicht die ärgsten.

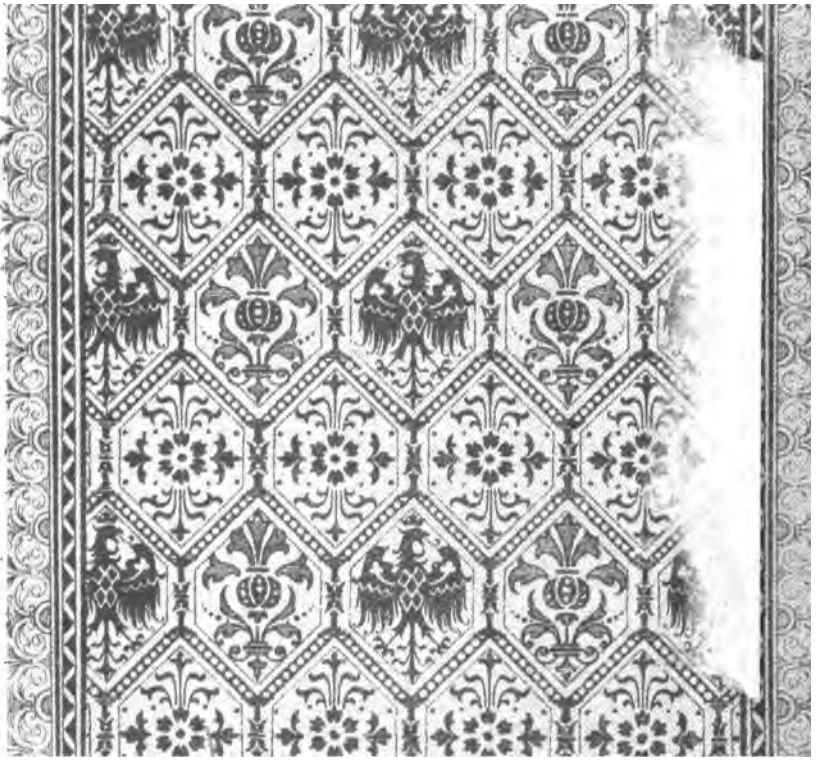
Vielleicht noch schädlicher waren die gewandten Gauner, welche mit fremden vornehmen Titeln in Deutschland, in Frankreich, in England erschienen, verklärt durch den Schimmer geheimer Kunst, zuweilen Verbreiter der schmählichsten Laster, häßliche Schattengestalten, welche erst der engere Verkehr der Völker, die neue Weltbildung möglich gemacht hatte. Ihre Erlebnisse, Betrügereien, geheimnißvollen Erfolge regten die Phantasie der Deutschen lange übermächtig auf. Noch Goethe hielt es der Mühe werth, an Ort und Stelle ernsthafte Nachforschungen über den Ursprung Cagliostro's anzustellen.

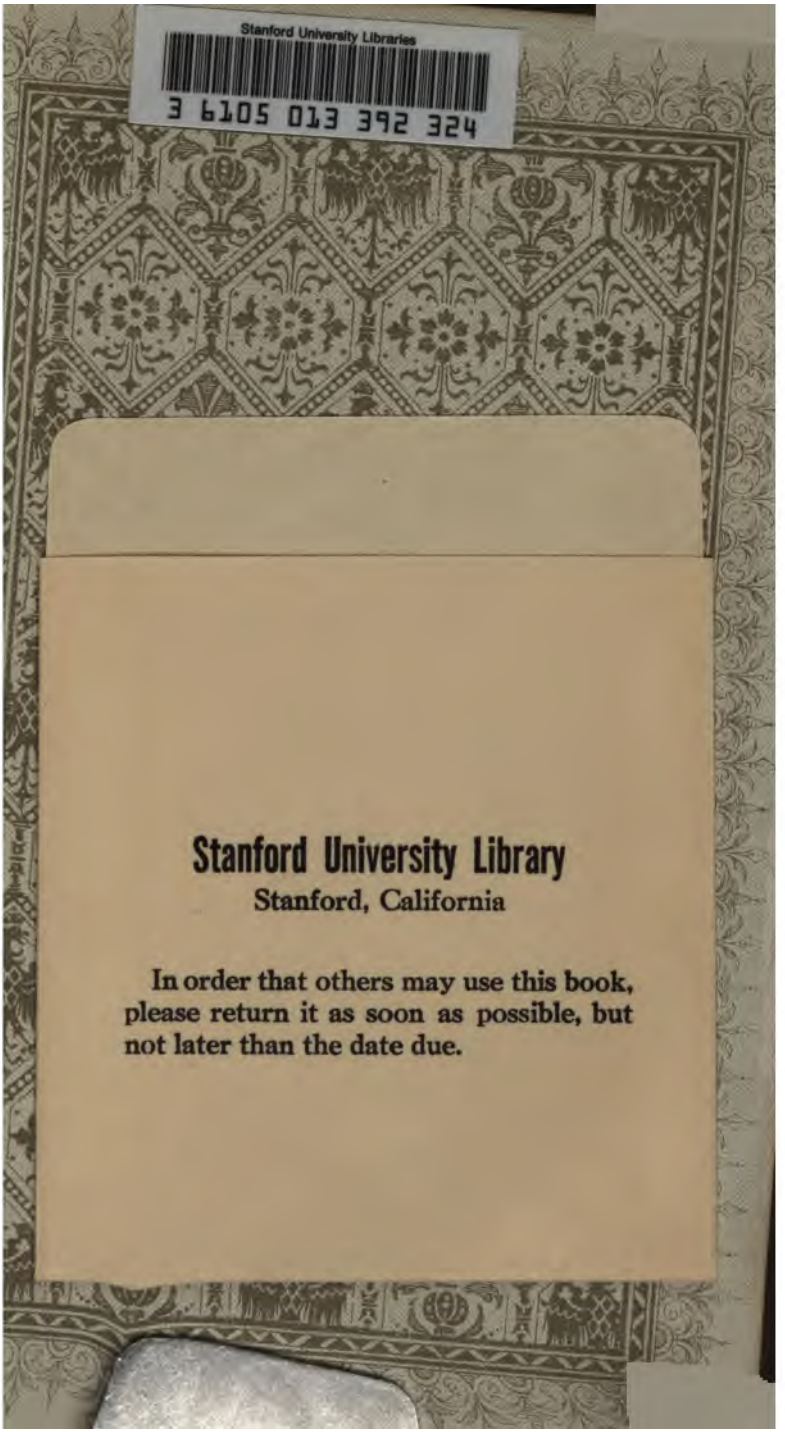
Auch in dem sittlichen Siechthum der Gesellschaft, dessen hervorragendste Vertreter sie sind, kann man allmähliche Umwandlungen erkennen. Sterndeuterei und Horoskopie waren nach dem Kriege bereits ein wenig abgenützt, die Fürsten suchten das rothe Pulver oder die unbekannte Tinctur, das Volk grub nach Geldtöpfen. Eine dilettantenhafte Beschäftigung mit der Naturwissenschaft brachte dem Volke wieder einmal die uralte Haselruthe in Ansehen, durch welche man Quellen, Mordthaten, Diebstähle und immer noch verstecktes Geld entdecken konnte, die Vornehmen erfüllte wieder einmal der uralte Glaube an geheimnißvolle Menschen, welche durch unbekannte Schritte in unergründete Tiefen der Schöpfung eine übermenschliche Lebensdauer erlangt und vertrauten Verkehr mit der Geisterwelt

hatten. Neben dem ehrlichen Freimaurerorden mit humaniſtiſchen Beſtrebungen entſtanden noch geheimnißvollere Verbindungen, worin den Schwächen der Zeit, durchtriebener Sinnlichkeit und kränklichem Myſticismus, durch einen weitläufigen Aufbau abgeſchmackter Geheimlehren geſchmeichelt wurde.

Ein ſtärkerer Wogenſchlag deutſcher Volkskraft hat ſeit dem Ende des letzten Jahrhunderts die meiſten dieſer Verbildungen fortgeſpült. Auch das alte Geſchlecht der Fahrenden hat an Zahl und Einfluß verloren. Nur noch ſelten bezaubert Bajazzo mit ſeiner ſpitzen Filzmütze die Dorfjugend, der hagere Hals des Kamels ſtreckt ſich nicht mehr nach den Blüthenbäumen unſerer Dorfgärten aus, nicht mehr häufig rollt der ſchwarze Hund ſeine feurigen Augen auf den unterirdiſchen Silberkiſten. Selbſt die Gauner haben gelernt höhere Anſprüche zu befriedigen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.




Stanford University Libraries
3 6105 013 392 324

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book, please return it as soon as possible, but not later than the date due.